
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01653913 2



Aus einem phantastischen Leben



Aus einem phantastischen Leben

Erinnerungen von Richard Voß



J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

1920

Buchausstattung von Paul Renner / Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Meinen Freunden

mit einem letzten Gruß

zugeeignet

„Er ist eine
verschwenderisch veranlagte Natur —
aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck."
Hedwig von Olfers über Richard Voß in
dem Buch: „Hedwig von Olfers"
von Hedwig Abeken

* *

*

„Siehe, es will Abend werden!“

In meinem Arbeitszimmer, vor mir an der Wand, hängt ein Aquarell. Es stellt eine hügelige Landschaft dar, erglühend im letzten Abendsonnenschein. Ein Fluß durchrauscht sie und in der Ferne, unterhalb bescheidener Höhen, erhebt sich der schlanke Kirchturm eines Dorfes.

Eine Brücke führt über den Fluß, dessen schnell fließende Wasser wie Gold und Purpur glänzen. Er eilt dem Meere zu: der Fluß ist müde und will ausruhen.

An dem hölzernen Geländer lehnt ein Mann. Es ist ein Feldarbeiter mit der Sense über der Schulter.

Der Mann ist alt.

Er hat sein Tagewerk getan und kehrt vom Acker nach seiner Hütte zurück.

Sein Tagewerk war die Ernte. Die Frucht, die er säte, ist gereift; ist, trotz Hagel und Unwetter, gereift, um in die Scheuer geführt zu werden und dem Menschen das heilige tägliche Brot zu geben.

Der Alte ist müde wie der Fluß und der Tag es sind: auch der Tag will in Gluten zur Ruhe gehen.

Unter das Bild schrieb die Hand meines Freundes Richard Kandt: „Siehe, es will Abend werden!“

Oft lege ich die Feder aus der Hand, betrachte die abendliche Landschaft mit dem alten müden Arbeiter, lese die Unterschrift und sage still für mich hin: „Siehe, es will Abend werden! . . . Auch für dich will es Abend werden!“

Und nun hört mich, ihr, meine Freunde, was ich, der ich ein Abschiednehmender bin, euch zu sagen habe.

Ihr wißt, daß es mir schwer fällt, von mir selbst zu sprechen. Oft genug schaltet ihr mich deswegen!

Inhalt

I.

Morgendämmerung

1851

Wie kann ein phantastisches Leben, das ich nach eurer Meinung geführt haben soll, in solcher nüchternen Umgebung entstehen? Laßt mich nachdenken. Hört ihr über meinem Waldhaus, darüber alle Wipfel Ruhe haben sollen, die Tannen, Buchen und Ahornbäume rauschen? Ihre beschwörende Musik soll mir die Melodien meiner Kindheit zurückrufen.

Meine Heimat —

Sie liegt dort oben, wo die Welt rauher ist als hier im Süden des deutschen Reichs, wo die Menschen härter sind als hier: härter durch Arbeit, Entbehrung und Mühsal; denn sie müssen ihr tägliches Brot im Schweiß ihres Angesichts verdienen, so daß der Fluch sich an ihnen erfüllt. Aber gerade das macht sie stark und verwandelt den Fluch in Segen.

Weit erstreckt sich das flache Land, unabsehbar weit. Es ist Plattland und die Sprache seiner Bewohner greift mir ans Herz. Schön ist dort oben das flache weite Land! Wohin das Auge blickt, Felder und Wiesen und immer wieder Felder und Wiesen. Den Horizont umfaßt ein schwarzes Band. Das sind die Kiefernwälder, deren Stämme feierlichen Säulen aus Porphyr gleichen, deren Wipfel Dome bilden, die der Sturm durchbraust wie mit Orgelklang. Ich möchte euch meine Heimat sehen lassen, wie meine Kinderaugen sie sahen; und sie sahen sie in einer wahren Herrlichkeit, sahen sie in Verklärung. So war mir denn mein Heimatland zugleich Märchenland. Was ich als Kind erlebte, schien nicht Wirklichkeit zu sein, sondern wurde mir eben zum Märchen; wurde es in meiner Phantasie. Ich dichtete mir meine Heimat. Nun liegt sie mir so fern, daß ich darüber staune, jemals ein Kind meiner Heimat gewesen zu sein. Ich war ihr sehr ungewöhnliches Kind: ungewöhnlich in

ihrer Leidenschaftlichkeit war meine Liebe zur Heimat. Dieses leidenschaftliche Gefühl für einige Schollen Ackerlands, für ein Stück Wiese und Wald galt als erstes Anzeichen dessen, was in mir krankhaft genannt wurde.

Ich war ein seltsames Kind.

So nannte man mich nämlich damals: ein „seltsames" Kind! Ich verstand nicht, was sie damit meinten. Aber die Großen und Klugen, die das Kind so nannten, werden wohl recht gehabt haben. Es wurde mir so oft eindringlich gesagt, daß ich vor mir selbst Scheu empfand, weil ich solch ein seltsames Kind sein und meine pommersche Heimat „krankhaft" leidenschaftlich lieben sollte ...

Soll ich sie schildern mit dem grünen wogenden Meer ihrer sprießenden Saaten, die im Sommer zu Fluten wogenden Goldes wurden; schildern die Gefilde weißen und roten Klees, darüber ein Summen schwebte, daß die Luft davon tönte wie eine Äolsharfe? Meine Heimat schildern mit den Feldern von azurblauen Lupinen und goldgelbem Raps?

Da war ein Hügel, nicht viel höher als ein Kirchturm, den wir stolz unseren „Berg" nannten. Wenn ich kleiner Kerl diesen Chimborasso glücklich erklettert hatte und von seinem Gipfel aus Umschau hielt — schon damals hätte ich für meine Heimat sterben können, wie im Jahre 1870 und wie jetzt in den Jahren 1914 bis 1918 Deutschlands Söhne zu Tausenden und Abertausenden den Heldentod für das Vaterland starben. Oft stand ich dort oben und weinte über die Herrlichkeit meiner Heimat. Ich weinte, weil ich meine heiße Liebe zur Scholle nicht anders ausdrücken konnte als durch Tränen.

Und die Wolken! In dem Märchen meiner Kinderzeit waren die Wolken die glanzvollen Gebilde, die am Himmel aufstiegen und darüber hinzogen, die sich auflösten und verschwanden. Ich sah in dem Äther des unermeßlichen Himmelsgewölbes Gestalten mit goldverbrämten Purpurmänteln; sah feuerspeiende Drachen und Ungeheuer, Elfenreigen und holdselige Frauen mit Strahlendiademen; sah darin silbergepanzerte Ritter und greuliche Riesen. Sie alle sprachen zu dem Kinde und erfüllten seine Seele mit etwas Unverständlichem, Geheimnisvollem, darüber es sann und sann und davon der Knabe seiner alten Wärterin Märchen erzählte: Märchen der Wolken.

Mein Elternhaus —

Ein kleines Haus, bis zum Dach mit Efeu umrankt; das Haus eines pommerschen Landmanns, dessen ganzes Leben Arbeit, nichts als Arbeit war. Jeder Raum in dem bescheidenen Hause erschien mir als Prunksaal, dessen Wände ich mit meiner geschäftigen Einbildungskraft mit Seide und Samt bekleidete, dessen Geräte ich aus Gold formte und mit Juwelen verzierte.

In dem efeuumrankten Haus gab es eine Giebelstube mit blauer Tapete und einem gewaltigen blauen Kachelofen. In dieser Stube ward ich geboren im Jahre 1851 — auf dem Rittergut Neu Grape bei Stargard in Pommern — nach langer Ehe meiner Eltern, des Rittergutsbesitzers Julius Voß und seiner Frau Mathilde, geborene Miesch, als deren einziger Sohn; meine jüngste Schwester war volle zwanzig Jahre älter als ich. Von Geburt an war ich ein überzartes, ewig kränkelndes Kind.

Ward es in meiner Heimat nach einem langen kalten Winter endlich Frühling, so reichten die Fliederbäume mit ihren weißen, violetten und blauen Blütendolden bis hinauf zu den Fenstern der Giebelstube; der Goldregen leuchtete ins Zimmer hinein und der Scharlach des Rotdorns. Bis ins Zimmer hinein strömte der Duft der Narzissen und Hyazinthen und Sommers der Wohlgeruch des Goldlacks und der Reseden, der Levkoyen und Rosen. Gewiß gab es auf der Welt keinen zweiten solchen Garten, wie rings um mein Elternhaus in dem Märchenland meiner Kindheit! Hatte es geregnet, so war es, als stiegen wie in einem katholischen Gotteshause Wolken von Weihrauch vom Altar der Erde zum Himmel empor. Es dufteten die Felder, die Fluren und die Schollen des frisch aufgebrochenen Ackers. Dann war mein märchenhaft schönes Heimatland zugleich heiliges Land.

Wenn in den langen und bitterkalten Wintermonaten im Ofen das Feuer prasselte, der Sturm um das alte Haus fuhr, die Hofhunde bellten und ich weich und warm im Bette lag — welche wundersamen Geschichten schwatzte ich mir zu solchen Zeiten selbst vor, auf die Stimme des Feuers und des Sturmes lauschend. Das war schön! Nie wieder habe ich solche schönen Geschichten erzählen hören, geschweige denn selber erzählt. Jedes Kind wird solche Geschichten erfinden, denn jedes Kind ist ein Dichter ...

Ich möchte von meinem Vater sprechen, von dem stillen, ernsten, vornehmen Manne, hochgewachsen und schlank, mit feinem, edlem Antlitz. Aber ich kann von ihm nur sagen, daß ich nicht wert bin, der Sohn eines solchen Vaters zu sein. Er starb, als ich gerade anfing, seiner am meisten zu bedürfen; und er starb an gebrochenem Herzen: an unglücklicher Liebe zu seiner Heimat. Sein Herz brach, weil er die Scholle verließ, die er bebaut und zu reicher Frucht gebracht hatte. Er verließ sie aus allzugroßer Liebe zu seiner Tochter, die auf dem Gute Herrin sein wollte und eine dämonische Seele besaß. Das Gut sollte später der Besitz des einzigen Sohnes meiner Eltern, es sollte der meine werden: mein geliebtes Eigentum. Aber auch der Sohn mußte der unheilvollen Macht weichen, mit welcher das Drama meiner Kindheit begann; eine Macht, die mich um eine glückliche Kindheit gebracht hat.

Meine Mutter war eine schöne und gute Frau und sie war eine Frau alten Schlages. In der geräumigen Gesindestube standen drei mächtige Webstühle, darauf das gesamte Linnen des Hauses gewebt wurde. Sogar der feine Damast des Tischzeugs. Wie an Winterabenden die Spinnräder der Mägde schnurrten! Meine Mutter ging von einer zur anderen, prüfte bei einer jeden den Faden oder saß selber am Rocken. Es war damals eben noch die alte gute Zeit, von der man heute Geschichten erzählen könnte, die auch wie Märchen sich anhören würden. Alles, was in dem großen Haushalt gebraucht ward, mußte im Hause selbst, mußte auf dem Hof, in den Stallungen und Gärten erzeugt sein. Unser Gesinde diente auf dem Gut schon seit Großvaters Zeiten, und seine Sorge war die Sorge der Herrschaft, wie seine Freude zugleich die Freude des Herrn war ...

Wie kindlich fromm erscheint jene Zeit und jenes Geschlecht. Ich könnte die Dorfkirche malen, von den dichten Reihen der Gräber umgeben, darüber eine Wildnis von Flieder und Holunder, von Rosen und Jasminblüten. Die niedrige Mauer war an manchen Stellen eingesunken. Die Dorfkinder spielten in dem hohen Grase; Schafe und Ziegen weideten darauf; und wenn an dem alten Maulbeerbaum die süßen schwarzen Früchte reiften, so gab es im ganzen Dorf keinen lustigeren Platz als die Ruhestätte der Toten. Es war darum aber doch ein heiliger Ort.

Wenn Sonntags die Glocken zur Kirche läuteten, durchdrangen Schauer meine Kinderseele; denn jetzt trat ich den Gang zu Gott an.

Zu Gott!

Das war ein Wort von solchem geheimnisvollen Klang, wie kein anderes Wort unserer Sprache. Dieser Gott war von Ewigkeit an; dieser Gott hatte alles erschaffen; dieser Gott thronte über den Wolken; dieser Gott wußte alles, sah alles: alle menschliche Sünde und Schuld; zu diesem unsichtbaren und doch allgegenwärtigen Gott lehrte man mich beten, als ich kaum die ersten Worte stammeln konnte. Um zu ihm zu beten, mußte ich meine Hände falten, und zu ihm ging ich jeden Sonntag mit den Eltern und dem Gesinde in die Kirche, die sein Haus war: ein Gotteshaus auf Erden.

Wie kahl und armselig war in unserem Dorf das Haus Gottes! Über den mit einem bunten Teppich belegten Stufen ein schwarz behangener Altar, mit Silberstickereien verziert, auf dem ein hohes Kreuz sich erhob, ein Werk meiner Mutter. An dem Kreuz hängend ein nackter jugendlicher Leib, aus Wunden blutend, das Haupt mit einer Dornenkrone bekränzt und tief auf die Brust herabgesunken: ein Gemarterter, Gekreuzigter, Sterbender.

Man sagte mir: der Gekreuzigte sei Gottes Sohn, am Kreuz für die Sünden der Menschheit gestorben; für unsere Sünden, um uns davon zu erlösen!

Das sagte man mir, das hörte ich sie sagen, das verstand ich nicht, darüber versank ich in Grübeleien. Denn: gemartert, gekreuzigt, sterbend ein Sohn des Gottes, in dessen Haus ich jeden Sonntag betete, zu dem ich jeden Morgen und Abend die Hände erhob: „Abba, lieber Vater im Himmel!“ Sein Sohn um unserer Sünden willen gemartert und gekreuzigt; Gottes Sohn sterbend für unsere Sünden, für die Erlösung von unseren Sünden —

Für welche Sünden?

Auch darüber sann ich und sann und verstand es nicht. Wie hätte ich es auch verstehen sollen?

Während des ganzen Gottesdienstes hielt ich die Augen unverwandt auf das Kreuz mit dem sterbenden Gottessohn gerichtet. Wie er mich dauerte! Noch heute, als alter Mann, empfinde ich jenes

blutige Mitleid mit dem Heiland, der um unserer Sünden willen starb: in Qualen, ein Martyrium erduldend.

Schon als Kind fühlte ich die göttliche Schönheit des Menschen, die Menschenherrlichkeit des Gekreuzigten schauend. Denn auch Jesus Christus war des Menschen Sohn . . .

Wie kahl die Wände der kleinen Dorfkirche, mit weißer Tünche wie mit Totenfarbe bedeckt! An den bleichen Mauern hingen seltsam geformte Kronen aus Bandwerk und Flittergold. Unter jeder dieser Kronen befand sich eine kleine schwarze Tafel mit einer Inschrift. Man sagte mir, die Schrift nenne den Namen des Gestorbenen und es wären die Totenkronen derer, die draußen, rings um die Kirche, schlummerten, unter den von Gras und Blumen überwucherten niedrigen Hügeln, darauf die schwarzen Holzkreuze sich erhoben, über welche Flieder und Holunder, wilde Rosen und Jasmin ihre Blütenzweige niederhängen ließen. Nachtigallen, Amseln und Finken sangen den Gestorbenen die Totenklage.

Sterben, Tod, begraben. — Ich hörte davon reden und sann und sann; habe auch jetzt noch nicht aufgehört zu sinnen, was in der Welt der Tod ist, und sah doch so viele sterben, stand doch an so vielen offenen Gräbern.

Und jetzt die Heerscharen blutiger Toter im Osten und Westen, im Norden und Süden —

Das eine muß ich von unserer armseligen Dorfkirche noch erzählen: Von dem Mann, der vor dem Altar und auf der Kanzel stand, im langen schwarzen Gewand, mit einem eigentümlichen weißen Leinwandstücklein am Halse. Es war der Herr Pastor. Er tat so feierlich, sprach solche hohen Worte. Dabei wußte ich doch genau, daß er so ganz anders war, wenn er am Sonntagmittag bei meinen Eltern den guten Braten verzehrte oder abends am Spieltisch gar nicht aufhören konnte zu karteln. Das paßte so wenig zu seinem feierlichen Gebaren im Hause Gottes, dessen „Diener" er war. Ich stellte mir einen „Diener Gottes" ganz anders vor und litt unter meiner kindischen Einbildung. Es ist wahrlich kein Glück, ein arger Phantast und Träumer zu sein!

Aber ich wollte von der guten alten Zeit erzählen, von dem reichen Leben eines großen Gutshofes; im gesegneten Weizacker, von



Mathilde Voß, geb. Miesch
Die Mutter des Dichters
1

Julius Voß
Der Vater des Dichters
2

dem stillen Wirken meines edlen Vaters, dem emsigen Schaffen meiner guten Mutter, von der ganzen Poesie eines solchen Daseins auf dem flachen Lande, dessen Ackerschollen des Landes Reichtum entströmte, dessen Bewohner damals noch nach Urvätersitte lebten. Erzählen wollte ich von der Gastfreundschaft eines solchen Hauses. Ringsum lagen die Güter von Freunden und Bekannten, mancher Nachbar Meilen entfernt. Zu Besuch kam er trotzdem, stundenweit kam er in altertümlich schwerfälliger Karosse, von vier Pferden gezogen, auf Wegen, in deren Schlamm zur Regenzeit Pferde und Räder einsanken. Bisweilen standen auf unserem Hof des Nachmittags zehn und mehr solcher ehrwürdiger Vehikel. Dann hatte Mamsell zu tun! Gänse und Enten, Hühner und Tauben wurden erbarmungslos geschlachtet, aus dem Fischbehälter Karpfen und Krebse geholt. Es wurde gebraten und gebacken, wurde gegessen, wie ich später nie wieder habe essen sehen. Bis in die tiefe Nacht hinein blieben die Gäste und viele von ihnen zogen erst nach Mitternacht heimwärts. Aber sie waren fröhlich gewesen, fröhlich in einer Harmlosigkeit, wie sie die Zeit und das Geschlecht von heute nicht mehr kennen. Anderen Tags kamen andere liebe Gäste und jeden Tag wieder neue; und für alle wurde geschlachtet und gefischt, gebacken und gebraten; alle ließen es sich prächtig schmecken; alle waren guter Dinge. Darum sollen sie gesegnet sein, diese Tage, die gewesen sind und nicht mehr wiederkehren . . .

Nun aber muß ich berichten, was für mein ganzes Leben bestimmend war; was mein ganzes Wesen schuf, mir nicht zum Heil. Ja, ich muß sagen: mir zum Unheil.

Ich brauchte schon einmal den Ausdruck: ich sei ein seltsames Kind gewesen. Seltsam nannten mich Verwandte, Freunde, Bekannte. „Welch ein seltsames Kind!" Ich war also anders als andere Kinder? Weshalb war ich anders? War es ein Unrecht, anders zu sein als andere? Wer trug daran die Schuld? Doch wohl ich selbst! Aber ich wäre gern gewesen wie andere Kinder, von denen die Leute nicht zu sagen brauchten, sie seien seltsam. Es war kein Glück, seltsam zu sein!

Infolge dieses dumpfen Bewußtseins war ich schon als kleiner Knabe ein einsames Kind, das stundenlang an einem besonders

geliebten verborgenen Platz im Garten oder auf der Wiese oder unter den Erlen des „Fließes“ vor den Menschen sich gleichsam verkroch, stundenlang die Wolken anstaunte, darin sonderbare Gestalten schaute, und sich selbst Märchen erzählte oder sonst etwas vorfabelte.

War es etwa seltsam, daß ich meine Heimat mit solcher Leidenschaft liebte? Daß ich nachts nicht einschlafen konnte, weil ich fürchtete, den Morgen zu verschlafen und dadurch eine Stunde Heimatglück zu verlieren? War es seltsam, daß ich schon als Kind Menschen und Dingen, an denen mein Herz hing, dieses Herz zu sehr gab?

Es mußte wohl so sein. Nicht nur meine Natur war es, ein seltsames Kind zu sein; es wurde dem Knaben, dem Jüngling, dem Mann zum Schicksal. Ich konnte es nicht von mir abwenden. Wie hätte ich das tun können? Keine Hand streckte sich nach mir aus, mir beizustehen in einer Not, für welche ich kein Verständnis besaß. Und hätte eine solche liebevolle Hand sich nach mir ausgestreckt, sie würde mir wahrscheinlich doch nicht haben helfen können.

2.

Der seltsame Knabe

1859

Ich war acht Jahre alt, als ich den ersten großen Schmerz meines jungen Lebens erfuhr. Ich habe an diesem Schmerz viele Jahre gekrankt und es hat lange gedauert, bis ich wieder fröhlich sein konnte. Ich war von jener Zeit an auch ein schwermütiger, trauriger, ein unglücklicher Knabe, der große Schmerz hatte mein Herz getroffen: es war dieser Schmerz der Reif in dem Frühling meines Lebens!

Ich mußte fort aus meiner Heimat. Jene unheilvollen Gewalten in meiner Familie hatten ihren Zweck erreicht: meine Eltern hatten eingewilligt, das Gut ihrer Tochter und deren Mann zu übergeben und nach der Stadt überzusiedeln: nach Berlin! Man sagte mir, es geschehe um meinetwillen. Ich müßte lernen und auch sonst — genug, ich mußte meine Heimat verlassen.

Um meinetwillen in die große Stadt —

Dabei war ich ein überzartes, ewig kränkelndes Kind. Dennoch nahm man mir die stärkende Luft und das kräftigende Leben auf dem Lande, nahm mir das Glück dieses Lebens, tat mir den großen Schmerz an, nahm mir die Heimat.

Wie soll ich schildern, was ich bei dieser Trennung empfand? Ich war wie entgeistert. Als es zum Abschiednehmen kam, begann für den Knaben ein Martyrium: das Martyrium des Kindes. In meiner Heimat befand sich kein Geschöpf, kein Baum und Strauch, an dem mein Herz nicht gehangen hätte, wie nur ein zärtliches Kinderherz an etwas Geliebtem hängen kann. Von dem allem ward ich auf das rücksichtsloseste, auf das grausamste losgerissen und alles sollte um meinetwillen geschehen: mir zuliebe!

Als ich in unserem alten Wagen mit unseren alten Pferden zur nächsten Bahnstation fuhr — sie lag viele Meilen vom Gute

entfernt — und als ich die Spitze des Kirchturms noch ein letztes Mal sah, sprang ich aus dem Wagen, warf mich auf den Boden, umfaßte mit meinen hilflosen Kinderarmen die Scholle der Heimaterde, als wollte ich mich an sie klammern, mich an sie schmiegen, wie ein Kind an die Mutterbrust. Man riß mich los und ich mußte fort.

Fortan lebte ich in der großen Stadt.

Die Häuser waren für mich nicht Häuser, sondern hohe Mauern aus braunem oder grauem Stein, in die von oben bis unten Öffnungen eingeschnitten waren: Türen und Fenster. Ich war eingeschlossen von diesen Wänden, war dazwischen lebendig begraben. Über den Dächern sah ich ein Stück Himmel: solch ein kleines armseliges Stück! Und die Wolken, die am Himmel hinzogen, waren nicht mehr meine Wolken, nicht mehr meine leuchtenden, mit Gold und Purpur gesäumten Märchengebilde. Himmel und Wolken waren vor dem Dunst und Qualm der großen Stadt kaum zu sehen. Und die Menschen! Sie drängten sich, hasteten aneinander vorüber, hatten keinen Blick für einander, kein Herz für einander. Anstatt des Rauschens der Wipfel, des Brausens des Sturms das widerwärtige Gerassel der Wagenräder auf dem schlechten Pflaster; von früh bis spät Lärm und Getöse. Das alles war häßlich! Schon als Knabe hatte ich eine seltsame Sehnsucht nach allem, was schön war: nach schönen Formen und Farben, schönen Gebilden und schönen Menschen. Ich hätte nicht sagen können, was ich unter Schönheit verstand, fühlte nur heiße Sehnsucht nach einem Etwas, wofür ich den Ausdruck nicht fand.

Ich sollte in der Stadt lernen. Also brachte man mich zur Schule: auf das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in der Friedrichstraße, Ecke der Kochstraße. Ich war dort zusammen mit vielen anderen Knaben. Sie waren mir fremd und fremd blieben sie mir. Wie ich als Kind ohne Spielgefährten war, so auch als Knabe. Man glaubt nicht, wie traurig eine Kindheit ohne Spiele und ohne Kameraden ist. Es ist dann eben keine Kindheit mehr. Ich habe als Kind, so lange ich in der großen Stadt war, nicht gelacht . . .

Ich sagte wiederholt, daß ich ein sehr schwächliches und armseliges Geschöpf gewesen sei. In der Stadt wurde aus dem

ewig kränkelnden ein ernstlich kranker Knabe und ich wurde es, weil ich ein unglückliches Kind war. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke und wenn ich versuche, mich mir vorzustellen, so sehe ich mich fast beständig im Bett liegen, von der überzärtlichen Sorge meiner Mutter betreut, von freundlichen Ärzten behandelt. Aber doch immer krank. Jeder meiner Wünsche wurde erfüllt. Da man mir indes mein verlorenes Paradies nicht wiedergeben konnte, so hatte ich keine Wünsche. Nur Bücher wollte ich haben. Lesen wollte ich. Man gab mir wahllos und ich las und las. Es war jedoch kein bloßes Lesen, es war ein innerliches Erleben: jede der vielen Geschichten wurde von mir durchlebt, und zwar in so intensiver Weise, daß ich beständig fieberte. Das besserte meinen Zustand nicht. Schließlich mußte man mich aus dem Gymnasium fortnehmen: ich konnte nicht lernen, war immer krank.

Nun sollte ich mit Gewalt gesund werden. Ich bekam einen Hauslehrer und mit diesem und mit meiner Mutter wurden Badereisen unternommen: jeden Frühling und Sommer eine Badereise.

Es war jedes Jahr das nämliche Ziel im bayrischen Hochgebirg. Als ich eines Frühlingstags, über München reisend, zum ersten Mal die ferne Kette der Alpen erblickte, schrie ich auf. Das waren ja meine Wolken! Und sie waren eitel Glanz und Glorie! Man sagte mir, es wären die Berge; und der Glanz, der ihre Gipfel umfloß, wäre der Schnee, der sie noch im Frühling bedeckte. Das gab ein Staunen! Zu dem Bade — es war Reichenhall — führte damals noch keine Bahn und wir mußten von Teisendorf aus viele Stunden in einer alten gelben Postkutsche fahren. Der Postillon trug einen mit Silberborten und weiß-blauen Schnüren verzierten hellblauen Frack und auf dem steilen steifen Hut einen hohen weiß-blauen Federbusch. Weiß und blau — die bayrischen Farben! Weiß waren die Alpen und blau war der Himmel. Also trug die Natur selbst die bayrischen Farben; und die Welt war in diesem weiß-blauen Bayernlande so wunderschön, daß ich glaubte, in einem Traumlande zu sein ...

Steht auf, meine Freunde! Tretet auf den Altan, der mein Berghaus von allen Seiten umgibt, und blickt hinaus. Seht die Wälder, die Wiesen; seht den Watzmann, den Untersberg und die

Reiteralp. Seht die Frühlingsherrlichkeit dieses von den Göttern und den Menschen geliebten Landes. Glanzumflossen die Gipfel, gleich eitel Gold die knospenden Buchenwälder. Die Fluren schimmern gelb von Primeln, blau von Genzianen, rot von Orchideen. So, gerade so, wie dieses schöne Land heute vor mir liegt, sah ich es zum ersten Mal. Könnt ihr verstehen, wie dem zwischen Mauern eingekerkerten Knaben zumute war? Eine Wiederbelebung war's, ein Auferstehen!

Dieses wunderschöne oberbayrische Land ist ja dann auch meine zweite deutsche Heimat geworden, nachdem man mir die erste geraubt hat . . .

Ich möchte über meine ersten Jugendjahre hinwegeilen, habe davon schon zu viel gesprochen. Aber, wenn man einen Baum kennen lernen will, so muß man wissen, auf welchem Boden er gewachsen ist, ob seine Wurzeln sich frei und weit in gutem Erdreich ausbreiten konnten, ob er viel Sonnenschein hatte, ob kein Wurm den jungen Stamm zernagte, kein Sturm seine Krone brach, kein später Frost seine ersten zarten Triebe vernichtete. Deshalb mußte ich von meiner ersten Kindheit und Jugend sprechen.

Abschied von dieser ersten Kinderzeit will ich nehmen, indem ich einen Eindruck berichte, der mein ganzes Inneres packte. Auch dieser Eindruck war für mich ein Mysterium, ähnlich dem Gottesdienst, der bis dahin das Geheimnisvollste und zugleich Gewaltigste meines jungen Lebens gewesen.

Ich besuchte zum ersten Mal das Theater, sah an der Seite meines Vaters zum ersten Mal ein Schauspiel, erlebte das wundersame Ereignis in Berlin im Königlichen Schauspielhaus.

War dergleichen möglich? Es gab auf der Welt noch eine zweite Welt? Eine erhabene, verklärte? Dieser Held und diese Heldin! Was sie zu dem atemlos lauschenden Publikum sprachen, welche Schicksale an ihnen sich erfüllten, wie sie daran zugrunde gingen! — Wundersam war's und herrlich zugleich! Und wir, die Zuschauer, erlebten ihr Geschick, als ob es unser eigenes wäre. Von allem Wunderbaren war dieses Erleben das allerwunderbarste.

Meine Erregung war so stark, daß sie mich von neuem auf ein schweres Krankenlager warf. Ich lag im Fieber. Im Fieber schrieb

ich dann selbst das Stück, welches ich auf der Bühne gesehen hatte. Ich befand mich in Ekstase, hatte Visionen. Auch dieser Zustand wurde für mein ganzes Leben bestimmend. Das meiste, was ich für die Bühne geschrieben habe, entstand unter ähnlichen Zuständen.

Meine gute Mutter schüttelte bedenklich den Kopf: sie verstand ihren Sohn nicht; mein edler Vater sah seinen Jungen mit einem langen stillen Blick an; unser freundlicher Hausarzt aber sagte, und er sagte es mit dem Ausdruck aufrichtiger Sorge: „Ein seltsamer Knabe! Wirklich ein seltsamer Knabe!"

Leider, mein guter Doktor!

3.

Fort aus der großen Stadt.

1864

Ich konnte meinen Eltern nicht helfen: sie mußten mich aus der großen Stadt fortlassen; denn ich wurde in dem Mauergrabe kränker und kränker. Auch der Arzt wußte nicht mehr, was mit mir anfangen. Also riet auch er: „Der Knabe muß fort!“ Wohin? Hinaus aufs Land, in eine ländliche Erziehungsanstalt. Lange Zeit wurde gesucht, dann fand man einen geeigneten Ort und es war zugleich der beste, den man finden konnte:

Thüringen.

Nicht mehr plattes Land, sondern ein fruchtbares, liebliches Hügelland, durchströmt von einem schmalen Fluß, dessen Ufer dunkle Erlen säumten, darunter die klaren Wellen wie unter einer feierlichen Kuppel rauschend dahinströmten. Er floß durch Wiesen und Gehölz. Im Frühling war der Rand seines Bettes blau von den kleinen sternförmigen Waldanemonen und von wilden Veilchen. Der Name dieses Flusses aber hatte einen Klang, fast wie jener zu einem spärlichen Bach gewordene Wasserlauf, an dem Athen, das alte, große, hochherrliche Athen, zu Füßen der Akropolis sich erhebt.

Es war die Ilm.

Die Erziehungsanstalt, die mich aufnahm, lag unmittelbar am Ufer der Ilm. In meinem Zimmer, von meinem Bett aus, hörte ich ihr raunendes Rauschen. Es wurde für mich zur Musik, gerade wie in meiner Kindheit das Rauschen der Wipfel und das Brausen des Wintersturms um die Giebelstube meines Elternhauses. Es war eine gesegnete Stunde, in der ich zum erstenmal in das große gelbe Haus an dem Ufer der Ilm trat.

Gesegnet wurde die Stunde durch die Führer der Anstalt. Sie wurden mir Erzieher, Freunde, zweite Eltern. Ich verlor sie früh, viel zu früh für meine Entwicklung und für mein ganzes Leben.

Aber sie starben mir nicht, leben mir noch heute, wirken noch heute in mir fort und von dem Guten, das in mir sein mag, habe ich vieles ihnen zu danken.

Die Erziehungsanstalt führte den wohllautenden Namen „Andreasinstitut". Ihr Gründer und Leiter war Professor Dr. Karl Niese; und seine Frau seine getreue Helferin. Er entstammte einer Gelehrtenfamilie aus dem nahen Schulpforta, war ein deutscher Mann in des Wortes voller Bedeutung; war, in des Wortes voller Bedeutung, ein Christ nach dem Wesen des Heilands, im Geist Martin Luthers; war ein Mensch nach dem Ausspruch Goethes: edel, hilfreich und gut.

Dieser wahrhaft gute Mensch liebte mich bis zu seiner Todesstunde wie einen Sohn. Das mag für mich sprechen, wenn vieles gegen mich zeugen sollte.

Meines väterlichen Freundes Gattin war eine Engländerin aus vornehmer Familie, und vornehm war sie in jedem Gedanken, jeder Empfindung. Niemals lernte sie das Deutsche auch nur leidlich sprechen; aber sie verstand den deutschen Geist und hielt ihn hoch. Diese Frau war es, die meinte, in dem seltsamen Knaben stecke etwas von einem „Dichter"; sie sagte es, als ein Lehrer mich fälichlich beschuldigte, ich hätte einen deutschen Aufsatz irgendwo abgeschrieben. Jedenfalls hörte ich aus ihrem Munde zum erstenmal, daß ich noch etwas anderes sein könnte, als ein seltsamer Knabe. Die Wohltat, die sie mir dadurch erwies, sei ihr noch nach ihrem Tode gedankt . . .

Eigentlich gehörte ich nicht in die Anstalt: war ich doch ein Sohn bürgerlicher Eltern, hatte mit den Knaben, die mit mir erzogen wurden und mit ihrer zukünftigen Lebensstellung nichts gemein. Es waren die Söhne von Prinzen und deutschem Hochadel. Auch muß ich gestehen, daß in dem Hause am Ufer der Ilm viel auf gute Manieren gegeben ward. Vielleicht etwas zu viel. Unter anderem galt es im höchsten Grade für unanständig, mit übereinandergeschlagenen Beinen zu sitzen, besonders in Gegenwart einer Dame; und ein Halten der Hände in den Hosentaschen kam dem Frevel gleich, Fisch mit dem Messer zu essen.

Übrigens wurde zwischen mir und einem königlichen Prinzen nicht der mindeste Unterschied gemacht. Ich war sogar eine Art von

Liebling des Hauses, der mancherlei Vorzüge genoß, obgleich ich der seltsame Knabe war und blieb, mich auch hier von den fröhlichen Spielen zurückzog und in jeder freien Stunde einen einsamen Platz aufsuchte, um zu träumen und zu fabulieren — genau wie in erster Jugendzeit. An dem Ufer der Ilm, unter dem smaragdgrünen Baldachin ihres Bettes, versteckte ich mich mit irgend einem Buch, dessen Inhalt ich auch jetzt nicht nur las, sondern erlebte. Auch will ich gestehen, daß ich in jener Zeit ganz im Geheimen meine ersten Gedichte machte, kaum wissend, daß es Gedichte waren. Ich schrieb so für mich hin meine Gedanken auf, und die Worte reimten sich fast ohne mein Zutun. Nicht anders ist es noch heute. Ich konnte niemals ein „Gedicht" machen, sondern nur Reimereien . . .

Auch darin ward ich in der Anstalt bevorzugt, daß ich nicht mit den anderen in dem großen Saal schlafen mußte, sondern mein eigenes kleines Zimmer besaß. Wie ich schon sagte, lag es nach der Ilm hinaus, so daß ihr Wellenrauschen die Melodie war, die mich in Schlaf wiegte. Damals hatte ich noch Nächte, in denen ich schlafen konnte. Es waren gute Zeiten!

Beglückend waren die gemeinsamen Ausflüge, unternommen mit unserem geliebten Professor. Sie führten die Knabenschar weit hinein in das gesegnete Thüringer Land, nach Kösen und auf die Rudelsburg, nach Schwarzburg und Rudolstadt, nach dem Inselsberg und dem Kloster Leubus, nach Eisenach und der Wartburg, nach Dornburg, Jena und Weimar.

Weimar, die Wartburg —

Hätte ich damals geahnt, welche Bedeutung diese beiden Namen in späterer Zeit für mich haben würden! Auch ohne diese Ahnung betrat ich jene Stätten schon als Knabe mit schauernder Ehrfurcht . . .

In dem Hause an der Ilm hörte ich zum ersten Mal einen Namen, dessen Klang jetzt die Welt durchbraust:

Richard Wagner!

Professor Niese war ungemein musikalisch. Gerade damals waren die Partituren des „Tristan" und des „Ringes" erschienen. Nun bin ich zu meinem großen Leidwesen vollkommen unmusikalisch und kann Musik nur mit der Empfindung erfassen. Diese Empfindung ward damals in mir geweckt und zwar eben durch Richard Wagner.

Ich weiß nicht, wieso mein Lehrer darauf verfiel, gerade mich häufig zu sich hereinzurufen, während er die Partituren dieser ewigen Werke durchspielte. Halblaut sang er die Weisen mit und versuchte, mir begreiflich zu machen, wie über die Maßen herrlich die Musik Richard Wagners sei, der damals nicht nur tief verkannt, sondern fast allgemein bespöttelt, verlacht und verhöhnt wurde . . .

Es kam jedoch eine Zeit, in der ich nicht mehr der einsame Knabe war:

Erste Freundschaft!

Ich erhielt in mein, nach der Ilm hinaus gelegenes Zimmer einen Gefährten, den Grafen L. von Sch . . . Mein Kamerad war um volle drei Jahre älter als ich und kam aus der vornehmen Klosterschule Roßleben in das Andreasinstitut. Es war ein prachtvoller Jüngling; aber er hatte in Roßleben zu wild getan und sein explodierendes Temperament sollte nun in dem Hause eines ausgezeichneten Mannes, in der adelnden Gegenwart einer edlen Frau gesänftigt und gezügelt werden. Er kam, war einen Tag unter uns und siegte über uns alle. Ja, er wurde unser aller König, unser Abgott.

Wer kennt nicht Dickens' unsterblichen „David Copperfield" und wer von seinen Lesern geriet nicht unter den Bann von John Steerforth? Wenigstens geschieht dies jedem jungen Mann. Rettungslos verfallen sie alle dem Zauber dieses ebenso schönen wie lasterhaften Menschen.

Dem Zauber, der von meinem Zimmergefährten ausging, verfiel von sämtlichen Zöglingen keiner in so hohem Maße wie ich. Ich wurde der David Copperfield dieses berückenden und zugleich gefährlichen John Steerforth; wurde es in einer erschreckenden Weise.

Ich brauche den Ausdruck erschreckend, weil sich in dieser ersten Freundschaft meine bedenkliche Begabung offenbarte, mein Herz zu sehr, viel zu sehr an ein anderes Herz zu hängen: Es ist eine Begabung, die zu vielen Tragödien meines Gefühlslebens geführt hat und die ich mit Herzblut bezahlen mußte. Ja, der Ausdruck: „Er gab zu sehr sein Herz" wurde nachgerade zu einem Wort, das ich als Motto über mein ganzes Leben setzen könnte, in Wahrheit mit strömendem Herzblut geschrieben . . .

Wie John Steerforth den kleinen David Copperfield tyrannisch beherrschte, so mein von mir leidenschaftlich bewunderter Freund meine knabenhafte Person. Auch ich mußte ihm manche halbe Nacht Geschichten erzählen. Während des ganzen Tages ängstigte ich mich, ob ich auch etwas ersinnen würde, was seinen gnädigen Beifall fände. Als ich dann aus dem lieben gelben Hause am grünen Ufer der Ilm scheiden mußte, litt ich durch die Trennung von diesem Bezauberer geradezu körperlich.

Ich sah ihn nicht wieder. Er führte später als Husarenoffizier ein tolles Leben, durchstürmte es in einem einzigen Siegeszuge, starb jung und auf tragische Weise.

Auch darin glich er John Steerforth und auch darin glich ich David Copperfield: ich trauerte wie dieser auf das leidenschaftlichste um die leuchtende Erscheinung, die so früh ins Dunkel sank.

* * *

Eines Sommertags im Jahre 1866 riefen mich meine Erzieher zu sich und ich hörte aus ihrem liebevollen Munde, mein Vater sei schwerkrank; sei hoffnungslos krank. Ich mußte sogleich abreisen. In Berlin angelangt, kam ich noch rechtzeitig, um seine letzten Tage mitzuerleben. Er war der erste Mensch, den ich sterben sah, und sein Tod war so schön, wie sein Leben es gewesen. Er erkannte mich noch; der Blick seines brechenden Auges war voll Liebe auf den einzigen Sohn gerichtet. Dieser Blick meines sterbenden Vaters blieb in mir haften.

Man sagte mir den Namen der Krankheit, der mein Vater erlegen sei. Ich wußte es jedoch besser. Ich wußte, daß mein Vater an gebrochenem Herzen gestorben war, weil man ihn vertrieben hatte von dem Stück Boden, das er im Schweiß seiner Seele mit unsäglicher Liebe, mit der Liebe des Landmanns zur Scholle, bebaut und gepflegt hatte. Der Acker hatte reiche Frucht getragen, hatte der redlichen Arbeit seines Herrn goldenen Lohn gebracht. Doch noch bei seinen Lebzeiten begann das blühende Land unter der Hand eines anderen zu verdorren, der Fluch der bösen Tat.

Mein Vater hatte in den letzten Jahren seines Lebens, obgleich von der geliebten Stätte fast gewaltsam entfernt, die kleine armselige

Dorfkirche ausgebaut und verschönt, hatte für sich und die Seinen ein Erbbegräbnis gestiftet. In dieses zog er als erster Bewohner ein, einige Tage nachdem Maurer und Steinmetz ihre Arbeit beendet. Ich hatte ihn sterben sehen, sah ihn begraben und begriff noch immer nicht, daß auf der Welt der Tod war . . .

Nach meines Vaters Ableben mußte ich das liebe Haus an der Ilm verlassen. Noch heute weiß ich nicht, aus welchem Grunde. Ich wurde zurückgeführt in die mir verhaßte große Stadt, mußte in Berlin bleiben, mußte wieder ein ewig kränkelnder unglücklicher Mensch werden, bekam wieder Lehrer und Erzieher.

Einer unter ihnen führte mich ein in die Herrlichkeit der deutschen Klassiker. Das bedeutete für mich den Eintritt in einen Tempel.

Ich wurde ein Diener der Gottheit, einer der Allergeringsten. Aber ich ward es mit heißer Inbrunst, die mich noch heute beseelt; ja, die zu dem Inhalt, dem Atem meines Lebens geworden ist.

4.

Tagesanbruch

1867

Wohl darf ich sagen, daß der Anbruch meines geistigen Tages durch die Einführung in die Herrlichkeit der deutschen Klassiker erfolgte. Der vortreffliche Mann, der sie mit mir las, verstand es, mir diese hohe Welt in einer Weise zu erschließen, daß es mich wie der Glanz eines Gestirns umfloß. Wiederum führte ich ein wundersames Doppelleben, ein blasses Dasein in der Wirklichkeit und ein zweites, glühendes, in der Phantasie. Dazu besuchte ich jetzt häufig das Theater. Vor der Aufführung eines jeden Dramas ward ich auch jetzt noch von jenen Schauern ergriffen, die mich schon als Knaben erfüllten. Jeder Besuch eines Theaters glich für mich einer heiligen Handlung: ich wohnte einem Kultus bei. Der deutsche Genius offenbarte sich mir mit einer Gewalt wie von oben herab.

Marie Seebach riß damals als Gretchen das Publikum hin; Luise Erhardt in ihrer Lieblichkeit begeisterte jedes junge Herz, Johanna Wagner besaß auch als Schauspielerin die große Geste und das Pathos der Tragödin, Karlowa war jung und schön, Friedrich Haase erschien als Meister vornehmster Eleganz und Dessoir wußte als Narziß zu erschüttern. Auch den Abgott von Berlin, Hendrichs, sah ich noch in seinen berühmtesten Gestalten. Und ich sah die Janauscheck als Medea.

Berlin liebte seine Heldinnen und Helden der Bühne auf das hingebendste. Wenn Mittwochs und Sonnabends Johanna Wagner in eigener majestätischer Person von der Königgrätzer Straße nach dem Gendarmenmarkt wandelte, hinter ihr die Köchin mit einem großen Korb, so wurde sie von den guten Berlinern ebenso angestaunt, wie auf der Bühne als Lady Macbeth oder als Iphigenie.

Das Königliche Schauspielhaus in Berlin —

Wer damals dem Jüngling gesagt hätte, daß auch er einmal in

das Tempelhaus des edlen Hellenen Schinkel einziehen würde, das Unfaßliche hätte ihn überwältigt. So oft ich an dem hochragenden Hause vorüberging, war mir zumut, als müßte ich seinem Genius meine Ehrfurcht durch eine Kniebeugung bezeugen und einen Opferdienst verrichten. Es war noch die Zeit, wo junge Gemüter sich für hohe geistige Güter begeistern konnten, und das mit einer viel leidenschaftlicheren Hingebung als die Jugend von heute ...

Meine Mutter hatte sich ungemein behaglich eingerichtet und führte, ihrer Natur nach, ein heiter-geselliges Leben. Wir wohnten in der Anhaltstraße, gegenüber dem schönen Park des Prinzen Albrecht von Preußen. Das altertümliche Haus hatte einen Hof, dessen Mauern bis hoch hinauf mit hundertjährigem Efeu überzogen waren. Scharen von Sperlingen nisteten in dem grünen Geäst. Wenn ich in aller Frühe im Halbschlaf ihr Gezwitscher hörte, konnte ich mir einbilden, noch in der Giebelstube meines Elternhauses zu sein. Manchen lieben Morgen lag ich und lauschte auf das Getöse der kleinen Proletarier unter den Vögeln, nur um mich der Täuschung hinzugeben, ich sei noch auf dem Fleck Erde, der mein Zuhause gewesen war.

Unter den Gästen unseres Hauses befanden sich viele junge Leute, Studierende und Künstler. Bei der großen Geselligkeit, die meine Mutter vom Land in die Stadt übertrug, gab sie vielen jungen Leuten in bescheidenen Verhältnissen wöchentlich einen Mittagstisch. Es war zum erstenmal, daß ich mit einer älteren Jugend zusammenkam. Sie war gegen den noch sehr jungen Sohn des Hauses voll nachsichtiger Freundlichkeit; aber auch bei diesem harmlosen Verkehr verließ mich nicht die Empfindung, daß man mich für einen besonders Gearteten hielt. Dabei soll ich damals in meinem Wesen etwas gehabt haben, das manche anzog. Diese Freundlichen nannten mich einen hellen, ja, einen sonnigen Menschen. Und wer mein Jugendporträt ansieht, das unten in Bergfrieden hängt, wird vielleicht jenes Helle meines damaligen Wesens erkennen.

Unter den Gästen meiner Mutter befand sich ein schlanker junger Mann mit üppigem dunklem Gelock und tiefblauen strahlenden Augen. Seine Schönheit sowohl wie sein ganzes Wesen besaß etwas Siegreiches. Er führte daher unter seinen Kameraden den Beinamen

„Sigurd". Es war Richard Plüddemann, der spätere Architekt, der Bergfrieden baute. Dieser Sigurd nun empfand für mich eine tiefe Zuneigung, die ich auf das innigste erwiderte. Wie jener ausgezeichnete Lehrer mich in die deutsche Literatur einführte, so bezeugte Sigurd seine Freundschaft für mich dadurch, daß er mich in die Herrlichkeit der Kunst einweihte, besonders in die der griechischen Kunst, der Architektur sowohl wie der Plastik. Er lehrte mich die wunderbaren Schöpfungen der griechischen Baukunst kennen, besuchte mit mir die Museen, führte mich von Bildwerk zu Bildwerk. Unter den griechischen Originalen war es vor allen anderen der „Adorant", in dem sich mir zum ersten Male jugendliche Menschenschönheit offenbarte.

Auch in Gemäldegalerien führte mich der Freund; auch dort versuchte er, mich zu lehren, die Schönheit zu sehen. Es war dieser Sigurd, dieser Siegreiche, dem ich verdanke, frühzeitig sehen gelernt zu haben. Man glaubt nicht, wie schwer dieses Sehen ist und wie notwendig es wäre, das Sehenlernen des Schönen jedem Erziehungsplan einzuverleiben.

Die Lektüre von Lessing, Schiller und Goethe, das Studium antiker Architektur, die Besuche von Museen und Galerien, das Erleben der Dramen unserer Großen — es war ein Lebensreichtum, der sich mir erschloß, daß es mich von der Erde und von der Wirklichkeit wie mit Schwingen davonführte, empor zu leuchtenden Höhen.

Und nun, gerade um diese Zeit, meine erste italienische Reise!

Mit meiner Mutter und dem Freunde ging es über den Brenner, der in jenem Jahre zum erstenmal mit der Bahn überfahren ward: ein Ereignis, auf das die Reisenden sich vorbereiteten wie auf ein Abenteuer. Man flüsterte von der Gefahr solcher Reise, hielt sie für eine Tollkühnheit, und mancher soll vorher sein Testament gemacht haben.

Die Alpen waren mir seit vielen Jahren vertraut; denn nach wie vor forderte meine noch immer schwächliche Gesundheit jedes Jahr eine Kur in Reichenhall, der regelmäßig ein längerer Aufenthalt im Hochgebirg folgte: in der nahegelegenen Försterei unterhalb der Burg Karlstein oder an dem damals noch traumhaft einsamen Hintersee in der Ramsau bei Berchtesgaden.



Richard Voß

Nach einer Aufnahme aus dem 13. Lebensjahr

Also bot mir die Überquerung des Tiroler Alpenlandes nichts Unbekanntes. Aber dann, als den Reisenden die ersten Lüfte des Südens umwehten, als die Sonne heißer schien, als Reben die Häuser umrankten, ein heller Glanz über der Landschaft lag — damals begann, was später mein ganzes Leben entscheiden und für mich zum Schicksal werden sollte; damals begann meine leidenschaftliche Liebe zu Italien!

Ich schreibe diese Worte nieder, heute, im Jahre 1916, da Italien, das heißgeliebte, seinen schnöden Verrat auch an Deutschland beging!

So heiß, wie auch heute noch meine Liebe zu dem Lande Italien ist, ebenso heiß ist mein Schmerz über Italien, ist mein Zorn, meine Verachtung über seinen Verrat . . .

5.

Wieder am Ufer der Ilm

1868—1870

Frühzeitig war durch meinen Vater über mich bestimmt worden, welchen Beruf ich wählen sollte. Denn zu jener Zeit bestimmten die Eltern über ihre Kinder und deren Lebensberuf. Der meine war mir von Geburt an gegeben. Meiner Familie entstammten seit Generationen Juristen und Landwirte. Um zu studieren, um Jurist zu werden, war ich zu kränklich und auch nicht gescheit genug. Außerdem war und blieb ich der seltsame Mensch, mit dem nichts anzufangen war, der nicht lernen, darum auch nicht studieren konnte. Also sollte der Junge Landwirt werden.

Mit dem großen Gut meines Vaters im gesegneten Weizacker, im Kreise Pyritz, war es freilich vorbei, das der Sohn vom Vater hatte erben sollen, um das Ererbte durch Tüchtigkeit und Fleiß zu erwerben und erst dadurch zu besitzen. Nun war ich damals, was man einen wohlsituierten jungen Mann zu nennen pflegt. Also sollte für mich ein anderes Gut gekauft werden, irgendeins und irgendwo. So war es denn höchste Zeit, mich auf meinen Beruf vorzubereiten und die Landwirtschaft zu lernen. Zunächst praktisch, später theoretisch.

Man suchte ein Gut, welches mich als Volontär aufnehmen würde, und dank meinem lieben Erzieher wurde es auch gefunden: ganz in der Nähe des gelben Hauses am grünen Ufer der Ilm, in dem ich vor meines Vaters Tode so glückliche Jahre verbracht hatte.

Der Herr des Gutes war ein schlichter freundlicher Mensch. Schlichte und freundliche Menschen waren sämtliche Bewohner des schloßartigen Gutshauses, welches sich vor den Stallungen und Scheunen, inmitten des Dorfes, überaus stattlich erhob. Es war ein echtes Thüringerdorf mit einer mächtigen Linde vor der alter-

tümlichen Kirche, umgeben von Blumen- und Obstgärten, hübschen hellen Häusern, mit Wiesen, die sich vom Gutshof bis an das Ufer der Ilm hinzogen. Wieder hörte ich das Rauschen des lieben Flusses; wieder sah ich sein von hohen Erlen umdunkeltes Bett, wieder suchte ich mir unter seiner Laubwölbung einen heimlichen Platz, wo ich in freien Stunden lesen und träumen konnte. Aber was ich jetzt las, war Goethe, und wovon ich jetzt träumte, waren Wünsche, mir selbst unverständlich und geheimnisvoll.

Im Herrenhaus bewohnte ich ein geräumiges Eckzimmer des Untergeschosses. Es führte hinaus auf den Kirchplatz mit der Linde, unter deren Wipfeln bereits Gustav Freytags „Ahnen" die Dirnen des Dorfes im Reigen geschwenkt hatten. Wenn der ehrwürdige Baum in voller Blüte stand, erfüllte sein Duft das ganze Gemach; und am offenen Fenster vernahm ich das Summen der Bienen über den lichten Blumen gleich einer leisen überirdischen Musik. Ja, ich hätte bei offenem Fenster von meinem Zimmer aus des Sonntags die Predigt des guten alten Pastors anhören können. Der Gesang der Gemeinde tönte zu mir herüber, als säße ich mitten darunter.

Auch über jenen Jahren liegt für mich in der Erinnerung ein Glanz. Was an meinem Leben nüchterne Prosa war, verklärte ich mir zur Dichtung. Die Familie, die mich als Mitglied aufnahm, erschien mir in ihrer einfachen Güte ungemein liebenswert und in ihren Bräuchen, welche die der Vorfahren waren, patriarchalisch ehrwürdig. Treulich teilte ich nicht nur ihre Freuden, sondern auch ihre Sorgen: die Sorgen des Landmanns. Es waren heilige Sorgen. Der Mensch, der im Schweiß seines Angesichts den Acker bebaut, hatte diese Sorgen schon seit Urzeiten der Schöpfung. War die Saat dem liebevoll gepflegten Acker, dem mütterlichen Schoß der Erde übergeben; begann sie zu keimen und zu sprießen, so wuchs auch schon die Sorge um das Gedeihen der Frucht und der zukünftigen Ernte. Eine lange Regenzeit konnte des Landmanns Hoffnung ebenso zugrunde richten, wie eine lange Trockenheit. Die Frucht konnte herrlich der Ernte entgegenreifen. Plötzlich ging ein Unwetter nieder und in einer Viertelstunde vernichtete heftiger Hagelschauer den ganzen Segen. Der Landmann bedarf daher eines festen Sinnes, eines

starken Glaubens. Mir erschien sein Beruf als der ehrwürdigste aller Lebenspflichten. Er flößte gute Gedanken ein, machte den Menschen fromm, lehrte ihn beten, hatte er es nicht schon in der Kindheit von der lieben Mutter gelernt. Aber nicht schwächliche Angst lehrte den Landmann Hände und Seele zur Gottheit zu erheben, sondern das tat seine Liebe zur Scholle, seine Sorge um das tägliche Brot ...

Eitel Poesie war für mich die Zeit der Heuernte.

Die Wiesen lagen sämtlich am Ufer der Ilm. Zu ihrem Wellenrauschen sangen die Mähder. Das gab fröhliche Arbeit!

Zu dem Gute gehörte ein Vorwerk, in ziemlicher Entfernung vom Dorf auf einem freien Höhenzug gelegen, von Äckern umgeben. Ein wahrer Hain uralter Linden umschloß das Gehöft. Gab es dort oben zu schaffen, so wurde vom Hof den Inspektoren und mir das Essen heraufgeschickt.

Auf dem Rasen im Schatten alter Lindenbäume tafelten wir und jede Mahlzeit ward zum Festschmaus. Die Wipfel der Linden säuselten die Tafelmusik und Lerchenchöre jubilierten den Tischsegen. Bei solchem Leben mußte der Mensch nicht nur zufrieden sein, sondern auch gut werden ...

Ich entsinne mich aus jener Zeit nur schöner heißer Sommer, als gäbe es keinen Regen und keinen Sturm, sondern nur Sonne, Schönheit und Glanz. Herrlich war der Herbst, der Thüringen in Gold und Purpur kleidete. Dann zur Herbstzeit die Kartoffelernte mit den lustigen Feuern, in deren glühender Asche die geliebte Erdfrucht gebraten wurden. Das schmeckte! Jeder Winter brachte hohen Schnee und starken Frost; brachte heitere Schlittenfahrten und Besuche in der Nachbarschaft.

Thüringer Kirmeß!

Habt ihr eine Ahnung, was eine Thüringer Kirmeß bedeutet? Nur eine pommersche Bauernhochzeit kommt ihr gleich. Tagelang wird geschmort und gebraten, geküchelt und gebacken, geschmaust und gezecht; tagelang Musik, Tanz und Lustbarkeit. Zu solcher Zeit ist Thüringen Schlaraffenland.

Später im Herbst erfolgte das große Schweine- und Gänseschlachten. Die ganze Familie half dabei. Es halfen die Inspektoren

und der Herr Volontär, wie sie im Sommer und im Frühherbst beim Einmachen der Früchte und dem Einsalzen der Gemüse geholfen hatten. Auch das war Poesie! Poesie war's aus der „Luise" von Meister Johann Heinrich Voß.

Ich erzählte, das Gut hätte in der Nähe des Wohnorts meiner Erzieher gelegen, die inzwischen mehr und mehr zu meinen zweiten Eltern geworden waren. Oft kam ich zu ihnen, blieb auch wohl über Nacht, war alsdann unter Knaben ein Knabe, schrieb für die Zöglinge Festspiele und sonst allerlei Theatralisches, das ich den Jungen einstudierte und mit ihnen aufführte. Man hatte mich gern. Ein heißes Glück- und Dankgefühl durchströmte mich, wenn ich empfand, daß die Menschen mich liebten. Ich bemühte mich um die Liebe der Menschen, warb um ihre Liebe. So war es in meiner Kindheit gewesen, so war es in meiner Jugendzeit, so ist es bis heute geblieben. Noch heute, als alter Mann, werbe ich um die Liebe meiner Freunde. Denn Liebe will verdient werden, muß also erworben sein. Dann aber gehört sie nicht nur zu unseren höchsten Gütern, sondern zu unseren Heiligtümern. Oft genug freilich gelang mir mein Liebeswerben nicht; oft genug mußte ich den bereits erworbenen Besitz wieder hingeben; oft genug mußte ich, nicht ohne leises Weh, aus Wilhelm Meister zitieren: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" ...

So freundlich sich mein Leben auch dieses Mal an den Ufern der Ilm gestaltete, fühlte ich mich dennoch am glücklichsten, wenn ich einsam war. Oft stand ich schon im Morgengrauen auf, belauschte das Erwachen der Natur, durchstreifte „still und wild" Wiese und Wald. Oder ich erhob mich des Nachts vom Lager, verließ das Haus und verkehrte in einer fast mystischen Weise mit den Mächten der Finsternis und den Gestirnen.

Mein köstlichstes Erleben waren meine Ritte. Ich besaß ein eigenes Pferd, war ein sehr schlechter, aber ein sehr wilder Reiter. Das heißt, ich ritt eben darauf los, über Stock und Stein.

Nun lag aber am Ufer der Ilm Weimar! Weimars Herrlichkeit zur Zeit Herders und Wielands, Schillers und Goethes hatten sich dem leidenschaftlichen Jüngling in Glanz und Glorie offenbart.

Was war daher natürlicher, als daß mich jede Empfindung zu diesen wahrhaft heiligen Stätten drängte.

In Weimar das Palais der weisen Herzogin Amalia; das Schloß, welches Herzog Karl August und die edle Herzogin Luise bewohnten; in Weimar der Park, den Goethe geschaffen; Goethes Gartenhaus an den Ilmwiesen; im Park das griechische Tempelhaus; unweit davon das Haus der Charlotte von Stein. Vor allen Stätten aber, die geweiht waren, weil ein edler Mensch sie betrat, das Goethe- und das Schillerhaus und als ergreifender Schluß des wundersamen Ganzen die Fürstengruft.

Wie soll ich ausdrücken, welche Gefühle mich an jenen Stätten erfüllten! Kein katholischer Christ konnte im Sonnenbrand mit bloßen Füßen, durch Distel und Dornen, eine Wallfahrt zu einem hehren Heiligtum mit größerer Inbrunst unternehmen, als ich, nach Weimar pilgernd . . .

Eines Tages wollte ich den Götz von Berlichingen sehen, mit Lehfeld als Götz. Erst kurz vor Beginn der Aufführung gelangte ich nach Weimar, stellte mein Pferd in der gewohnten Herberge ein und eilte ins Theater, ohne an mein Aussehen zu denken. Dieses war nämlich phantastisch genug: hohe Reitstiefel, ein Kostüm aus kaffeebraunem Sammet, breitem ungestärktem Schillerkragen, damals Byronkragen genannt, mit grellroter, lose gebundener Krawatte. Über all diesem Zeug ragte mein aschblondes Haupt in ungeschorener Haarfülle.

Das Haus war ausverkauft und ich erhielt noch gerade ein letztes Billett im ersten Rang, Balkon rechts. Nun hätte der gute Mann an der Kasse mir diesen Platz gar nicht anweisen dürfen; denn Balkon rechts war die Seite, die für Weimars Adel reserviert blieb. Genug, ich erhielt die Karte und nahm meinen Platz in aller Harmlosigkeit ein, vollkommen unwissend, welcher Untat an der adligen Seite des Hauses ich mich dadurch schuldig machte. Ebensowenig beachtete ich die Blicke entrüsteten Staunens, mit welchen Damen und Herren nicht nur meiner nächsten Umgebung, sondern des ganzen Theaters mich musterten.

Die Vorstellung begann und entrückte mich der Wirklichkeit.

In der kleinen Inkognitologe, unmittelbar über dem Orchester

auf der rechten Seite, wohnte der Großherzog Karl Alexander der Vorstellung bei. Wie ich von der Gegenwart des hohen Herrn nichts wußte, ebensowenig ahnte ich, daß ich auf dem Balkon seines Schauspielhauses, rechte Seite, auch dem Fürsten eine auffallende Erscheinung war. Gleich im ersten Zwischenakt wurde ich herausgerufen. Vor mir stand ein junger schlanker Husar in dem blauen, mit silbergrauem Pelz verbrämten Rock und der hohen feierlichen Kopfbedeckung, die Uniform, welche die Großherzogliche Leibgarde bereits zu Lebzeiten Karl Augusts und Goethes getragen haben soll. In dem Schauspielhaus Karl Augusts und Goethes stand der ansehnliche Jüngling vor mir und sagte: Seine Großherzogliche Hoheit der Großherzog schicke ihn, um mich zu fragen, „woher ich kam der Fahrt und wie mein Nam' und Art?"

Verwundert stand ich dem Boten Rede. Ich sagte ihm, ich sei christlicher Eltern Kind und habe mein Billett an der Kasse ehrlich bezahlt. Damit kehrte ich wieder an meinen Platz zurück, um nun freilich zu bemerken, daß ich von einem großen Teil des Publikums in sehr eingehender Weise beaugenscheinigt ward. Ich sah, wie dem Fürsten von dem Adjutanten über mich Bericht erstattet wurde und wie der hohe Herr zu mir herauf sah. Nicht unfreundlich, wie mir schien.

Wenn ich harmloser Junge damals geahnt hätte, daß der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar später durch ein eigentümliches Ungefähr fast während eines Menschenlebens mein gnädigster Herr und gütigster Freund werden sollte! Wenn ich an jenem Abend gewußt hätte, daß ich bei mancher Aufführung des Weimarer Hoftheaters in eben jener kleinen Inkognitologe hinter dem Fürsten sitzen sollte; gewußt hätte, daß die Pforte des hohen Hauses von Weimar sich auch mir erschließen, daß auch ich dort würde einziehen dürfen; daß ich in dem nämlichen Hause, welches nach dem Brande von Goethe ausgebaut worden war, das letzte Wort sprechen würde am 19. Februar 1907, bevor sein Vorhang für immer sich senkte. Wenn ich gewußt hätte, daß im Park von Bergfrieden einst die Säule stehen sollte, die Goethes Loge gestützt hat, und die mir nach Abbruch des Theaters als geweihtes Andenken an Goethes Haus geschenkt wurde — wenn ich an jenem Götz-Abend dieses und anderes mehr gewußt hätte!

Wenn ich mein Leben heute zurückdenke, überkommt es mich, als sei ich wundersam geführt worden. Freilich mußte ich Wandlung auf Wandlung durchmachen; mußte wilde und wirre Wege schreiten; mußte von einem Irrtum zum anderen taumeln; mußte von einer Erkenntnis zur anderen mich durchringen, um noch immer nicht, kurz vor dem Ende meiner Lebensbahn, die letzte Wandlung erfahren, den letzten Irrtum erlitten zu haben und zu einer letzten Erkenntnis durchgedrungen zu sein.

6.

Krieg!

Krieg im Sommer des Jahres 1870!

Ein Sommer war's voller glanzvoller Tage. Die Saaten, die prächtig standen, waren der Ernte zugereift, die Landleute ein fröhliches Volk von Schnittern geworden; in allen Kirchen wurde Gott gepriesen, der den Menschen in solcher Fülle das tägliche Brot spendete. Unter Gesang schnitten auch wir auf den Feldern an der Ilm die schweren Ähren, schichteten sie zu hohen Hocken, ließen sie von den Sonnenstrahlen dörren, führten sie triumphierend ins Dorf und füllten damit die Scheuern. Es war ein gesegnetes Jahr. Plötzlich wie ein gellender Aufschrei der Ruf:

„Krieg!“

Er erweckte ein tausendfaches Echo. Wie Donnerhall dröhnte er durch die deutschen Lande. Man hörte den Aufschrei des deutschen Volkes auf den höchsten Höhen, in den verborgensten Tälern; hörte ihn in Königsschlössern und in der Hütte des Bettlers:

„Krieg!“

Es war jedoch kein Schreckensschrei, sondern es war ein Jubelruf, ein Jauchzen:

„Krieg!“

„Krieg Deutschlands mit Frankreich!“

Denn es war ein geeinigtes Deutschland, ein gemeinsames erstarktes Deutschland; war das Deutschland vereinigter Bruderstämme. Gesänge und Lieder ertönten, die dem Krieg zujauchzten, die das deutsche Vaterland bejubelten, die den deutschen Rhein feierten: den Rhein, den Deutschland sich *nicht* nehmen lassen wollte!

Von keinem Feinde der Welt! Nicht von einer Welt von Feinden!

Ich zählte im Juli 1870 fast neunzehn Jahre, hatte jedoch das

Aussehen eines Fünfzehnjährigen. Ihr kennt das Bild, welches mich darstellt, so wie ich in jener großen Zeit aussah: immer noch überzart mit fast mädchenhaft weichen Zügen. Das Bild ist eine Zeichnung des Prinzen Philipp von Isenburg-Büdingen und entstand im Kriege. Der Prinz war einer der Führer des Johanniterkorps, dem ich zugeteilt worden war. Unter dem Porträt steht geschrieben: „Unser Kleines!“

Der Name sagt nicht nur, wie jung ich damals dem Aussehen nach war, sondern auch, wie freundlich sich die Menschen gegen mich zeigten. Sie hatten mich lieb. Das war für mich stets von neuem ein großes Glück.

Bereits einen Tag nach der Kriegserklärung verließ ich das Ufer der Ilm, verließ das Dorf mit dem alten Lindenbaum vor der Kirche und das Haus schlichter gütiger Menschen. Ich lief fort, brannte einfach durch!

In Berlin angelangt, meldete ich mich sogleich an zuständiger Stelle und wurde sogleich angenommen: freilich meiner Schwächlichkeit wegen nur für den freiwilligen Krankendienst. Tags darauf befand ich mich bereits in einem der großen Krankenhäuser Berlins: in der Abteilung für Schwerkranke. Hier absolvierte ich meinen Kursus. Über Tag war ich im Lazarett beschäftigt, am späten Abend erteilte ein Militärarzt notdürftigen Unterricht im Verbinden und der Pflege der Verwundeten. Ich konnte damals, meiner überzarten Natur gemäß, nichts vertragen, was Entsetzen oder Abscheu erregte, konnte selbst bei Tieren nicht Blut fließen sehen. Aber mich beseelte eine Kraft, die mich über mein schwaches Sein hoch erhob. Sie blieb mir während der ganzen Dauer des Krieges getreu.

Bis zu dem Tag der Kriegserklärung Preußens an Frankreich war ich mir eines deutschen Vaterlandes kaum bewußt. Freilich hatte ich mein engeres Heimatland mit einer Inbrunst geliebt, wie später nur noch die römische Heimat, die ich mir selber schuf. Plötzlich besaß ich ein Vaterland, ein großes, herrliches! Schon auf meiner Fahrt nach Berlin übermannte mich das Erlebnis. Auf allen Stationen Soldatenzüge, drängendes Volk, Gesang und Jubel, glühende Begeisterung für eine Sache, die das Volk, das ganze Volk, als eine gerechte empfand: die gerechte Sache des deutschen Volkes

wirkte auf alle Gemüter gleich einem Zauber. Es gab nicht mehr Preußen, Bayern, Württemberger — es gab nur noch ein einiges Volk, ein deutsches Volk in Waffen!

So war es im Juli 1870, dem Jahre deutschen Heils und deutscher Größe.

Und gar in Berlin, in Preußens Hauptstadt!

Gehaßt hatte ich die große Stadt, unglücklich war ich in ihren Mauern gewesen. Wie schön war Berlin nun plötzlich geworden, erfüllt von der Begeisterung der Bewohner, durchtönt von Trommelwirbel und Trompetenschall, von Gesang und dem festen Schritt der ausrückenden Truppen. Es gab nicht Wehklagen und Tränen, keinen Jammer des Scheidens, es gab nur Zuversicht, Hoffnung und Glauben: den heiligen Glauben des ganzen deutschen Volkes an den Sieg der gerechten Sache.

Preußens König, der in der Geschichte den Beinamen „Kaiser Wilhelm der Große" erhielt; König Wilhelm mit dem Stabe seiner Generale und Feldherren! Bei dem König von Preußen waren Moltke und Roon und alle die anderen Herrlichen und Unsterblichen. Und bei seinem König war Bismarck! Von allen Großen der Allergrößte, der Allerherrlichste! Er, Deutschlands titanischer Geist, nicht nur Deutschlands geistiger Heros, sondern auch sein Genius. Sein Genius heute und in alle Ewigkeit.

Welche Tage deutscher Größe und deutschen Heldentums schon damals! Ich preise mich glücklich, daß ich sie erleben durfte; daß auch ich fortan ein deutsches Vaterland besaß, für das ich mit Wonne mein Leben gelassen hätte damals und heute, als der alte Mann, der ich bin und der von jenen glorreichen Tagen erzählt.

Einem der ersten Sanitätszüge, die hinausgingen, gehörte auch ich an. Welche Fahrt!

Wiederum Soldatenzüge in nicht endenwollender Reihenfolge. Wiederum auf jeder Station drängendes jauchzendes Volk; wiederum die deutschen Lieder! Und die Blumen, das Händedrücken, das Winken und Grüßen, die Speisen und Getränke! Tücher wurden geschwenkt und Worte gesprochen, als wäre der Fremdeste der beste Freund. So ging es fort bis an den Rhein.

Plötzlich hielt unser Zug vor der Rheinbrücke gegenüber einem

anderen Zug. In dem einen befanden sich Preußen, in dem anderen Bayern. Und plötzlich stiegen Preußen und Bayern aus, stürmten an das Ufer des Rheins, standen vereint, sangen vereint die Wacht am Rhein: die Preußen zusammen mit den Bayern!

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Es war ein Augenblick, an den sich die Nachkommen jener Preußen und Bayern erinnern sollten als an etwas Unvergeßliches, Heiliges! Denn heilig war das Band, das beide, bisher getrennte Völkerschaften miteinander verband. Gemeinsam vergossenes Blut hat es um sie gewebt, hat es in Feuer und Flammen geschmiedet.

7.

„Es zogen die Deutschen wohl über den Rhein!“ „Bei — Mariannen kehrten sie ein!“

So könnte ich das liebe Volkslied variieren. Über den Rhein zogen die Deutschen mit fliegenden Fahnen, mit Trompetenschall, mit Jubel und Jauchzen, von Schlacht zu Schlacht; vorwärtsdrängend, immer vorwärts, vorwärts von Sieg zu Sieg!

Von Sieg zu Sieg, und selbst mit der Todeswunde im Herzen noch ein ersticktes Hurra auf den Lippen.

Ich machte jeden Tag Aufzeichnungen, schrieb fast jeden Tag meiner Mutter. Aber die Briefe fanden sich Jahre darauf nach ihrem Tode nicht mehr vor. Für mich bedeutet dies einen Verlust. Nicht allein die gewaltigen Ereignisse schrieb ich auf, sondern auch was ich dachte und empfand. Heute entsinne ich mich nur noch einzelner Vorgänge und auch dieser nur traumhaft, kann mich also in manchem irren, kann Ortschaften und Daten verwechseln und verschieben. So will ich nur skizzenhaft berichten, was mir heute noch wie ein Traum erscheint, ein wirrer und wüster, ein blutiger und schrecklicher — ein herrlicher und leuchtender Traum!

Meinem Wesen nach befand ich mich in einem Zustand von Ekstase, der während des ganzen Feldzugs anhielt. Anfang August 1870 kam ich nach Frankreich — Ende Juli 1871 verließ ich das Land jenseits des Rheins. Das däuchte uns damals eine lange Zeit. Wenn ich damit das gewaltige Völkerringen von heute, dreiundvierzig Jahre später, vergleiche, so erscheint mir jene in Frankreich zugebrachte Zeit wie ein einziger Sommertag; wie ein sanftes Idyll däucht mich der Krieg von 1870—1871 gegenüber dem Völkermorden von heute. Damals empfand ich ihn freilich als etwas Grausiges, Grauenvolles, als eine Volkstragödie, würdig, von einem der großen Griechen gedichtet zu werden.

Mein erster erschütternder Eindruck — ich glaube, es war in

Weißenburg — war der erste Tote, den ich sah. Ich durchstreifte das Schlachtfeld, das ein einziger Kirchhof war, gelangte in einen Vorort. Unter verwüsteten Sonnenblumen lag ein Gefallener. Es war ein Zuave, ein schlanker, schöner Jüngling. Die toten Augen standen weit offen und das geronnene Blut rötete die durchschossene Brust mit dunklem Scharlach. Lange stand ich vor dem Ärmsten, starrte in das fahle Gesicht und dachte an — es war wohl an des Toten Mutter oder an seine ferne Geliebte. Dann pflückte ich eine Fülle von Rosen und Nelken und hüllte den gefallenen Feind in das blühende Leichentuch . . .

Gegen Ende August, als sich unsere Kolonne in einem Lazarett vor Bar-le-Duc befand, erhielten wir plötzlich Befehl, sofort aufzubrechen nach Norden, der belgischen Grenze zu: es wurde dort eine große Schlacht erwartet.

Bei glühender Hitze marschierten wir in Eilmärschen vorwärts. Soviel ich mich erinnere, war es ödes Land, welches wir durchzogen. Die Straße war durch erschöpft hingesunkene Soldaten und durch die Kadaver gefallener Pferde zu einem Weg des Grauens geworden. Der Proviant ging uns aus. Wir litten Hunger und Durst und die Gluten steigerten die Qual. Wir stürzten uns daher auf die Brunnen in den Ortschaften.

Deutsche Soldaten hielten davor Wache: die Franzosen hätten die Brunnen vergiftet! Ob es Wahrheit oder Fabel war, weiß ich nicht; jedenfalls ward uns verwehrt, unseren Durst zu löschen.

Je mehr wir uns der belgischen Grenze näherten, um so größer wurde die Menge der Flüchtenden. Von sinnlosem Entsetzen ergriffen, strömten sie uns mit ihrem Vieh, mit ihrem Hab und Gut entgegen. So war es ein mühsames Vorwärtskommen.

Die Hitze, der Hunger und der Durst hatten mich vollständig erschöpft. Ich konnte nicht weiter und war dem Zusammenbrechen nahe. Meine Kameraden halfen mir, so gut sie konnten; aber sie waren selbst bei ihren letzten Kräften angelangt. Wir kamen zu einem Gehöft, machten davor halt, um irgendwelche Nahrungsmittel aufzutreiben. Die Pächterin hatte frisch gebacken und bewahrte wohl auch noch andere Vorräte. Aber vor uns waren andere Truppen vorbeigekommen, die das Gehöft förmlich gestürmt hatten. Für uns

war daher wenig Aussicht vorhanden, etwas zu erhalten; vollends nicht für mich, den Jüngsten und Schwächlichsten, der ich im Garten des Gutshofs zusammengebrochen war. In diesem Zustand hatte man mich wohl vom Hause aus gesehen; eine ältere bäuerliche Frau trat durch eine Hintertür zu mir heraus, half mir liebevoll auf, führte mich ins Zimmer, ließ mich niedersitzen, brachte mir zu essen und zu trinken, fuhr mit rauher Hand liebkosend leise über meine Stirn, sagte leise:

„Pauvre enfant!“

„Wenn diese Frau einen Sohn im Feld hat, so möge ihn keine deutsche Kugel treffen; oder, ward er gefangen, so möge gegen den Franzosen eine deutsche Mutter sich so gütig zeigen, wie diese Mutter in Feindesland sich gegen mich erwies.“

Mit solchem Wunsch dankte ich im stillen für die Liebestat ...

Ich habe auch sonst von unseren Feinden mancherlei Freundliches erfahren. Einmal war es sogar etwas Anmutiges. Es begab sich in dem schönen Nancy, wo ich blonder Jüngling in ein Fräuleininstitut einquartiert wurde. Mein Aufenthalt währte drei Tage, und während dieser Zeit betrachteten die jungen Damen den kleinen „Prussien“ als niedliches Spielzeug, als eine Art lebendiger Puppe. Unter den Augen ihrer sehr würdigen Vorsteherin wurde ich gehätschelt und mit Süßigkeiten gefüttert; und als ich im Morgengrauen des dritten Tages ausrückte, war das ganze Institut auf den Beinen, umringte mich mit innigem Wehklagen und überreichte mir feierlich einen zierlichen Ranzen, mit allerlei Gutem gefüllt; ein hübsches Abenteuer des jungen Sanitäters ...

Wie geringfügig ist doch alles, was ich von diesem Kriege berichten kann, der uns Deutschen damals als etwas Übergewaltiges erschien; wie rein nichts sind meine Leiden gegen das Martyrium, welches in dem gegenwärtigen Kriege selbst unsere Sanitäter erdulden müssen! Fast schäme ich mich, davon zu reden. Doch muß ich davon sprechen, damit man die Wirkung erkennen lernt, die der Krieg nicht nur auf meine Entwicklung, sondern auch auf mein ganzes Leben ausgeübt hat. Denn erst mit dem Kriege begann mein eigentliches Leben, obgleich ich schon vorher, so jung ich war, an Leid mehr erfahren hatte, als mancher in langen Jahren erdulden mag.

* * *

Sedan!

Daß ich Sedan erleben durfte! Es war eben doch etwas Gewaltiges! Und wir glaubten damals, in unserer Geschichte könne etwas Größeres nicht geschehen. Sedan galt uns als der Name für deutschen Ruhm, für deutsche Heldenherrlichkeit!

Die Festung kapitulierte, der Kaiser Napoleon gab sich gefangen; gefangen gab sich die ganze Armee und — ich Glücklicher erlebte es! In Donchery sah ich Napoleon, sah ich Bismarck! Auf der Wiese vor dem in Flammen stehenden Bazeilles verbrachte ich den zweiten September. Ich weiß nicht, wodurch meine Kameraden erfahren hatten, daß der zweite September mein Geburtstag sei. In den Gärten von Bazeilles hatten wir über Nacht kampiert. Als ich am Morgen erwachte, sah ich mich von einem blühenden Bollwerk umschlossen: Dahlien und Astern, Sonnenblumen und Stockrosen.

Ich sollte an meinem Geburtstag beim Erwachen das grauenvolle Bild des Schlachtfeldes nicht sehen ...

Es war in der folgenden Nacht und es muß Mondschein gewesen sein. Nach dem Entsetzen alles Erlebten fühlte ich eine solche Überreizung der Nerven, daß ich keine Ruhe fand. Mutterseelenallein durchschritt ich das Schlachtfeld von Bazeilles bis zum Ufer der Maas. Grauenvolle Töne ließen nach dem Getöse der Schlacht auch jetzt noch kein Schweigen aufkommen. Es waren furchtbare Laute; es war kein Wimmern und Röcheln Verwundeter, es waren auch keine Sterbeschreie. Etwas anderes war's. Etwas Unmenschliches! Begleitet von den geisterhaften Tönen durchschritt ich das Gelände, einem Nachtwandelnden gleich. In jener Stunde wußte ich noch nicht, welche Wesen die entsetzlichen Laute ausstießen, ich erfuhr es erst am nächsten Tage. Es waren die Schreie der tödlich verwundeten Pferde, und ihrer waren viele Hunderte! Noch nach Jahren hörte ich in meinen Träumen diese Todesschreie der sonst so stummen Geschöpfe und schreckte, von Grausen geweckt, vom Schlafe auf.

Bazeilles stand in Flammen. In den Maasniederungen sowohl wie auf den umliegenden Höhen brannten die Feuer der biwakierenden Truppen. Dazu der fahle Schein des Mondes. Ich gelangte an das Ufer des Flusses. Der Strom war über seine Ufer getreten, und bei dem Mondlicht erkannte ich alsbald die Ursache: angeschwemmte

Leichen von Deutschen und Franzosen hemmten den Fluß. Pferdekadaver stiegen inmitten des Wassers als Bollwerk auf. Die Strömung staute sich an diesen gräßlichen Schranken und überflutete das Land.

Heute entsinne ich mich nicht mehr, was ich in jener Nacht auf den Maaswiesen von Bazeilles gedacht habe. Es waren die Gedanken eines von dem Erlebten auf das tiefste gepackten Jünglings, der in vielem noch ein Knabe war. Es waren die Gedanken eines Phantasten und Schwärmers. Aber nach dem Krieg waren diese Nachtgedanken auf dem Schlachtfeld von Sedan so mächtig, daß ich sie aufschrieb. Freunde gaben sie einem Verleger. Sie waren das erste, was von mir in Druckerschwärze auf dem Papier stand; eines sonderbaren Schwärmers phantastische Gedanken während eines nächtlichen Ganges über ein Schlachtfeld. Ein Krieg mochte noch so gerecht sein und er mochte dem Volk, das ihn führte, Ewigkeitsruhm bereiten — Blutdunst und Entsetzen war darum doch der Atem der Kriegsfurie.

In nächster Nähe von Bazeilles befand sich ein stattliches Landhaus. Das schöne Gebäude umschattete ein Park sehr alter Bäume und es war das einzige Haus, das von den Bayern — sie waren schon damals die bayrischen Löwen — zu Lazarettzwecken verschont geblieben.

Nach der Schlacht war das große Haus von oben bis unten mit Verwundeten gefüllt. Ärzte und barmherzige Schwestern waren die Samariter. Ihnen wurde ich zugeteilt. Der berühmte Langenbeck war unser Chefarzt. Man sagte mir, er käme soeben von dem Sterbelager seines Sohnes, der vor Gravelotte gefallen sei. Was er bei uns vollbrachte, sollte in dem dankbaren Gedächtnis der Menschen fortleben.

In dem großen Gebäude, dessen Dach die Wipfel umrauschten, wurde amputiert, wurde Tag und Nacht amputiert! Da sämtliche Räume bis auf den letzten Winkel mit Verwundeten belegt waren, blieben als Amputationssäle nur die Keller übrig. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß Langenbeck mich als einen seiner Helfer erbat. Damals wurden die Arterien der durchschnittenen Glieder noch vorsichtig unterbunden: jedes Äderchen mußte, damit der arbeitende Arzt

nicht durch das Blut am Sehen gehindert wurde, beständig mit einem nassen Schwamm beträufelt werden. Dieses war die mir zugeteilte Beschäftigung. Ärzte und Helfer waren so blutüberströmt wie die Ärmsten selbst, denen die Hilfe galt. Die abgeschnittenen Gliedmaßen häuften sich in solcher Menge, daß sie in einer Ecke jener heiligen Halle des Leidens hoch aufgehäuft lagen. Wir schliefen nur, wenn wir ermattet hinsanken. Eine volle Woche hindurch währte das blutige Handwerk.

Darauf sandte man mich nach einem nahegelegenen Ort Lamonselle. Auch hier war das Lazarett in ein geräumiges Landhaus verlegt und auch hier von oben bis unten mit Schwerverwundeten angefüllt. Ich müßte sagen: mit Sterbenden, denn so erscheint es mir heute. In dem Park, der auch dieses Haus umgab, wurden große Gruben aufgeworfen: Massengräber; und eine dieser Grüfte füllte sich jeden Tag.

Ich half, so gut ich vermochte; und oft wurde gerade ich zu einem Sterbenden gerufen, von diesem eigens erbeten. Fast immer erschien der Tod als Wohltäter und Erlöser; auch dann, wenn er den Leidenden unter Qualen erlöste.

Mit welcher Größe sah ich sie sterben! Welche Helden des Leidens waren sie! Der Tod im Lazarett schuf womöglich noch größere Helden als der auf den Schlachtfeldern.

Viele waren noch jung und jeder hatte daheim eine Mutter oder Braut oder Geliebte. Vor jedem lag das Leben gleich einem unabsehbaren Frühlingsgefilde, jedem blühte eine schöne Hoffnung, jeder hatte die Absicht, zu wirken, zu nützen; jeder wollte leben an der Seite eines geliebten Weibes, umringt von einer Schar blühender Kinder, geschätzt von seinen Mitmenschen, ein guter Bürger, ein tüchtiges Mitglied der Gesellschaft. Und sie alle, die in der Kraft ihrer Jugend hinsanken, gaben ihr Leben für das Vaterland, in der Zuversicht des Sieges der gerechten Sache; sie alle starben in dieser Zuversicht, mit einem Aufleuchten im brechenden Blick ...

Den ganzen September über wurde ich in den Lazaretten in der Nähe von Sedan beschäftigt. Bisweilen mußte ich einen Transport zur nahen belgischen Grenze begleiten. Der Ort, wohin sie abgeführt wurden, hieß Bouillon und auf diesen traurigen Fahrten

hatte ich Gelegenheit, das ganze Schlachtfeld zu durchqueren. Auf dem weiten Totenfeld Grab an Grab, Kreuz an Kreuz, das ganze Land ein einziger Kirchhof!

Später wurde ich zu einem Amt befohlen, das voll Grauen war. Gegen Ende September wurde Angehörigen von Gefallenen gestattet, ihre Toten ausgraben und in die Heimat überführen zu lassen. Die Gruft wurde geöffnet, der Tote herausgehoben, während ich den verwesenden Leichnam zum Zweck der Konservierung mit Arsenik zu bestreuen hatte. Wieviel des Furchtbaren mußte ich da erleben!

In dieser Zeit geschah es, daß sich das Wort an mir erfüllte: des Lebens ganzer Jammer packte mich an.

8.

Von Sedan nach Paris; und weiter bis nach Orleans; und weiter bis nach Blois

Ich möchte lange bei dieser Zeit verweilen und muß mich doch kurz fassen. Die Zeit war zu groß und ich in der großen Zeit ein reines Nichts.

Ich erwähnte, daß ich trotz meiner Jugend schon damals viel gelitten hatte; ja, auf mir lagen Schicksale mit solchem Druck, daß sie mich leicht hätten zermalmen können. Sie hätten es auch sicher getan, wäre ich nicht — dessen bin ich mir heute klar bewußt — solch Träumer und Phantast gewesen, der sich seine eigene Welt erbaute, seine eigenen Menschen schuf. Jene Schicksale betrafen vor allem meine Familie; aber auch anderes Unheilvolles zu ertragen und zu durchkämpfen, blieb mir trotz meiner großen Jugend nicht erspart. Nun aber durfte ich den Krieg miterleben. Plötzlich fiel alles Schwere, insofern es mich selbst betraf, von mir ab. Es hatte sich aufgelöst, gleich einem Gewölk vor den Strahlen der Sonne, war gewichen und geschwunden. Jetzt gab es auch für mich nur das deutsche Vaterland und seine große gerechte, seine heilige Sache. Als befreiend und erlösend von dem eigenen kleinen Geschick empfand ich schon damals den Krieg. Ich fühlte, wie er die Menschen über sich selbst erhob, gleichsam aus dunklen Tiefen zu leuchtenden Höhen empor . . .

Verschiedene Episoden des großen Ganzen erzählte ich bei verschiedenen Gelegenheiten. Ich möchte sie hier nicht wiederholen. Nur bei Sedan mußte ich als bei dem glorreichen Anfang etwas verweilen.

Im Oktober ging es wieder in Eilmärschen den vorrückenden Truppen nach oder zugleich mit diesen bis unmittelbar vor Paris. Das Land entbrannte im Freischärlerkrieg. Gegen diesen heimtückischen Feind mußten auch wir Sanitäter uns verteidigen. Unseren Gegnern

war schon damals nichts heilig, also auch nicht das Rote Kreuz des Erbarmens. Sie verfolgten auch uns, schossen auf die Lazarette, versuchten uns hinterrücks zu töten. Jeder Tag brachte eine neue Greueltat. Aber die Erinnerung daran ist mir verblaßt. Dagegen steht in meinem Gedächtnis eine Sache wie eingebrannt. Das sind die Leiden der Verwundeten, ist ihre Tapferkeit, ihre Heldenherrlichkeit. Ich habe vielfach geäußert, wie der Soldat selbst das Furchtbare eines Krieges weniger kennen lernt, als derjenige, der den Verwundeten auf dem Schlachtfeld aufsucht, dem Gefallenen auf dem Feld der Ehre die letzte Ruhestätte bereitet, im Lazarett Wunden verbindet und an Sterbelagern steht. Der Krieger eilt vorwärts, immer vorwärts, das Grauen hinter sich lassend. Er läßt es als sein Vermächtnis den Lazaretten, Ärzten und Pflegern zurück ...

Wir folgten also dem siegreichen Heer auf dem Fuße. Die Orte, wo wir längere Zeit verweilten, waren: La Ferrière, Lemans und Brie Comte Robert.

Nur die Schwerverwundeten fanden Aufnahme im Feldlazarett, die anderen wurden sogleich abtransportiert. Zu den Verwundeten gesellten sich die Erkrankten. Die sanitären Einrichtungen waren damals im Ganzen noch höchst mangelhaft. Es fehlte an Transportmitteln, häufig auch an den notwendigsten Medikamenten, überhaupt an allen Wohltaten, die einer späteren Zeit im Kriege zum Segen gereichen sollten. Nicht nur wir litten häufig Mangel — das wollte nichts besagen —, wohl aber sie, die verdient hätten, eine Pflege zu erhalten, ihrer unvergleichlichen Tapferkeit und harten Leiden würdig. Aber auch das alles schwindet zu nichts, im Vergleich zu den Entbehrungen und Leiden des jetzigen Krieges ...

Unsere Armee stand vor Paris, sie umzingelte, belagerte es. Man erwartete täglich den Beginn der Beschießung. Wie soll ich unsere Erregung schildern? Jeden Tag hieß es immer wieder: „Heute fangen sie an!" Aber Woche auf Woche verstrich, ohne daß mit der Beschießung begonnen wurde. Weshalb geschah es nicht? Auf unseren Gemütern lag die Erwartung gleich Alpdruck.

Die Verwundeten, die uns täglich eingebracht wurden und die wir fragten: „Warum beginnt die Beschießung von Paris noch immer nicht? Der Feind ist ja doch von uns eingeschlossen? Wir haben

den Feind ja doch in der Hand" — auch diese Braven wußten keine Antwort auf unsere Frage; sie wußten nur, daß unsere Heere vor Paris stünden und warteten. Epidemien waren ausgebrochen, der Winter war grimmig kalt, die Quartiere boten schlechte Unterkunft, manche Truppen lagen bei starkem Frost auf freiem Felde. Aber mit der Beschießung von Paris wurde gezögert und gezögert . . .

Im Januar wurde ich in das Lazarett von Versailles geschickt, das im kaiserlichen Schloß sich befand. Ich hatte meinen Dienst in den Sälen, deren Wände Gemälde von Horace Vernet schmückten: Verherrlichungen französischer Ruhmestaten! Zu Häupten unserer Verwundeten strahlte die Glorie Frankreichs!

In Versailles sah ich König Wilhelm, sah ich Moltke und Roon. Ich sah Bismarck! Seine Stirn schien mir umwölkt, seine Brauen waren zusammengezogen, sein Blick — in seinem Blick glühte und lohte es, eine mühsam unterdrückte Flamme.

Als Knabe war ich Zeuge von König Wilhelms Einzug in Berlin gewesen nach der Krönung in Königsberg. Nun weilte ich an dem Ort, wo er zum deutschen Kaiser gekürt werden sollte.

Auch nach Bougival ward ich gerufen. In meiner Erinnerung ist dieses Bougival ein reicher und reizvoller Ort. Ich sah den Mont Valerien und durch ein Fernglas zeigte man mir die auf dem Festungswall promenierenden Franzosen, darunter auch Damen in prachtvollen Pelzen, mit pompösen Hüten. So sah ich damals Paris. Hinein kam ich auch in späteren Jahren niemals. Alles, was ich von Paris kenne, ist, aus der Entfernung gesehen, der grimmige Mont Valerien und seine Festungswerke, die der endlich erfolgenden Beschießung nicht lange stand hielten . . .

Schwächlich wie ich war, ging vieles über meine Kraft — obgleich der Krieg mich erstarken ließ und das vor allem innerlich; und es geschah manches Mal, daß ich zusammenbrach. Meine Mutter, schon damals nicht mehr jung — war ich doch ein Spätgeborener —, sorgte sich schwer um mich, erbat immer dringlicher meine Rückkehr. Mein Herr Chef und die Ärzte wollten mich indessen nicht fortlassen, behaupteten, mich nicht entbehren zu können, schrieben meiner Mutter: „Lassen Sie uns Ihren Sohn, er ist uns notwendig! Wir werden ihn nach besten Kräften vor Gefahren schützen."

Geradezu sibirisch war in jenem Kriegswinter die Kälte und es gab viele erfrorene Gliedmaßen zu heilen. Dabei fehlte es an Heizmaterial. Ein jeder suchte sich gegen die Kälte zu schützen, so gut er konnte. Wo sich kein Holz fand, vergriff man sich an den Möbeln. Öfen gab es in Frankreich nicht, nur Kamine. In diesen loderten Tische, Stühle, Schränke, Kommoden und was es sonst an Brennbarem gab. Von den Feinden wurde diese Nothilfe als Verbrechen bezeichnet, als deutsches Barbarentum.

Barbar! Dieser Name ward damals unseren Braven gegeben und dieser Name verblieb uns. Unsere Feinde wollten uns damit einen Schandnamen geben, doch er ist zu unserem Ehrentitel geworden.

In keinem Hause, dessen Bewohner zurückblieb, wurde, so viel ich weiß, auch nur das Geringste beschädigt oder genommen: „gestohlen". Jedes dieser bewohnten Häuser stand unter deutschem Schutz.

Überhaupt erfüllt mich noch heute eine Sache mit fast hochmütigem Stolz: die Haltung unserer Truppen in Feindesland. Das galt nicht nur für den Offizier, sondern auch für den sogenannten gemeinen Mann. Welche Güte lernte ich gerade bei diesen kennen, welches Zartgefühl bewundern; welche Kulturmenschen waren diese Barbaren. In Feindesland als Sieger ein Volk höchster Gesittung.

Während endlich, endlich! — Paris beschossen wurde, während in allen Teilen des gestürzten Kaiserreichs die Deutschen Sieg auf Sieg errangen, während Paris dem Sieger sich ergab und im Schloß von Versailles das deutsche Kaiserreich proklamiert wurde, geschaffen von Otto von Bismarck und den deutschen Armeen — ich sage, während all dieses Große sich begab, verband ich, pflegte ich Wunden, stand ich an Sterbebetten, erlebte ein Übermaß von Leiden, lernte deutsche Größe auch an den Orten höchster Qualen kennen und bewundern.

Auf Versailles und Bougival folgte Beaume la Rolande. Das war für uns Sanitäter ein schlimmer Ort, Unsere Verwundeten und wir waren die einzigen Bewohner und gerade in jenen Gegenden trieben es die Freischärler besonders arg; bei dem hohen Schnee konnten wir durch die Spuren der Tritte um das Haus herum fest-

stellen, daß wir Nacht für Nacht umschlichen wurden. Beständig mußten wir auf einen Überfall gefaßt sein, mußten wir Wache halten. Wir waren übermüdet und überreizt und konnten einen solchen Zustand auf die Dauer nur schwer aushalten. Ich entsinne mich nicht mehr, auf welche Weise wir von Beaume la Rolande fortkamen. Es ging nach Orleans. Die Landschaft war unsäglich öde. Unabsehbar dehnte sich die Ebene unter dichter Schneedecke. Frankreich hätte Sibirien sein können. Bewundernswert waren wiederum unsere Soldaten. Wenn ich daran zurückdenke, weitet sich noch heute mein Herz vor Stolz. Alle Schmähung und Beschimpfung, die über uns jetzt ausgegossen wird, beweist nur den Neid auf deutsche Heldenherrlichkeit, die sich der Welt schon damals offenbarte ...

In Orleans erhielt ich mein Quartier bei einer vornehmen Familie. Sie bewohnte ein kleines Palais in der Rue de la Bretonnerie; in der nämlichen Straße befand sich ein Standbild der Jungfrau von Orleans. Dieses Mal hatte die Heilige Frankreich nicht beschützen können!

In diesem Hause wurde mir herzliche Güte bewiesen. Die Familie bestand aus dem Herrn und der Frau des Hauses und in einer Tochter von großer Schönheit. Ein einziger, noch sehr junger Sohn kämpfte gegen uns vor Paris. Nach dem Kriege blieb ich mit dieser Familie noch durch Jahre in brieflichem Verkehr. Dabei waren es Franzosen, von fanatischem Patriotismus beseelt. Aber niemals fiel in meiner Gegenwart ein Wort, das den aufgezwungenen Hausgenossen hätte verletzen können. Was ich später in dieser Familie erlebte, erhöhte nicht nur meine Verehrung, sondern erregte auch meine Bewunderung! Diese Leute waren in Wahrheit die Angehörigen einer großen Nation ...

Im Januar kamen die Schlachten zwischen Orleans und Blois. Es war am Sylvester, als ich mich in dieser Stadt befand. Unmittelbar bei unserem Lazarett floß die Loire und am jenseitigen Ufer stand der Feind. Noch führte eine Brücke von Ufer zu Ufer. Sie wurde in der Neujahrsnacht von den Unseren in die Luft gesprengt. Plötzlich, mitten in der Nacht, erhielten wir den Befehl, den Rückzug mit unseren Verwundeten anzutreten. Allgemeine Verwirrung entstand; niemand wußte, was geschehen war. Die Kälte

hatte gerade in der Neujahrsnacht ihren Höhegrad erreicht und die Landstraße war ein einziger lebendiger Strom, der rückwärts flutete. Über uns hinweg flogen die Geschosse und erhellten phantastisch das Dunkel der Nacht. Mitten hinein in die unaufhaltsam nachdrängenden Scharen fielen die Granaten. Ich wäre in jener Nacht sicher erdrückt worden oder erfroren, hätte nicht ein Gütiger sich meiner erbarmt, mich in eine Decke gehüllt und in einen der Wagen zu unseren Verwundeten gelegt.

Alle diese Vorgänge sind in meiner Erinnerung chaotisch durcheinander gewirrt. So auch später, als ich meine Verletzung erhielt; ich entsinne mich der Vorgänge erst wieder, als ich zum zweitenmal in Orleans bei meinen freundlichen Feinden im Quartier lag; dieses Mal selber der Pflege bedürftig. Vielleicht waren es zwei oder auch drei Wochen, die ich wiederum in dem kleinen Palais in der Rue de la Bretonnerie zubrachte, von zartester Sorge umgeben. Eines Tages bemerkte ich, daß Mutter und Tochter tiefe Trauer trugen und erfuhr von dem alten Diener des Hauses, daß der einzige Sohn vor Paris gefallen sei. Gefallen, während ein Angehöriger des feindlichen Landes in dem Hause gleich einem Sohn gepflegt wurde. Mit keinem Wort erwähnten die Trauernden den Gefallenen. Und es war der einzige Sohn!

9.

Sieg auf Sieg

Ende Januar befand ich mich noch in Orleans, von dort aus ging es weiter von Lazarett zu Lazarett. Am lebhaftesten erinnere ich mich zweier Städte: an Reims und Straßburg. An beiden Orten war ich tätig. Ich erinnere mich der beiden so lebhaft ihrer Gotteshäuser wegen: der Dom von Reims und das Münster zu Straßburg! Der Dom von Reims soll durch deutsche Geschosse im jetzigen Krieg schwer beschädigt worden sein und der Empörungsschrei über die Untat der Barbaren durchgellt die Welt. Damals, im Jahre 1871, wohnte ich am Domplatz, der von altertümlichen Gebäuden umgeben und sehr eng war. Eindringlich gedachte ich der Jungfrau von Orleans, der Heldin, welche die Franzosen von den Engländern befreite. Jetzt würden wir Deutschen die Befreiungstat für Frankreich verrichten. Aber eher ließe sich das stolze Frankreich von dem weltbeherrschenden England unterjochen und zu einem Volk von Sklaven erniedrigen, als sich mit unserer Hilfe von England zu befreien. Steigert sich doch der Haß Frankreichs gegen uns bis zur Raserei, bis zum Wahnsinn. Damals war es anders. Ich könnte viele Beispiele anführen, wie das französische Volk damals über uns dachte. Wohlverstanden: das Volk! Es beklagte das Unglück auf das leidenschaftlichste, gab jedoch nicht uns die Schuld, sondern seinem Kaiser und der Kaiserin, der Republik und den Vertretern eines wütenden Ehrgeizes.

Obgleich ich von Orleans unmittelbar nach Reims kam, gedachte ich der Schillerschen Jungfrau mehr als der historischen. Eine Aufführung von Schillers Jungfrau hatte zu meinen stärksten Knabeneindrücken gehört. Es war, als die jugendliche Klara Ziegler zum erstenmal in Berlin gastierte. Das Königliche Schauspielhaus erwies sich dem ungeheuren Andrang des Publikums gegenüber als viel zu

klein und so fand denn die Vorstellung im Königlichen Opernhause statt, ein Ausnahmefall ohnegleichen. Ich wohnte mit meinem Vater der Aufführung bei und erinnere mich nicht, jemals eine ähnliche Begeisterung erlebt zu haben — außer bei einer Aufführung von Grillparzers Medea mit der Janauschek.

Jetzt befand ich mich in Reims und mein lebhafter Geist verweilte vor dem Dom im vierten Akt des Schillerschen Dramas mit Klara Ziegler als Jungfrau. Es ist später Sitte geworden, über diese Darstellerin zu lächeln; ja, sie zu bespötteln. Paul Heyse nannte sie nur „die Donnerbüchse“. Ich aber bin ihr Dank schuldig und ich danke gern. In meiner Jugend weckte sie die Begeisterung von Tausenden; und ich bin der Meinung, wem es gegeben ward zu begeistern, dem sollen wir uns dankbar erweisen . . .

Straßburg war französisch gewesen und war wieder deutsch geworden, eine mit Blut erkämpfte herrliche Errungenschaft unserer Helden, ein hehrer Lohn unseres Kampfes für eine auch damals große und gerechte Sache. Auch in Straßburg deutsche und französische Verwundete; auch hier Lazarett bei Lazarett. Ich kannte schon damals meinen Goethe ein wenig, hatte Goethes Dithyrambus über Erwin von Steinbach gelesen und vor mir erhob sich, einem Traumbild gleich, Meister Erwins Wunderbau. Dort oben, auf einer der höchsten Spitzen, hatte der junge Goethe gestanden, gleichsam schwebend zwischen Himmel und Erde. Um den Schwindel zu bekämpfen, war er auf die Plattform getreten. Schon in diesem Einen lag der ganze Goethe und oft sollte ich in Zukunft zu mir selbst sprechen: „Ersteige den Straßburger Dom, tritt hinaus auf die Plattform; schwebe zwischen Himmel und Erde, bezwinge den Schwindel, bezwinge dich selbst und erliege nicht deiner Schwäche.“

In Straßburg, im Anblick des Doms, offenbarte sich mir die Herrlichkeit der gotischen Baukunst. Nicht nur ihre Herrlichkeit, sondern zugleich ihre innere Notwendigkeit für ein Gotteshaus des Nordens. Die Gotik erschien mir damals als alleinige Ausdrucksmöglichkeit für unsere Religion. Religion ist Mysterium; Religion hebt die mühselige und beladene Seele von der Erde zum Himmel empor. Mit den Wölbungen der gotischen Baukunst stieg meine junge Seele zur Gottheit auf inmitten all des Grauens eines Krieges.

Ende Juli 1871 kehrte ich aus Straßburg zurück. Ich hatte getan, was in meinen Kräften stand, und meine Kräfte waren nur schwach gewesen. Viel Furchtbares, viel Erhebendes und Herrliches erlebte ich! Ich hatte menschliche Güte erfahren und das von Freund und Feind; Dank von Verwundeten und Kranken, Dank von Sterbenden. Meine Kameraden hatten mich behütet, wie sie nur konnten. Ich war ihnen lieb geworden: das „Kleine!" Meine Chefs hatten mich geschätzt. Sie teilten mir mit, sie hätten mich für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen. Aber ihnen wären für die ganze Kolonne nur zwei Eiserne Kreuze zugestellt worden; und es war nur natürlich, daß unsere fürstlichen Führer diese Ehrenzeichen erhielten. Meine Kameraden grollten: sie wollten ihren Jüngsten ausgezeichnet sehen; ich selbst dachte nicht daran, daß ich ohne jenes ehrende Abzeichen zurückkehren sollte. Große Entschlüsse waren in mir gereift und mußten ausgeführt werden: nicht Landwirt wollte ich werden! Denn ich bedurfte für mein zukünftiges Leben als Lebensglück und Lebensarbeit eines anderen.

Ich hatte wenig gelernt; fortan wollte ich lernen. Ich wollte mir ein geistiges Besitztum erwerben, ohne das ich niemals würde glücklich sein können. Dieser Entschluß aber brachte für mich den Kampf mit meiner guten Mutter, die mich nicht verstehen würde; mit meinen „zärtlichen Verwandten", die mich schon als Knaben für einen Halbnarren hielten; brachte den Kampf mit dem Vorurteil und vielem anderen, dem ich hier keinen Namen geben will.

So kämpfte ich denn.

10.

Jena

1871—72

Ich wählte die Universität Jena, um dort meine Studien zu beginnen, weil es in meinem lieben Thüringen lag, nahe dem kleinen Ort am Ufer der Ilm, wo meine elterlichen Erzieher lebten und wo ich glückliche Jahre verbracht hatte; auch nahe dem Dorf mit dem alten Lindenbaum auf dem Kirchplatz. Und dann: Jena war in der Nähe von Weimar!

Im Herbst 1871 bezog ich die Musenstadt. Aber schwere Folgen des Kriegs zeigten sich. Meine an sich überzarte Körperbeschaffenheit war psychisch und physisch für mein furchtbares Erleben nicht stark genug gewesen. Meine niemals robusten Nerven waren zerrüttet und die kleine schnell geheilte Verletzung am Fuß erwies sich plötzlich als bedenklich. Wunden brachen auf, Knochensplitter eiterten aus. So war ich denn ein recht miserabler Student, der sich an zwei Stöcken mühsam dahinschleppte.

Ich suchte mir eine möglichst behagliche und helle Wohnung und fand sie in einem altertümlichen Haus am Fürstengraben. Unter meinen Fenstern befanden sich die Anlagen der Stadt mit Fliederbäumen und Goldregen, Jasmin und Rotdorn; und über einen weiten Platz hinweg hatte ich einen freien Blick auf Gartenland, darüber freundliche Höhen aufstiegen. Es war ein liebliches Bild, gegenwärtig gewiß vollkommen verändert. Die Universität, jenes ehrwürdige Gebäude, darin viele der Großen einer vergangenen Zeit gelehrt hatten, darunter Friedrich Schiller, lag in kürzester Entfernung von meiner Wohnung gegen Westen zu. Der Abendhimmel überstrahlte das graue Haus mit einem Baldachin aus Purpur und Gold. Es war alsdann ein richtiger geistiger Fürstensitz.

Als ich nach Jahr und Tag einmal desselben Weges ging, sah ich an der Mauer des Hauses, in dem ich mein erstes glückliches

Jenenser Studentenjahr verlebte, meinen Namen eingezeichnet. Es war ein eigentümliches Gefühl, das mich beim Lesen des Namens und der Jahreszahl beschlich.

Heute an jene Zeit zurückdenkend, erinnere ich mich nicht mehr, wie es kam, daß ich meine Absicht, mich von jedem Verkehr fern zu halten, nicht ausführte, vielmehr sehr bald unter den Studenten zahlreiche Bekannte besaß. Wir schlossen einen Bund, dem wir den Namen „Freie Vereinigung" beilegten. Diesem Verein gehörten die meisten geistigen Elemente der damaligen Jenenser Studentenschaft an, ein Rütli freiheitsliebender hochstrebender junger Geister; denn himmelhoch flammte unsere Begeisterung für alles Schöne, Edle und Gute. Diejenigen unter uns, die sich am stärksten zu einander hingezogen fühlten, bildeten in dem größeren Kreise einen engeren. Zu ihnen gehörten Karl Kehrbach, Johannes Prölß, Wilhelm Henzen, deren Namen später guten Klang bekamen. Wilhelm Henzen galt für ein Genie. Dieser intime Ring tagte bei mir. Wir kamen wöchentlich mindestens an zwei Abenden zusammen, disputierten, hielten Reden, sprachen über Gott und Menschheit, über Wissenschaft und Kunst, über alles, was junge, leidenschaftlich fühlende Gemüter erfüllt. Auch uns freundlich gesinnte Dozenten besuchten diese Abende und halfen das allzu jugendliche Feuer dämpfen. Denn, ich wiederhole es: unsere Geister brannten lichterloh . . .

Gewiß besitzt die Jugend aller Zeiten Begeisterung; besitzt doch die Jugend aller Zeiten ihre Ideale. Begeisterung fehlt auch nicht der Jugend von heute, nicht der Jugend eines neuen Geschlechts. Ich bin nicht nur ein alter, sondern auch ein altmodischer Mann und will nichts anderes sein: als solcher sehe ich die Jugend von heute, bemühe mich ehrlich, sie zu verstehen. Ich kann es nicht immer, kann es nur selten; ein Bekenntnis, das sich mir schwer entringt. Meine Begabung, zu schreiben, zu schriftstellern, ist gering im Vergleich zu meinem Talent, zu lesen, anzuerkennen, zu loben, zu bewundern. Es macht mich glücklich, bewundern zu dürfen. Glücklich bin ich, wenn ich Jugend bewundern und schätzen kann; wenn ich bei ihr Wahres und Echtes finde, nichts Falsches, kein Strebertum. So bald ich das Gute bei unserer modernen Jugend — und wie hoch begabt ist sie oft! — erkenne, wird mein Herz warm.

Aber ich wollte von meiner eigenen Jugend sprechen und von der Begeisterung, welche die Jugend meiner Zeit durchglühte, gleich einem Feuer von oben herab. Alle die jungen Leute, die um mich waren, konnten sich bis zur Ekstase begeistern. Sie konnten schwärmen, sie hatten ihre Götter. Diese besitzt auch die Jugend von heute und Goethe ist auch für sie der Götter allerhöchster. Oft aber muß ich denken, was wohl Goethe zu dem Schwarm seiner heutigen Adoranten gesagt hätte? Oft scheint mir, als trieben sie mit seinem heiligen Namen Mißbrauch; und er würde viele von ihnen aus seinem Tempel verjagen. Goethe schreiben sie auf ihr Banner, wo sie doch eines anderen Namen als dem ihres geistigen Heroen zujubeln und zujauchzen: Strindberg!

Wir Jungen von Jena begeisterten uns damals für Gutzkow und Geibel, für Paul Heyse und Adolf Wilbrandt. Vor allen anderen aber für Gustav Freytag. Ereignisse bedeuteten für uns „Soll und Haben", die „Kinder der Welt" und Spielhagens „Problematische Naturen". Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte" erregte in manchen Gemütern einen Sturm, dem einen zum Heil, dem anderen zum Unheil gereichend. Und wie wir unsere Lehrer verehrten! Wir glichen in den dumpfigen Hörsälen den Jünglingen Griechenlands, die unter den Platanen am Ufer des Kephissos auf die Lehren der großen Weisen lauschten.

Von jenen Großen nenne ich außer Ernst Häckel hier nur den Namen des einen:

Kuno Fischer!

Bei Kuno Fischer die Geschichte der griechischen Philosophie, oder über Hegel, Schopenhauer, Fichte zu hören! — Es war damals doch eine gute Zeit! Für mich war's eine große Zeit!

Zu einer Vorlesung von Kuno Fischer erschien eines Tages der Großherzog von Sachsen-Weimar. Die Vorlesung war zu Ende, der Fürst sprach mit dem Professor, schien etwas zu fragen. Plötzlich wurde mein Name gerufen: „Herr Richard Voß!"

An meinen Stöcken humpelte ich also vor und stand vor dem hohen Herrn, der mich freundlich über meine Kriegsschicksale befragte und mir einige gütige Worte sagte. In Jena, im Kolleg von Kuno Fischer, fand meine erste persönliche Begegnung mit einem Fürsten

statt, dessen Andenken ich noch heute voll ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hochhalte ...

In der Nähe von Jena, an der Straße nach Weimar, lag ein altes gelbes Gebäude, die sogenannte „Ölmühle". Doch war darin von einem Müller so wenig zu sehen, wie von einer schönen Müllerin. Auch hörte man kein Mühlrad rauschen. Die Ölmühle war ein Wirtshaus, ein Lieblingslokal der Bürger und Studenten. Berühmt aber war sie durch den Namen eines Großen und Gewaltigen: Otto von Bismarck sollte in der Ölmühle gezecht haben und ein glücklicher Mensch gewesen sein.

Diesem durch den einen Namen historisch gewordenen Bauwerk gegenüber befand sich der Garten eines wohlhabenden Jenensers, ein umfangreiches Grundstück, ausgezeichnet durch seine Rosenpflanzungen. Vom Frühsommer bis zum Spätherbst erglühte der Garten in Rosenröte. Inmitten des Blühens stand ein kleines helles Haus. Dieses mietete ich und bewohnte es mit einem Diener.

Das war nun ganz etwas für mich, für einen Phantasten meiner Art. Ich richtete mich behaglich ein, und das „Rosenhaus", wie es genannt wurde, gelangte zu einer gewissen Berühmtheit. Ich hieß nämlich nach dem Hause der „Rosenherr". Nicht etwa der Rosenkavalier; denn Kavaliermäßiges war herzlich wenig an mir. Ich ging noch immer am Stock, war noch immer schwächlich und alles in allem ein recht elendes Menschenkind mit zerrütteten Nerven und schlaflosen Nächten. Wie vorher fanden sich auch hier jede Woche einige Male gute Freunde bei mir ein und wir setzten unsere Begeisterung und Schwärmereien inmitten der Rosengluten fort, häufig bis spät in die Nacht hinein. Ich veranstaltete allerlei phantastische Feste: Sommernachtsträume mit heidnischem Bacchantenspuk. Der Aufenthalt behagte mir so sehr, daß ich auch während der großen Ferien dort blieb, im Rosenhaus einen Rosenhof haltend ...

Auf der Landstraße, die den Garten begrenzt, war ich in meiner Knabenzeit häufig mit den Kameraden gewandert: von Sulza nach Jena; und auf dieser nämlichen Landstraße hatte ich damals als Knabe ein Erlebnis, das sich mir tief einprägte.

Es war um Pfingsten gewesen. Die Schule hatte sich in Jena verspätet und wir wanderten im Mondschein nach Hause. Sehr er-



Richard Voß im 17. Lebensjahr

Nach dem Oelgemälde von Grün

müdet, blieb ich hinter den anderen Knaben zurück. Plötzlich sprang vor mir aus dem im goldigen Frühlingsschmuck prangenden Wäldchen ein junger Bursche hervor und rief einem ihn auf der Landstraße erwartenden Menschen laut lachend zu: er habe seinen Zweck erreicht und „um die Marie sei es geschehen!" Auch der andere lachte laut, und lachend eilten beide davon.

Ohne zu verstehen, was der Vorfall bedeutete, stand ich und sah den beiden nach. Der Ton, in dem die Worte ausgerufen worden, das wilde Hohnlachen, erweckte in mir ein Gefühl, als habe sich in dem leuchtenden Gehölz etwas Böses begeben.

Ich stand noch, als die Gebüsche des Unterholzes sich teilten und ein Mädchen heraustrat, eine zarte, fast kindliche Gestalt. Sie rief unter leidenschaftlichem Schluchzen den Namen eines Mannes, mit Tönen heißer Liebe, mit inbrünstigem Flehen. Als sie den Geliebten nirgends erblickte, schrie sie jammervoll auf und verfolgte, leidenschaftlich weinend, den Mann, der sie in der glanzvollen Pfingstnacht verführt und verlassen hatte ...

Die Erinnerung an die schwankende Mädchengestalt auf der einsamen Landstraße wollte mich lange nicht mehr verlassen. Als ich später Bücher und Dramen schrieb, befanden sich darin häufig Frauengestalten, jener Verführten und Verlassenen gleich, die mir in ihrem Jammer nicht nur erbarmenswert, sondern auch verehrungswürdig erschienen.

Mein Kultus der Frau, der liebenden und vertrauenden, der jeden Opfers an Leib und Seele fähigen Frau — diese inbrünstige Frauenverehrung begann für mich mit jenem Knabenerlebnis in der Mondnacht der Landstraße, an welcher mein friedliches Rosenhaus lag.

11.

„Nachtgedanken" / „Visionen" / „Helena"

Ich erwähnte, daß ich schon damals in meiner Jenenser Studentenzeit an Schlaflosigkeit schwer litt. Sie war eine Folge des Kriegs und sie sollte das Unglück meines Lebens werden.

Ich kann seit länger als vierzig Jahren nächtlich nur für kurze Stunden Schlaf finden.

Der heilige Schlaf des Menschen ward mir im Kriege gemordet. In solchen schlaflosen Nächten erinnerte ich mich meiner Gedanken während jenes Nachtgangs auf dem Schlachtfeld von Sedan. Sie lasteten auf mir noch immer wie ein Alpdruck. Um mich davon zu befreien, versuchte ich niederzuschreiben, was ich in der Nacht des zweiten September 1870 auf meinem Gang von Bazeilles bis zum Ufer der Maas gedacht und empfunden hatte.

In dem Kreis, der sich allwöchentlich bei mir versammelte, war es Sitte geworden, daß dieser und jener eine von ihm niedergeschriebene Arbeit mitbrachte und vorlas, die darauf von den anderen einer eingehenden und äußerst strengen Beurteilung unterworfen wurde. Ich hatte bisher nichts vorgelegt: denn meine Reimereien waren Selbstbekenntnisse, nur für mich aufgezeichnet. Eines Abends ließ ich mich hinreißen, meine „Nachtgedanken auf dem Schlachtfeld von Sedan" zum Vortrag zu bringen. Die Freunde fanden sie sehr phantastisch, aber sie sprachen mir Begabung zu. So kam es, daß nach jenen Nachtgedanken meine „Visionen eines deutschen Patrioten" entstanden, auch sie aus keiner anderen Ursache niedergeschrieben, als um mich von einem seelischen Druck zu befreien. Dieses Mal war es ein ziemlich umfangreiches Schriftstück und, von erweckter Eitelkeit verleitet, machte ich die Freunde auch damit bekannt.

Diese „Visionen" enthielten in einer Reihe visionär geschauter Gestalten und Bilder Schilderungen des Grauens des Krieges; auch

sie bedenklich jugendlich, in der Empfindung sowohl wie im Ausdruck stark übertrieben. Zu meinem eigenen Erstaunen machten sie Eindruck. Man umringte mich und rief mir zu:

„Das mußt du drucken lassen! Du bist ja ein Dichter!“

Es geschah zum zweiten Male, daß ich dieses feierliche Wort hörte. Jetzt sagten es mir meine Studiengefährten, die meine guten Freunde waren.

Ein „Dichter“ sollte der Phantast sein? Drucken lassen sollte er, was er wie im Traumzustand niedergeschrieben hatte? Die Nachtgedanken sowohl wie die Visionen sollten im Druck erscheinen: sollten gelesen werden?

Als Buch gelesen!

Es kam mir ganz unwahrscheinlich vor, geradezu unmöglich. Einer der Freunde jagte mir die Manuskripte lachend ab, und ich ließ es lachend geschehen.

Da eines schönen Tages brachte mir jener Freund zwei Bücher: zwei gedruckte Bücher, deren Verfasser ich war! Die „Nachtgedanken“ und „Die Visionen“. Letzteren war sogar noch ein drittes beigefügt: „Helena, aus den Papieren einer Weltdame“.

Der Himmel weiß, wie ich zu dem Inhalt und dem Titel dieser letzten Schrift gekommen war; denn ich wußte von einer Weltdame nicht das geringste; sehnte mich auch gar nicht danach, etwas davon zu erfahren, und nun hatte ich über dieses vollkommen unbekannte Frauenwesen nicht nur geschrieben, sondern in grellgelbem Umschlag lag vor mir das gedruckte Buch, erschienen bei Schabelitz in Zürich.

Das Unheil war geschehen und ging seinen Gang; und zwar einen sehr eigentümlichen Gang, dessen Verlauf ich noch heute nicht verstehe. Die kleinen Schriften erregten nämlich ein gewisses Aufsehen. Ich erhielt Besprechungen über Besprechungen. Gewisse freisinnige Blätter brachten sogar eigene Artikel darüber, unter diesen die „Gartenlaube“ einen Aufsatz mit der Überschrift: „Eine Stimme in der Wüste“.

Wiederum eines schönen Tages stürzte jener freundliche Freund in mein Rosenhaus und rief:

„Hast du aber ein Glück! Deine Visionen wurden in Deutschland verboten.“

Mein „Glück“ machte mich nicht glücklich. Ich hatte in feuriger Jugendlichkeit und überschwänglicher Empfindung Selbsterlebtes geschildert; geschildert das Grauenvolle eines Krieges, das Furchtbare eines Schlachtfeldes, den Jammer der Lazarette. Deutschland hatte gesiegt, sein Ruhm erfüllte die Welt. Weshalb sollte eine solche Stimme, wie die meine, nicht sagen dürfen, wie entsetzlich das Wesen des Krieges sei? Ich fühlte mich durch das Verbot meines Büchleins tief bedrückt, ohne mir einer Schuld gegen mein Vaterland, dem ich voll Hingabe gedient, bewußt zu sein. Um das Schicksal meines Buches kümmerte ich mich nicht weiter, schrieb auch nichts anderes nieder, obgleich meine Freunde drängten, mich zusammenzunehmen, meine Schwermut zu bekämpfen und etwas Neues, Gutes und Gesundes zu schreiben. Es blieb indes bei meinem Schweigen ...

Noch eine andere schwere Folge hatten die Eindrücke des Krieges auf mein Gemüt. Zugleich mit den schlaflosen Nächten zeigten sich diese Eindrücke in einer Weise, die mich verstörte.

Ich hatte eine überaus fromme Erziehung genossen, neigte bei meinem phantastischen Wesen zur Mystik, besaß ein leidenschaftliches Bedürfnis nach Gebet. Ich glaube nicht, daß ich mein Flehen an Gott richtete, an den Gott der Kirche. Das göttliche Wesen, das ich mir schuf, mochte manchen heidnischen Zug haben; aber ich verehrte auf das inbrünstigste eine überirdische göttliche Macht, gab mich ihr mit ganzer Seele hin, klagte ihr meine Leiden und Nöte, rief sie auf gegen den Jammer der Menschheit, verlangte von ihr Hilfe, Befreiung, Erlösung. Und Entsetzen ergriff mich, als ich eines Tages erkennen mußte, daß mir die Gnade des Gebets versagt blieb. Ich geriet außer mir, war der Verzweiflung nahe, rang nach Gebet, rang mit Gott. Es gelang mir jedoch nicht, durch Gebet mich wieder der Gottheit zu nähern. In mir war etwas gleichsam ausgelöscht, und dieses Ausgelöschte war etwas Hohes und Heiliges gewesen.

Das von mir geschaffene Gottesbild erblaßte mehr und mehr, ward immer schemenhafter, schwand hin zu einem Schatten, einem Phantom. Vergeblich versuchte ich, es neu zu gestalten. Ich fühlte mich schuldig eines Verbrechens an der Gottheit, als hätte ich in mir die Gottheit getötet. Oft schrie ich laut auf:

„Kehre zu mir wieder zurück! Du darfst mich nicht verlassen! Was soll ich ohne dich beginnen? Ohne dich muß ich verzagen! Sieh, ich bin jung und will leben, will glücklich sein! Ich kann es nicht ohne dich! Erbarme dich meiner!“

Vergeblich alles Ringen! Die Gottheit blieb mir entrückt und das Gebet wurde auf meinen Lippen zur Lästerung. Ich wußte nicht aus, noch ein.

Da ich aber leben und glücklich sein wollte, mußte ich etwas finden, das mich ohne die Macht des Gebets am Leben erhielt und mir dazu verhalf, ein glücklicher Mensch zu werden. Auch nach Möglichkeit ein guter Mensch! Nach Kämpfen, deren Wunden viele Jahre nicht vernarbten, verfiel ich endlich auf einen Ausweg, der mir Hilfe zu bringen schien. Ich gelobte mir selbst: „an jedem Tag meines Lebens irgend jemandem etwas Freundliches zu erweisen, womöglich eine Wohltat, sei sie auch noch so gering. Wenigstens zu versuchen, irgend jemandem eine Freude zu bereiten oder ihm wohlzutun“ . . .

Ich bin alt geworden. Vieles mußte ich erfahren. Wollte ich das Buch meiner Erfahrungen schreiben, so käme eines der traurigsten Bücher zustande, das jemals geschrieben wurde. Ich würde es nennen müssen: „Buch der Enttäuschungen eines Menschen, der die Menschen liebte.“ Aber jenes als Jüngling mir selbst geleistete Gelübde versuche ich noch heute zu erfüllen. Noch heute wird es mir oft genug schwer gemacht. Doch würde ich auch heute noch verzweifeln müssen, wollte ich nicht immer wieder versuchen, irgendeinem Menschen nach Möglichkeit etwas Freundliches zu erweisen, und sei es das Allergeringste.

Des Menschenjammers ist ein Meer. Ich schöpfe daraus jeden Tag einen Tropfen, um die Flut des Jammers zu vermindern.

Nur um einen armseligen Tropfen!

12.

München

1873—74

Ich verließ mein Rosenhaus und den Rosengarten, verließ Jena. Nach München ging ich. Ich wählte München, weil es die Hauptstadt des mir seit meiner Kindheit vertrauten Bayernlandes war, weil über Münchens Hochebene in feierlicher Majestät die Alpen aufstiegen, weil Tirol als die Schwelle Italiens gilt.

Auch in München fand ich eine Wohnung, wie sie Studenten sonst nicht aufzusuchen pflegen: in einem vielhundertjährigen Patrizierhause der Weinstraße, das gotische Bogenfenster und im Biedermeierstil eingerichtete Zimmer besaß. Die Hausfrau kochte für mich und versorgte mich mütterlich, eine echte Altmünchnerin, so daß ich auch in Isarathen dem Wirtshausleben fernbleiben konnte.

Schön ist München auch jetzt noch. Eine liebe, heimeliche Stadt. Aber um vieles schöner steht mir das München von damals in Erinnerung. Überdies war es dazumal noch keine Fremdenstadt. Die Hotels waren Gasthäuser, und Münchens Bürgerschaft lebte nach Großväterweise. Wenn ich durch die Ludwigstraße zur Universität ging, konnte ich die mir Begegnenden zählen; und abends schien die Stadt wie ausgestorben. Dies war jedoch nur Schein; denn München lebte in den Kellern und den Bräustuben lustig weiter.

Auf der Universität hörte ich bei Michael Bernays und Moritz Carrière Literatur; bei Professor Brunn Kunstgeschichte. Da ich auch damals noch nicht wußte, was eigentlich aus mir werden sollte, warf ich mich mit Leidenschaft auf die Archäologie; war ich doch noch ein Knabe gewesen, als schon die Kunst der Griechen mächtig auf mich gewirkt hatte. Nun ergab ich mich diesem gottbegnadeten Volk mit ganzer Seele. Auch besaß die Glyptothek die Ägineten, in deren Tempel ich später stehen sollte, nach Athen hinüberblickend. Hellenische

Skulptur und Architektur wurden mir in jener Zeit zu den Offenbarungen höchster Kultur ...

Münchens Hoftheater stand damals in voller Blüte. Mit dem Schauspiel konnte nur das Wiener Burgtheater rivalisieren. Wohlverstanden, das alte Burgtheater! Goethe, Schiller und Lessing sah ich später in ähnlicher Vollkommenheit nur in Wien unter Dingelstedt und Heinrich Laube. Es war damals noch die Zeit, wo es für das Schauspiel einen Stil gab: einen Stil für Goethe, für Schiller, für Lessing. Diese Zeit ist jetzt vorbei.

Bald besaß ich auch unter der Münchener Studentenschaft gute Bekannte, und es waren auch hier hochstrebende, leicht erregbare junge Geister. Auch in München schloß sich ein Ring, der in meiner behaglichen Wohnung tagte. In verteilten Rollen lasen wir die Tragödien der Griechen, spielten sie auch, echte Studentenvorstellungen. Meines zarten Aussehens wegen übergab man mir trotz meines lahmen Fußes die weiblichen Rollen. Aus diesen gelegentlichen Studentenspielen sollte etwas bedenklich Jugendliches, aber sehr Belustigendes entstehen: eine richtige Komödiantentruppe mit richtigen Komödiantenfahrten und mit meiner Person als „Direktor" des fahrenden Volkes.

Die seltsame Gesellschaft besaß eine kleine Bühne, auf der sie die Proben abhielt, und zwar befand sich diese nicht etwa in München, sondern in Partenkirchen. Jeden Samstag fuhren wir hinaus. Die Bahn führte damals nur bis Weilheim, dann mußten wir die Post nehmen. Volle vier Stunden und länger dauerte die Fahrt, bis wir das schöne Tal unterhalb der Zugspitze erreichten. In Partenkirchen hatten wir unser besonderes Absteigequartier. Dieses lag in dem alten Teile des schon damals fast vollständig niedergebrannten Gebirgsdorfs in einem hübschen Hause, dem Ehepaar Sachs gehörig.

Professor Michael Sachs war eine weit und breit bekannte Persönlichkeit, Gründer der berühmten Partenkirchner Schnitzschule. Irgendein Zufall machte mich mit den beiden ausgezeichneten Menschen bekannt, um deren Freundschaft ich warb und deren Liebe ich erhielt. Mann und Frau waren im vollsten Sinn des Wortes Originale. Dabei beide hilfreich und gütig. Die Frau Professor — gesegnet sei

ihr Andenken! — unterstützte mit wahrer Leidenschaft unser sonderbares Komödiantentum, besorgte Stoffe und Schneiderinnen, einen Friseur für die Perücken und eine überaus geschickte Person als „Garderobiere". Diese war Kassiererin und Souffleuse zugleich. Im Hause herrschte ein Treiben wie in einer Bude des fahrenden Volks. Wir spielten teils Szenen aus den Klassikern, teils von mir verfaßte Tragödien und Komödien. Ein weibliches Mitglied duldeten wir nicht, und außer der „ersten Liebhaberin" mußten andere bartlose Jünglinge Frauenrollen übernehmen, wie es noch zu Goethes Zeiten in Italien Sitte gewesen. Es war ein harmloses romantisches Unwesen.

Der Winter, in dem die ersten Einstudierungen stattfanden, war bitter kalt, ähnlich dem Winter von 1870. Bisweilen verließen wir München erst mit dem letzten Zuge, fuhren dann zähneklappernd in der alten Postkutsche von Weilheim nach Partenkirchen, um oft schon Sonntag nachts wieder heimzukehren und Montag früh die Vorlesungen zu hören. So führten wir ein eigentümliches Doppelleben, bald als ehrsame Musenjünglinge, bald als leichtsinniges Komödiantenpack und lustiges Theatervölkchen.

In den großen Ferien erfolgte unsere „Tournee". Wir hatten einen Agenten, der für uns gewaltig Reklame machte, mit den Bühnen kleiner Landstädte förmliche Kontrakte abschloß und die Sache sehr wichtig nahm, namentlich betreffs unseres Geldbeutels, der eigentlich nur mein Geldbeutel war. Wir mieteten einen möglichst passenden Raum und spielten froh und frech drauf los. Bisweilen nahmen wir so viel ein, daß wir unsere Wirtshausrechnung ehrlich bezahlen konnten; in den meisten Fällen jedoch waren wir dazu außer stande. Dann hieß es: Geld herbei! Oft mußten wir borgen, mußten unsere Garderobe versetzen und mit Schimpf und Schande abziehen. Aber lustig war es darum doch, und ich denke gern an diese meine „Wilhelm-Meister-Zeit" zurück, die für mich zugleich auch Lehrjahre waren.

In Partenkirchen geschah mir auch sonst Gutes. Die Wunde an meinem Fuß war niemals ganz geheilt. Immer wieder brach sie auf; immer wieder eiterten Knochenstücke aus. Meine gute Freundin, Sabine Sachs, wußte auch dafür Rat. Es gab im Dorf ein altes

Weiblein, das im Ruf stand, allerlei geheimnisvolle Heilmittel zu kennen, in gewissen Nächten gewisse Kräuter zu suchen und daraus Wundertränke und Wundersalben zu bereiten. Diese weise Frau verabreichte mir Bäder und salbte meinen Fuß und — wahr und wahrhaftig! — die Wunden schlossen sich, brachen nach dieser Wunderkur nie wieder auf. Ja, ich kräftigte mich derartig, daß ich später ein ganz leidlicher Bergsteiger wurde und auf Almen und in Sennhütten ein fröhliches Alpenleben führte . . .

Meine Münchner Zeit umfaßte zwei volle Jahre. Sie wären Jahre reinen Jugendglücks gewesen, hätten mich nicht immer von neuem Anfälle einer tiefen Schwermut heimgesucht. Sie ergriffen mich plötzlich und entführten mich den Menschen und der Stadt in tiefe Einsamkeit, in der ich ein Dasein ganz in der Phantasie lebte. Auch wurden meine Nächte immer schlafloser, und die Mittel, die mir einige Stunden Schlummer verschafften, mußten in immer stärkeren Dosen genommen werden. Dabei lag die Zukunft noch in nächtlichem Dunkel vor mir und ich wurde oft von einer dumpfen Angst gepackt darüber, was aus mir werden sollte.

Würde es mir wohl jemals gelingen, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden? Und wenn es mir nicht gelang, was dann? Ich war im Grunde ein sehr ernsthaft denkender Mensch und erkannte frühzeitig, daß ein unnützes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft keine Daseinsberechtigung besaß. An mein sogenanntes schriftstellerisches Talent dachte ich damals mit keinem Gedanken.

Was also sollte aus mir werden?

Es war immer dieselbe bange Frage, darauf ich keine Antwort wußte.

Zu jener Zeit war es, daß ich auf einer Reise, die mich an den Comersee führte, zum erstenmal die Frau erblickte, die später wie ein lichter Engel in mein Leben treten sollte; die heute mein angebetetes Weib ist, der Schutzgeist meines Daseins.

13.

Bergfrieden

1874

Inzwischen war ich mit meiner Mutter öfter in Berchtesgaden gewesen und dort Eigentümer eines Grundstücks geworden. Es lag in der Gemeinde Königsee, dem südlichsten Erdenfleck des Deutschen Reiches. Dort zu leben, in tiefer, feierlicher Einsamkeit, war für mich eine Vorstellung, deren Glücksgefühl mich überwältigte. Der Wald ringsum war der herrlichste Naturpark, die Buchenwipfel wölbten sich zu feierlichen Kuppeln, ihre Stämme leuchteten gleich silbernen Säulen und dazwischen dunkelten die Waldriesen der Ahorne mit ihrem schönblätterigen Laubwerk. Und gar erst die Edeltannen! Ein lichter Silberschimmer lag auf ihren Zweigen, die oft bis auf den Boden herabhingen. Der Untergrund war schwellendes Moos; gewaltige Felsblöcke, wie die Trümmer eines Bergsturzes, lagen dazwischen zerstreut. Von einer felsigen Höhe sah ich herab auf den Königsee; das ganze Gebirge breitete sich vor mir aus: vom Göll bis zum Watzmann, ein wahrer Königsblick!

Von meiner Wiese aus gelangte ich in steilem Aufstieg zu anderen stillen Matten, gleichfalls von hochstämmigem Laubwald umgeben. Hier wohnten meine nächsten Nachbarn. Sie hausten auf hundertjährigen Höfen; in Häusern mit Kreuzgewölben, mit steinbeschwerten grauen Schindeldächern, vor dem Hause rieselnde Brunnen, auf den Wiesen weidende Herden. Ich machte mit allen Bekanntschaft und stellte mich ihnen als künftigen Mitbewohner ihrer Einsamkeit vor. Ich ward freundlich empfangen und man brachte mir nach Urvätersitte auf schöner Majolikaschüssel Brot und Salz, Butter und Honig. Auch von ihrer Milch mußte ich zum Willkommstrank kosten.

Ich nahm mir vor, mit den Bergbauern zu leben. War ich nicht selbst eines Landmanns Sohn und von Kind an zum Landmann bestimmt gewesen? Ich wollte die Interessen der kleinen Gemeinde

nicht nur teilen, sondern sie nach Kräften fördern; wollte dazu beitragen, ihre höchst primitive Landwirtschaft zu heben. Helfen wollte ich ihnen! Um ihr Vertrauen wollte ich werben. Ich war voller Zukunftshoffnungen, voller Zukunftsträume . . .

Zur Weihnachtszeit besuchte ich von München aus wiederum Berchtesgaden. Das Haus stand bereits unter Dach und gerade am Christtag sah ich es zum erstenmal. Es war ein Tag voll eitel Glanz. Die Alpen strahlten und es strahlten die Wälder, Felder und Wiesen. Rauhreif überzog Bäume und Büsche. Jeder verdorrte Halm hatte sich in eine Wunderblume verwandelt, die in der Sonne in Brillantfeuer funkelte. Die bereiften Gräser glichen märchenhaften Hainen von weißen Korallen, die Matten schienen mit Smaragden und Rubinen bestreut. Als ich den Weg zu meinem Haus antrat, läuteten in Berchtesgaden die Glocken zum Hochamt, und mir war andächtig zu Mute, als träte ich in einen Dom. Mich ergriff ein Gefühl, wie ich es in dieser Art weder früher noch später jemals wieder empfunden habe. Zum erstenmal sah ich das Haus, das ich mir in dieser feierlichen Einsamkeit erbaut hatte. Welches Schicksal würde mir darin widerfahren?

Von dem Turm herab grüßte mich die mit Flittern verzierte kleine Tanne, am Richtfest aufgesteckt. Der Baum war verdorrt; aber das Gold gleißte im winterlichen Sonnenschein und das bunte Bandwerk flatterte lustig im Winde. Der Schnee lag meterhoch und es gab zum Hause hinauf keinen Pfad. Mühsam mußte ich mich durch den kalten Glanz emporarbeiten, was eine volle Stunde währte. Aber dann stand ich oben!

Im Hause fehlten noch die Treppen und es führten Leitern von einem Stockwerk zum anderen. Sie waren mit Eis und Reif überzogen. Ich kletterte von Raum zu Raum und in jedem mußte ich denken: Was wirst du zwischen diesen vier Wänden erleben? . . .

14.

Wien

1875

In diese Zeit fiel ein Ereignis, das schlimme Folgen für mich hatte: Ich verlor einen großen Teil meines Vermögens. Jener Gatte meiner Schwester, der meinen Vater von dem Gut verdrängte, das mir gehören sollte, der über die altmodische Bewirtschaftung meines Vaters stets spöttisch gelächelt hatte, war durch verschiedene Unglücksfälle, durch kostspielige Neuerungen, die sich als Fehlschläge erwiesen, in immer größere Schwierigkeiten geraten. Die Sorgen waren gewachsen und allmählich war ein Teil meines, sowie des Vermögens meiner Mutter in den Zusammenbruch geworfen worden, so daß für uns schwere Zeiten anbrachen.

Da bewies mir Adolf Wilbrandt, den kennen gelernt zu haben, für mich ein großes Glück bedeutete, seine Freundschaft und rief mich zu sich nach Wien; bei ihm würde sich entscheiden, was aus mir werden sollte.

Auguste und Adolf Wilbrandt waren begnadete Menschen. Auguste Wilbrandt — sie blieb für ihre Wiener Auguste Baudius — war die echte Künstlernatur, ebenso geschaffen für ihren Bühnenberuf, wie ihr Gatte zum Dichter. Jede Stunde im Hause dieser beiden verbracht, ward für mich zur Freude. Welches Temperament durchglühte die Frau, welche Weisheit erfüllte den Mann! Sie ein funkelndes Feuerwerk von Witz und Geist, er schon damals bei aller Heiterkeit ein Abgeklärter. In seinen Gesprächen mit mir empfing ich stets den Eindruck, als lauschte ich den Lehren eines großen Weisen Griechenlands. Er erschien mir als der vollkommene Mensch; seine Freundschaft war mir der unschätzbarste Besitz.

In einer stillen Straße, nahe dem Karlsplatz, mietete ich ein bescheidenes Quartier. Da ich schon einmal geschriftstellert hatte, schrieb ich wieder und schrieb ein tolles Zeug zusammen; mögen

mir gute Geister die beiden damals entstandenen Bücher verzeihen. Ich nannte sie „Scherben, gesammelt vom müden Manne". Die beiden Bände erschienen wiederum in jenem Schweizer Verlag, ohne daß ich dafür einen Pfennig Honorar erhalten hätte. Damals erregten auch diese immer noch sehr jugendlichen Schreibereien ein gewisses Aufsehen. Als vor ungefähr dreißig Jahren eine neue Zeit mit einem neuen Geschlecht und einer neuen Literatur anbrach, hörte ich bisweilen die Äußerung, eigentlich hätten damals meine „Scherben" den Beginn der neuen Epoche in der deutschen Literatur eingeleitet. Ein umfangreiches Epos „Messalina" folgte jenen recht bedenklichen Büchern . . .

Im Hause Wilbrandt fühlte ich mich inzwischen wie zu Hause. Diese edlen Menschen hatten einen Knaben Robert von einer Holdseligkeit, die mich an das Knäblein im Stall zu Bethlehem erinnerte. Ich liebte das Kind so innig, wie ich die Eltern verehrte. Wie mir die beiden in ihrem Ruhm und ihrer Liebe damals als das gesegnetste Paar erschienen, so auch als das glücklichste. Dieser schöne Glaube sollte sich leider später als Irrtum erweisen.

Im Hause Wilbrandt lernte ich viele berühmte Männer und bedeutende Frauen kennen. Auch schöne Frauen. Eine der schönsten war die Gräfin Dönhoff, eine geborene Prinzessin Campo Reale, spätere Fürstin Bülow. Die Gräfin nur anzusehen, war beglückend. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß Franz Lenbach die schöne Frau leidenschaftlich liebte; ich hatte jedoch nicht den Eindruck, als ob seine Liebe erwidert würde.

Auch die größte Tragödin der deutschen Bühne, Charlotte Wolter, lernte ich kennen. Adolf Wilbrandt hatte damals gerade sein Römerdrama „Arria und Messalina" geschrieben und Charlotte Wolter spielte die Messalina zu ihrem und des Dichters höchstem Triumph.

Überhaupt das Burgtheater! Die „Alte Burg," wie die Wiener ihr geliebtes, weltberühmtes Schauspielhaus nannten. Wie wurde in dem Hause, einem langen, schmalen, häßlichen Kasten gespielt! Es war noch das alte Haus und die alte Kunst. Damals ließ sich keine Seele träumen, daß eine neue Kunst bald auf der Bühne triumphierenden Einzug halten würde. Die alte große Kunst ging

verloren. Diese alte große Kunst ist seit bald einem Menschenalter tot und begraben, auch im Gedächtnis der Lebenden ...

Nach und nach machte ich die Bekanntschaft der Künstler jener vergangenen Zeit. Mit Adolf Sonnenthal wurde ich später befreundet. Aber niemals hätte ich mir damals träumen lassen, daß Sonnenthal und Charlotte Wolter in einem Drama von mir die Hauptrollen spielen würden. Freilich nicht mehr in dem alten Hause. Dieses fiel in Schutt und Trümmer und mit ihm auch die Tradition der Wiener Tragödie.

Ich entsinne mich nicht mehr, wie es kam: bei irgendeiner Gelegenheit hörte mich Adolf Wilbrandt aus einem Drama vorlesen. Er meinte, ich besäße eine starke Begabung zur Deklamation, und er riet mir, zur Ausbildung dieses Talents die Kaiserliche Theaterschule zu besuchen. Ich meldete mich, wurde geprüft und angenommen. Aber es war eine üble Zeit, die ich in jenem Kunstinstitut verbrachte, dessen literarischer Leiter Alexander von Weilen war. Dieser würdige Mann, ein Freund des unseligen Kronprinzen Rudolf, war mir persönlich sehr zugetan. Hie und da fanden öffentliche Aufführungen statt, bei denen ich mitwirkte und auch jedesmal Beifall erntete. Trotzdem waren diese gewaltsamen Versuche, mir als Rezitator einen zukünftigen Beruf zu schaffen, durchaus verfehlt ...

Adolf Wilbrandt nahm mich bisweilen mit sich in die Burg zu den Proben. Welche Welt erstand mir da! Es war wunderbar zu erleben, wie ein Kunstwerk sich allmählich entwickelte und gestaltete, bis es als etwas Vollkommenes vor dem Staunenden stand. Häufig leitete der Direktor selbst die Proben. Ich hatte viel von der dämonischen Natur Franz von Dingelstedts gehört. Aber den Mann auf den Proben sehend und beobachtend, ahnte ich in ihm das Böse um des Bösen willen; Dingelstedt erschien mir als böser Mensch aus leidenschaftlicher, fast elementarer Liebe zum Bösen: zugleich aber fühlte ich des Mannes Bedeutung.

Und nun Heinrich Laube!

Ich wurde ihm vorgestellt, er unterhielt sich mit mir und erteilte mir die Erlaubnis, seine berühmten Sonntagnachmittage zu besuchen. Auch Heinrich Laube fand ich nicht gerade liebenswert; jedenfalls war er nicht liebenswürdig. Unter seinem Einfluß stand jedoch ein

jeder, der sich ihm nahte. Der kleine große Mann hatte nicht nur etwas Knorriges, sondern etwas Knurriges. Seine Künstler umgaben ihn wie das Gefolge den Herrscher. So wurden denn die Sonntagnachmittage für mich zu Feststunden. Bei Frau Iduna stand ich in hoher Gunst. Sie war groß und hager, kleidete sich altmodisch und trug eine Haube, die sie nicht eben verschönte. Sie steht mir in Erinnerung als schweigsam und gutmütig, von gedrücktem Wesen. Es mochte nicht leicht sein, Heinrich Laube zum Gatten zu haben.

Die bemerkenswerteste Persönlichkeit in der Umgebung des bedeutenden Mannes war ein kleiner, häßlicher Jude mit lang herabhängendem glattem Haar, von schmierigem Aussehen und mit einem Etwas in seinem Wesen, das mich heftig abstieß. Es war der geistige Adjutant des Bühnenkönigs: Alexander Strakosch. Heinrich Laube ertrug das Lakaientum dieses Menschen mit großem Behagen. Man sagte mir, der kleine jüdische Herr sei ein Genie; und wer es in der theatralischen Laufbahn zu etwas bringen wolle, müsse sich von ihm ausbilden lassen. Es sei jedoch schwer, bei ihm Aufnahme zu finden. Ich hörte ihn Schillers Demetrius rezitieren und war begeistert, dachte nicht mehr an das Abstoßende des Mannes, der die Gestalten Schillers so lebensvoll und groß vor die hingerissenen Hörer zu stellen verstand. Als Strakosch mich kennen lernte und vernahm, welchem Beruf ich mich auf Wilbrandts Rat widmen wollte, bot er mir sogleich an, meine Ausbildung zu überwachen. Voller Dankbarkeit nahm ich an: sollte er doch durch seine sublime Kunst des Vortrags und Lehrens sogar aus einem minder Begabten etwas machen können!

Es war ein eigentümlicher Unterricht. Bisweilen mußte man stundenlang warten, bis an den Glücklichen die Reihe kam, vorgelassen zu werden. Stand man dann endlich dem Meister gegenüber, so währte die „Stunde" keine zehn Minuten! Gewöhnlich sprach nur er und der Schüler hörte zu. Bisweilen durfte dieser das Gehörte nachsprechen, um bei jedem Wort unterbrochen zu werden. Die qualvolle Empfindung: Du wirst es niemals erreichen, wirst es niemals zu etwas bringen, wurde man nicht los.

Der Meister besaß eine Frau Meisterin. Sie war jung und

hübsch, eine Böhmin und trug ihr dunkles Haar in starken Gretchenzöpfen niederhängend.

Frau Alexander Strakosch ließ sich später von ihrem Manne scheiden, um die Gattin eines anderen zu werden. Welch eines anderen? Kein geringerer als Gustav Freytag soll die Böhmin mit den Gretchenzöpfen leidenschaftlich geliebt haben.

15.

Unter der Grinzinger Linde

1875—76

Obgleich eine der schönsten Städte der Welt, blieb Wien für mich doch immerhin eine Stadt! Also Mauern, Gewühl, Getöse! Ich hielt es daher in Österreichs herrlicher Hauptstadt nicht länger aus und zog nach Grinzing, das damals einen fast dörflichen Charakter trug und das, von Feldern umgeben, am Fuß einer anmutigen Hügelkette liegt. Das dörfliche Grinzing erschien mir begehrenswerter als das majestätische Wien. Nahe bei der ländlichen Kirche stand eine Linde. Die Kirche war klein und der Lindenbaum alt. Das erinnerte mich lebhaft an eine andere ehrwürdige Dorfkirche und an eine andere vielhundertjährige Linde! Ein glücklicher Zufall ließ mich in einem Eckhaus Wohnung finden, der Kirche und der Linde gerade gegenüber. Fast war es wie damals . . .

Fortan begann ich ein eigentümliches Doppelleben. Vormittags konnte ich daheim arbeiten, konnte die Linde grünen und blühen sehen und bei offenem Fenster auf das Rauschen in den Zweigen, auf das Orgelspiel und den Gesang in dem Kirchlein hören. Nachmittags mußte ich in die Stadt zum „Meister". Selten benutzte ich die Fahrgelegenheit von Grinzing nach Wien. Sie bestand in einem Omnibus, einem Gefährt aus Großvaterszeit. Da ich fast jeden Abend im Theater zubrachte, hoch oben auf der Galerie, entweder in der Burg oder im Stadttheater und da nach dem Theater der Omnibus nach Grinzing nicht mehr fuhr, mußte ich den ziemlich weiten Weg auch heimwärts zu Fuß zurücklegen: aus der großen Stadt hinaus auf das Land, aus dem Gewühl und dem Getöse der Straßen in dörfliche Stille!

Diese Nachtgänge stehen mir in lebhafter Erinnerung. Die Seele erfüllt von den Eindrücken eines Schillerschen Trauerspieles, eines Dramas von Shakespeare oder Goethe, von Hebbel oder Grillparzer, ging ich meinen einsamen Weg, des Wetters nicht achtend, auch

wenn es regnete und schneite oder heftiger Wind wehte. Die hehren Gestalten der Großen unserer Dichtungen lebten in mir und ließen mich der Wirklichkeit vergessen. Ich empfand diese erst wieder, wenn ich in meine Dorfgasse kam zur Kirche und zum Lindenbaum, was immer erst nach Mitternacht geschah. Die späte Stunde hinderte mich jedoch nicht am frühen Aufstehen; denn es war schon damals meine Gewohnheit, selbst nach einer schlaflos verbrachten Nacht, morgens zeitig am Schreibtisch zu sitzen.

Auch in Grinzing fuhr ich fort zu schriftstellern. Ich schrieb viele Dramen, von denen ich heute nicht einmal mehr den Titel weiß. Ihre Wertlosigkeit erkennend, vernichtete ich sie später.

Zwei von diesen vielen dramatischen Versuchen — mehr waren sie nicht — blieben jedoch erhalten, wurden gedruckt und in der Presse überaus günstig besprochen. Ja, einige der Besprechungen waren mehr als günstig und ich wurde nach dem Erscheinen der Stücke von dem Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters, Feodor Wehl, und dem berühmten Schauspieler Siegmund Friedmann dieser Dramen wegen nicht nur eines Briefwechsels gewürdigt, sondern auch von ihnen persönlich aufgesucht.

Das eine Schauspiel hatte Savonarola zum Helden, das andere einen jungen deutschen Priester, der unter Pio IX. in glühender Begeisterung für seinen Glauben nach Rom kam, dort die Erklärung des Dogmas der Unfehlbarkeit erlebte und, von diesem Ereignis aufs tiefste erschüttert, zur Lossagung von der katholischen Kirche getrieben wurde.

Über meinen Savonarola schrieb der Leipziger Literaturprofessor Rudolf Gottschall, der Gottsched seiner Zeit, in Zeitschriften und in seiner Literaturgeschichte ein Langes und Breites; und Siegmund Friedmann wollte das Drama in Hamburg zur Aufführung bringen, wenn ich mich zu Änderungen hätte entschließen können, was ich nicht tat, wie groß auch die Wichtigkeit einer solchen allerersten Aufführung für mich gewesen wäre. Aber was Friedmann von mir forderte, ging gegen meine Überzeugung. Das Drama „Unfehlbar" wurde in der Presse als die Arbeit eines angehenden Dramatikers gerühmt, der „mit kühner Hand in das geistige Leben seiner Tage griff".

Auf halbem Weg zwischen meinem Wohnort Grinzing und Wien

lag Döbling. Dort befand sich ein Landhaus inmitten großer Gärten, mit Warmhäusern, mit exotischen Pflanzen und mit Parkanlagen, die sich bis zur Donau hinabzogen. Der vornehme Sitz gehörte einem Herrn von Wertheimstein, und es war wieder Adolf Wilbrandt, der mich dort einführte.

Das Haus Wertheimstein war weit über Wien hinaus bekannt. Frau Josefine von Wertheimstein war nicht nur eine der anmutigsten, sondern auch eine der edelsten Frauen Wiens. Eine wundervolle Gestalt war auch die einzige Tochter des Hauses, Franziska von Wertheimstein, allgemein Franzi genannt. Der Vater war eine überaus feine, stille Persönlichkeit, dabei Künstler auf der Geige. Dieses Paar versammelte um sich alles, was damals in Wien an bedeutenden Persönlichkeiten lebte. Frau von Wertheimstein hielt einen wahren Hof von Künstlern, Gelehrten, Staatsmännern und Dichtern. Ich sagte: einen wahren Hof. Das Wort ist hier der richtige Ausdruck; denn sie glich einer Königin, der Königin von Saba.

Das Haus Wertheimstein war ein jüdisches Haus. Es war zum ersten Male, daß ich in einer jüdischen Familie verkehrte, und ich kann nicht mit genug Wärme sagen, welchen Eindruck diese Familie auf mich machte. Alle, die zu dem Haus Wertheimstein-Gomperz gehörten, waren Menschen vornehmer Art, in der Gesinnung sowohl wie in ihrer Handlungsweise. Das Haus war von der Atmosphäre höchster Gesittung, feinster Kultur in Geselligkeit und Leben, in Kunst und Geist erfüllt. Ich durfte stolz darauf sein, in diesem Hause Aufnahme gefunden zu haben, und zwar die allerfreundlichste. Um die Gäste des Hauses zu nennen, müßte ich alle bedeutenden Geister Wiens aufzählen. Auch von auswärts Kommende gehörten vielfach zu den Intimen des Hauses. Ich erinnere nur an Franz von Lenbach und Paul Heyse. Und alle die schönen und edlen Frauen, denen ich in diesem gesegneten Hause begegnete! Eine der gütigsten sollte ich mir zur Freundin gewinnen, die ich lebenslang wie eine Mutter liebte und verehrte. Es war die Schwester Josefinens von Wertheimstein, die Baronin Sophie Todesco, eine Frau, der ich Unvergeßliches zu verdanken habe an Güte. Spreche ich ihren Namen aus, so geschieht es voller Andacht; und gedenke ich ihrer, die längst im Grabe ruht, so möchte ich still die Hände falten, ihr Andenken heiligend . . .

Im Hause Wertheimstein spielten Wiens Musiker ihre neuesten Kompositionen, lasen Wiens berühmte Dichter ihre neuesten Dramen, Gedichte, Erzählungen. Eines Tages wurde auch ich aufgefordert, von mir etwas zu lesen, und ich hatte wirklich die Naivität, einiges aus meinen wilden und wüsten „Scherben" in diesem edlen Kreise vorzutragen. Ich entsinne mich nicht mehr des Eindrucks, den das Scherbenzeug auf die erlesene Versammlung machte. Jedenfalls erregte es betroffenes Erstaunen; aber man blieb mir nach wie vor gütig gesinnt . . .

Im Sommer kehrte ich nach Bergfrieden zu meiner Mutter zurück. Als Alexander Strakosch hörte, ich besäße in Berchtesgaden ein schöngelegenes Landhaus, bot er mir an, einen Teil des Sommers bei mir zu verbringen und mit mir den Faust zu studieren. Da dieser Herr mich in dem Wahn erhielt, ich hätte in der Tat eine starke Begabung, nahm ich das großmütige Anerbieten dankerfüllt an. Er kam Anfang Juli; aber er kam nicht allein, sondern brachte seine Frau mit, jene Dame aus Böhmen mit den Gretchenzöpfen. Ja, ich sollte auch seine Kinder bei uns aufnehmen, nebst einem Kinderfräulein und einer Dienerin, was ich freilich bedauernd ablehnen mußte. Aber das Ehepaar lebte bei mir; vielmehr es herrschte im Hause, und meine grundgütige Mutter tat ihr möglichstes, alle Ansprüche der Gäste zu erfüllen. Diese rühmten ihre pommerschen Kalbsbraten und dicken Rahmsoßen und blieben sechs oder acht Wochen. Von einem Studium des Faust war soviel wie gar nicht die Rede. Der Meister litt beständig an heftigem Kopfschmerz und mußte sich ausruhen. Während der Anwesenheit der Herrschaften feierte meine Mutter ihren Geburtstag und war über des Meisters Aufmerksamkeit an Blumen, Torten und Zuckerwerk tief gerührt. Nach seiner Abreise erhielt sie für Blumen, Torten und Zuckerwerk die Rechnungen . . .

Es war dies das letzte, was ich von dem Herrn erfuhr. Traf ich später Ihre Exzellenz, die Frau wirkliche Geheimrat von Freytag in Berlin in Gesellschaft, so nötigte die Erinnerung an jene Sommerferien, die in Berchtesgaden zuzubringen der Meister und seine Gattin mir die Ehre angetan, mir ein Lächeln ab.

16.

Lebenswinter und Lebensfrühling

1876

Den Winter, der diesem Sommer folgte, verbrachte ich bei meiner Mutter in Berchtesgaden. Und wieder war es ein Winter voller Glanz. In ihrem weißen Schneegewand, unter dem tiefen Blau des Himmels lag die Gebirgswelt in einer Erhabenheit, die vor der Majestät der Schöpfung Ehrfurcht einflößte. Den weißen Tod der Natur umgab ein Schweigen, als sei eine Königsleiche aufgebahrt. Wächter der toten Majestät waren die Alpen ...

Jetzt hätte mein Haus seinen Namen an mir erfüllen können. Aber es standen mir neue Kämpfe und Leiden bevor. Ich wußte wiederum nicht aus noch ein, und dieses Mal konnte kein Freundesrat mir helfen.

Endlich brach, während eines Wandertags in der Ramsau, eine schwere Krankheit aus. Der Tag war so schön, daß ich mich am Hintersee nicht aufgehalten hatte, sondern gleich weiter den mir wohlbekannten Pfad zur Halsalm hinaufgestiegen war. Unmittelbar vor mir erhoben sich die gigantischen Felsmassen der Mühlsturzhörner und der Reiteralp. Mir war eigentümlich zumute, als sei dies alles nicht Wirklichkeit, sondern ein Traumbild, als wandelte ich im Schlaf. Plötzlich erfaßte mich ein Schwindel; ich sank zu Boden und wußte nichts mehr von mir.

Bauern fanden mich und trugen den Besinnungslosen hinunter nach Ramsau. Mein Zustand erschien den Leuten, die mich kannten, jedoch so bedenklich, daß sie mich nicht nach Bergfrieden brachten, sondern in einem bäuerlichen Hause niederlegten, wo ich häufig Wohnung nahm. Man berief meine Mutter und den Arzt. Ich wurde nach Hause geführt, wo alsbald ein schweres Nervenfieber ausbrach.

In meinen Phantasien soll ich beständig davon gesprochen haben, wie schön der Tod sei. Der schöne Tod kam jedoch nicht zu mir als

Erlöser, sondern nach langen Wochen stellte sich allmählich die Genesung ein.

Darüber war es Mai geworden. Auf der Wiese vor dem Hause, unter den sprießenden Buchen, wurde mir das Lager bereitet und ich inmitten des Frühlingsglanzes gebettet. Die Wiese war golden von Primeln, rings um mich ein Knospen und Blühen, wie zu einer Auferstehungsfeier, zu einem Ostern der Natur. Wolkenlos blaute der Himmel und schimmernden Altären gleich stiegen die Berge empor: die totgewesene und wiedergeborene Schöpfung hielt Dankgottesdienst.

Und es war ein Auferstehungswunder, das ich an mir selber erlebte!

In der auferstehenden Natur erstand auch ich zum Leben. Noch heute, nach länger als vierzig Jahren, bin ich mir meines Zustandes von damals bewußt und empfinde seine seligen Schauer . . .

Ich sagte: Unvergeßlich ist mir noch heute, welcher Zauber mich damals umwebte! Ich bestaunte jede Blüte, jede Knospe, jeden Halm! Über den goldgelben Gefilden der Primeln gaukelten im Sonnenschein Scharen von Faltern. Insekten summten, Amseln flöteten, im Walde gurrten die Wildtauben; Eichkätzchen kletterten von Zweig zu Zweig, schwangen sich auf und nieder durch das junge Laubwerk. Da waren auch wieder meine alten Freunde, die kleinen Spechte. Dicht neben mir liefen sie die Stämme hurtig empor, mit ihren Schnäbeln die Rinde zerhämmernd. Und wahrhaftig! Schon rief der Kuckuck!

Ich zählte nicht, wie oft er rief, zählte nicht, wieviele Jahre ich noch leben würde . . .

Damals aber — ja, damals lebte ich, und ich wollte leben!

Stark wollte ich das Leben von neuem beginnen. Neuer Mut beseelte mich. Ich wollte kämpfen mit dem Leben. Die Leiden, die das Leben mir bringen würde, wollte ich ertragen, ohne nochmals darunter zusammenzubrechen. Arbeiten wollte ich. Bei solchem starken Willen, wie mein neu erwachter Lebenswille es war, mußte sich Arbeit finden lassen. Welche diese sein würde, darüber machte ich mir in diesen Maientagen keine Gedanken. Genug, es würde Arbeit sein!

Und es ward Arbeit!

17.

Rom

1877—78

Völlig genesen ging ich im Herbst nach Rom. Mir war zumute, als würde sich in Rom mein Leben erfüllen. Auch die Erfüllung dieser fast mystischen Ahnung gehört zu dem Wunderbaren, daran mein Leben reich ist.

Meine Mutter blieb in Bergfrieden und bei ihr die Tochter meiner ältesten Schwester, die, in meinem Alter stehend, mit mir aufgewachsen war. Ich liebte sie sehr und habe ihren frühen Tod lange nicht überwunden ...

Ich langte in Rom an, ohne Empfehlungen, ohne den Rat oder gar den Beistand irgendeines Menschen und stieg in einem kleinen Gasthaus in der Bocca di Leone ab. Eine Tochter des Besitzers dieser bescheidenen Herberge wurde später die Frau Otto Greiners.

Anderen Tages eilte ich zum Korso, vom Korso nach dem Pantheon, vom Pantheon hinauf zum Kapitol, vom Kapitol hinunter nach dem Forum, vom Forum nach dem Palatin und vom Palatin ins Kolosseum! Nachmittags kam die Reihe an den Pincio und die Villa Borghese. Nächsten Tages Sankt Peter und Vatikan. Voller Ehrfurcht schritt ich über die Piazza del Popolo an dem Obelisken vorbei durch das Tor, durch welches Goethe in Rom eingezogen war, erst jetzt sicher, in Rom zu sein. Natürlich suchte ich im Korso gleich das Haus, in dem Goethe gewohnt hatte nahe der Piazza del Popolo, gegenüber Rondanini.

Nun war das Rom von damals noch nicht das Rom von heute; also noch nicht das verunstaltete, mißhandelte, geschändete Rom; noch nicht das Rom eines neuen Geschlechts der Romulusenkel. Es war damals in vielem noch so, wie Winckelmann und Goethe, Wilhelm von Humboldt, Preller und Rottmann es gesehen. Und wer nur das neue Rom kennt, kann sich von jenem alten Rom keine Vorstellung machen; so sehr ward es von den Römern schimpfiert.

Eine Königin, die hehrste und herrlichste der Welt, wurde vom Pöbel entthront . . .

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts hatte ich ein überaus freundliches Erlebnis. Ich durchstreifte die Villa Borghese, damals noch keine öffentliche Anlage mit Meierei und Milchwirtschaft, mit keinem von den Römern verspotteten Goethedenkmal, noch nicht ummauert von hohen häßlichen Häusern wie jetzt. Damals bestand die Villa Borghese noch in ihrer ganzen feierlichen Schönheit. Ich hatte mich müde begeistert, müde 'gelaufen und ruhte unter den dunklen Wipfeln hoher Steineichen, bei der moosigen Fontäne, auf einer der Steinbänke aus, an der Stätte, an der Goethe am Faust gedichtet haben soll. Ein vornehm aussehender alter Herr kam vom Kasino des Wegs. Da es spät war und die Villa zur bestimmten Stunde geschlossen wurde, hatte er die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, daß es Zeit sei, mich zu entfernen. Ich geriet mit dem gefälligen Mahner in ein französisch geführtes Gespräch, wobei ich mich über die Eindrücke erging, welche die Villa auf mich machte. Ich mochte in wahren Dithyramben sprechen; aber der alte Herr hörte mich nicht nur geduldig an, seine Freundlichkeit steigerte sich sogar.

In den weiten Anlagen befinden sich wie bekannt verschiedene zerstreut liegende kleinere Gebäude, von Wiesengründen, Steineichenhainen und Pinienwaldungen umgeben. Ich phantasierte davon, wie wundervoll es sein müßte, in solchem buen retiro zu hausen und in dieser köstlichen Einsamkeit zu schaffen, zu arbeiten. Der freundliche Herr ließ sich auch diese Überschwänglichkeiten gefallen, lächelte dann und sagte:

„Sprechen Sie doch morgen nach der Korsofahrt im Palazzo Borghese vor."

Ich fragt verwundert:

„Im Palazzo Borghese?"

„Melden Sie sich nur beim Portier. Guten Abend, junger Herr."

Damit entfernte er sich und auch für mich war es höchste Zeit zu gehen. Ich fand den Ausgang bereits geschlossen, doch schien der Pförtner auf mich gewartet zu haben. Wahrscheinlich hatte jener Gütige dem Mann gesagt, daß sich in der Villa noch ein Fremder befinde.

Ohne über den Vorfall viel nachzudenken, begab ich mich am Abend des nächsten Tages nach dem Palast, den ich nicht eines Fürsten, sondern eines Königs würdig fand, und sagte dem majestätischen Pförtner, ich sei von einem alten Herrn zu dieser Stunde herbestellt worden. Der Majestätische musterte mein bescheidenes Äußere und meinte herablassend:

„Der Herr Fürst erwartet Sie."

„Wer erwartet mich?"

„Der Herr Fürst."

Er rief einen Bedienten, mit dem Auftrag, mich zu dem Fürsten zu führen. Es geschah, und ich stand vor meinem freundlichen Bekannten von gestern. Der Fürst empfing mich auf das liebenswürdigste und bot mir an, in einer der kleinen Villen des Parks Wohnung zu nehmen. Ich sollte wählen und das übrige mit einem der Beamten besprechen.

Leider konnte ich das großmütige Anerbieten nicht annehmen; zu viele Schwierigkeiten stellten sich der Ausführung des schönen Planes in den Weg. Ich hätte einen Diener halten müssen und wußte auch nicht recht, wie es mit allem übrigen einzurichten gewesen wäre. Aber es war ein reizvoller Beginn des neuen Lebens, das ich in Rom für mich erhoffte . . .

18.

Allerlei Römisches

1878

Durch einen Zufall erhielt ich in Rom eine Unterkunft, die mich mit echt Vossischer Begeisterung erfüllte. Sie lag an der Piazza Barberini im höchsten Stockwerk des Hauses, darin viele Jahre später Friedrich Nietzsche an seinem Zarathustra schrieb. Sie hatte nach römischer Sitte eine Terrasse mit Pergola und bot einen wahrhaft berauschenden Blick über Rom. Tief unter mir ließ der Brunnen Berninis seine Wasser sprühen, mir gerade gegenüber stieg der Palazzo Barberini gar gewaltig auf und die Via Quattro fontane führte zum Quirinal empor.

Und das Leben auf dem Platz! Das Leben Roms! Selbst die schrillen Stimmen der Verkäufer und Ausrufer der Zeitungen fand ich melodisch. Und welche Augenweide, wenn ein Karren, von einem Paar mächtiger weißer Ochsen gezogen, schwerfällig dahergerollt kam, oder ein junger Vetturin aus dem Albanergebirge sich zeigte, das grellbunt bemalte zweiräderige Gefährt mit Weinfässern hochbeladen, das Pferd mit bunten Schnüren, Schellen und Quasten geschmückt, er selbst unter dem blauen Zeltdach hingeflegelt.

Mein Hausherr war ein deutscher Literat: Zeitungskorrespondent. Er hatte für viele Blätter „Römische Briefe und Berichte" zu schreiben und mächtig zu tun; denn gerade während dieses meines ersten römischen Winters begaben sich in der ewigen Stadt weltgeschichtliche Ereignisse. König Viktor Emanuel starb am 9. Januar 1878 und kurz vor ihm hatte Pius IX. die Heiligkeit seines Lebens mit der ewigen Seligkeit seines Todes vertauscht.

Die Feier für den verstorbenen Herrscher, der mit Deutschlands Hilfe Italien geeinigt und Rom zur Hauptstadt des Königreichs gemacht hatte, fand im Pantheon statt; das Totenamt für Pius IX., den ersten Gefangenen vom Vatikan, ward in der Capella Sistina zelebriert.

Über alle diese großen Begebenheiten hatte mein Hausherr zu berichten. Nun liebte er etwas zu sehr den römischen Wein, besonders den Vino di Frascati, war auch, trotz seiner vorgerückten Jahre, gefälligen Frauen gar hold. Gewöhnlich lag er bis Mittag auf seinem vor Schmutz starrenden Lotterbett und diktierte, rauchend und schwarzen Kaffee schlürfend, seine Artikel einer Sekretärin, einem bedauernswerten, demütigen Frauenwesen, einer Deutschen, die auf irgendeine Weise in seinen Dienst und ganz unter seine Macht gekommen war, aus der sie sich nicht zu befreien vermochte.

Ich wohnte jenen erhabenen Feierlichkeiten bei und schrieb meine Eindrücke nieder. Mein Hausherr las sie und belobte mich höchlichst. Fortan mußte ich über viele römischen Geschehnisse Bericht erstatten, die stets seinen Beifall fanden und die ich ihm überließ. Ich zahlte dem Herrn eine ziemlich hohe Pension, von der, wie jenes armselige Geschöpf mir anvertraute, der ganze Haushalt bestritten ward. Dieser Hausstand war eine tolle Boheme, aber echt römisch; also war ich entzückt . . .

Wenn ich für meinen Hausherrn nicht tätig sein mußte und einigermaßen freie Zeit hatte, durchstreifte ich Rom bis in seine letzten Winkel. Der Romrausch erfaßte mich derartig, daß ich in Wahrheit wie trunken war. Dieser Rausch war zugleich Fieber, das Romfieber des Deutschen, von dem bereits die alten Germanen ergriffen wurden und dem sie in Scharen erlagen. Wie es vor Jahrhunderten war, so ist es noch heute: genau noch ebenso groß ist die Sehnsucht des Deutschen nach Italien und seine Glückseligkeit, wenn seiner Sehnsucht Erfüllung zuteil wird. Das Romfieber packt ihn und seine Begeisterung wird zur Trunkenheit.

Daß ich keine Mondnacht im Hause aushielt, mag man mir glauben! Kapitol und Forum, Kolosseum und Lateranplatz waren die Stätten, wo ich die Mondnächte verbrachte. Da ich in dem damals noch versumpften Kolosseum häufig ganze Stunden verträumte, war es ein wahres Wunder, daß ich nicht das wirkliche römische Fieber bekam, welches tödlich sein kann. Ich blieb am Leben, aber, wie gesagt, meine Seele verfiel rettungslos jenem anderen römischen Fieber und auch dieses bringt Todesgefahr . . .

Inzwischen waren meine Papst- und Königsartikel in deutschen

Zeitungen erschienen, allerdings nicht unter meinem Namen. Aber ich hörte durch meinen ehrwürdigen Wirt, daß meine Schilderungen gefielen, besonders die der Feierlichkeiten im Pantheon und in der Sixtinischen Kapelle. Das wunderte mich, denn die Eindrücke der Feier im Pantheon sowohl wie die in der Sistina hatten mich derart überwältigt, daß jeder Ausdruck dafür nur ein mühsames Stammeln sein konnte.

Das Pantheon war bis zur Höhe der Wölbung schwarz ausgeschlagen, auch die Öffnung der Kuppel schwarz verhüllt. Tausende von Wachskerzen flammten und gleich überirdischen Stimmen erklangen die Chöre unsichtbarer Sänger.

Und nun vollends die Sixtinische Kapelle!

Ich sah Michelangelos gewaltigen Gott die Finsternis der Urzeit mit beiden Armen zerreißen, sah ihn die Gestirne erschaffen, sah ihn durch purpurnes Gewölk einherfahren, gleich dem Gott der Orkane.

Dann aber die Schöpfung des ersten Menschen ...

Der nämliche Gott, der von dem Wesen der Gottheit das Dämomonische hatte, plötzlich voll milder Herrlichkeit seine Rechte ausstreckend und mit der ausgestreckten Rechten den ersten Menschen von der Erde zu sich emporziehend. Der Erschaffung des ersten Mannes folgte die des ersten Weibes. Und siehe — sie lebten!

In wahrhaft göttlicher Schönheit führte das erste Menschenpaar das Dasein des Paradieses. Da kam die Verführung, kam die Schuld. Verführt von der Schlange mit dem Antlitz des von Gott abgefallenen Engels, pflückte das Weib von dem Baum der Erkenntnis und reichte die Frucht dem Manne.

Mit dieser Empörung gegen das Gebot der Gottheit kam die Sünde in die Welt: die „Erbsünde". Sie wurde bestraft. Der Allwissende, der gewußt haben mußte, daß sie kommen würde, strafte dennoch in göttlichem Grimme; und mit feurigem Schwert vertrieb der Engel das sündige Menschenpaar aus dem Garten Eden.

Es prangte jedoch auch jetzt noch in der Schönheit von Göttern ...

Unter dem gewaltigen Freskogemälde des jüngsten Gerichts vollzog sich das Hochamt für den Papst, der zu den anderen Stellvertretern Christi auf Erden versammelt war, nachdem er der katholischen Kirche das Dogma der Unfehlbarkeit gegeben hatte.

In der Capella Sistina flammte ein Lichtmeer. Es warf seinen flackernden Schein auf die Heerschaaren der Auferstandenen und auf die aus ihren Grüften sich Losringenden, welche die Posaunen zum Richter riefen.

Inmitten der Seligen und Verdammten Jesus Christus, nicht der Heiland, der wie ein Mensch gelitten hatte und gestorben war, sondern ein Heros der Antike. Wer ihn erblickte in dem Gewoge vom Tod erstandener Leiber, die hocherhobene Linke ausgestreckt, als wollte sie den Blitz des Jupiter schleudern, der begriff, daß sich die Mutter dieses Menschen- und Gottessohnes erbebend an die Knie des Furchtbaren schmiegte. Diese Mutter, die diesen Sohn mit dem Schmerz anderer Erdenmütter geboren hatte, und deren Herz um ihres Sohnes Leiden und Sterbens willen von Schwertern durchbohrt ward.

Michelangelos jüngstes Gericht, im Schein der Lichtflut der Totenkerzen für Pius IX. entzündet, unter den Weisen der Klagechöre, den Klängen des Miserere Palestrinas — nein, das konnte ich nicht schildern!

Ich konnte es nur empfinden.

19.

Deutsche Freunde in Rom

1877—78

Das Haus am Korso nahe der Piazza del Popolo, gegenüber von Rondanini, wurde wieder von einem deutschen Mann bewohnt, dessen Name ganz Deutschland mit Liebe und Verehrung nannte.

Paul Heyse mit seiner schönen und edlen Gemahlin verbrachte den Winter in Rom und fand in der Casa Goethe Quartier. Sie hatten ihren jungen Sohn, einen sonnigen Knaben, auf tragische Weise verloren und der schwergebeugte Gatte führte die Mutter der Schmerzen nach der ewigen Stadt, die so vielen Mühseligen und Beladenen Trost und Erhebung gewährte. Ich sah die beiden Traurigen häufig. Paul Heyse, dem ein Gott gab, zu sagen, was er litt, ließ seinen Gram um das geliebte Kind in Gedichten von erschütternder Schönheit ausströmen. Manche Stunde saß ich allein bei ihm und er las mir vor, was er an dem nämlichen Tage niedergeschrieben hatte. Erst allmählich waren die armen Eltern fähig, einige wenige vertraute Menschen bei sich zu sehen. Römischer Sitte gemäß kam man spät am Abend zusammen. Es wurde, gleichfalls nach nicht genug zu rühmendem römischem Brauch nur Tee, Limonade und etwas Gebäck verabreicht. Man kam und ging. Das Thema der Unterhaltung war Rom, nur Rom, ein unerschöpflicher Stoff. Zu dem Kreise der Intimen gehörte Fanny Lewald, Malwida von Meysenbug, Hans Hopfen und Frau. Sie alle lernte ich kennen und alle waren freundlich gegen den jungen Mann, dessen Wesen noch immer etwas bedenklich Phantastisches anhaftete. Am lebhaftesten hingezogen fühlte ich mich zu einer Dame vorgerückten Alters, von überaus edlem Aussehen und Wesen. Es war Mathilde Muhr, geborene von Colomb und Großnichte Blüchers. Ein tragisches Schicksal adelte ihre an sich schon adelige Seele mit einer stillen Weihe. Nach dem Tode des Gatten und ihres einzigen Kindes lebte sie in München, die

Freundin von Geibel und Wilhelm Hertz, von Paul Heyse und Adolf Wilbrandt. Sie wurde auch meine Freundin und die Stunde, in der ich dieser seltenen Frau zum erstenmal begegnete, war eine der gesegnetsten meines Lebens. Mein ganzes Leid, alle meine Kämpfe und Sorgen, alle meine Wirren und Irren, mein ganzes Schicksal trug ich länger als dreißig Jahre hindurch zu dieser Frau. Wie sie mich anhörte, wie sie meine Leiden mitlitt, meine Schicksale miterlebte, wie sie verstand zu beruhigen, zu lindern, zu trösten. — In keiner Zeit hat es ihresgleichen viele gegeben . . .

Fanny Lewald erschien mir überaus hoheitsvoll. Sie war sehr klug. Vielleicht sogar etwas zu klug. Ich bewunderte sie, aber es wurde mir bei ihr nicht warm ums Herz. Dies geschah jedoch bei Malwida von Meysenbug, der edlen Idealistin. Man wußte schon damals, daß sie ihre Memoiren schrieb und daß diese etwas ganz Einzigartiges sein würden; wußte von ihrem Leben und Lieben, von ihren Freundschaften und Begeisterungen, und daß Menschen und Dinge für sie von einem Schein der Verklärung, den ihre eigene lichte Persönlichkeit ausstrahlte, umwoben wurden. Dieser Schein verdichtete sich um das Haupt von Richard Wagner zur Gloriole. Auch stand sie bereits damals Friedrich Nietzsche nahe, doch erinnere ich mich nicht, den Namen dieses Großen zu jener Zeit von ihr gehört zu haben. Sie zog mich zu sich heran, so daß ich bei ihr viel verkehrte. Ibsen hatte damals gerade seine „Nora" geschrieben und das Drama erregte alle Gemüter, besonders die der Frauen. In dem Salon von Malwida las ich einem erlesenen Kreise „Nora" vor. Der Kampf der Meinungen wogte mächtig hin und her, was heute kaum noch begriffen werden kann. Zu den Zuhörern gehörte Levin Schücking und seine Tochter Theo, hochkultivierte feine Menschen, deren Freundschaft mich sehr beglückte.

Aber die bedeutendsten Persönlichkeiten, die ich damals kennen lernen durfte, waren Franz Liszt und seine Freundin, die Fürstin Karoline von Wittgenstein. Ich schrieb über beide eigene Erinnerungen nieder und möchte mich daher nicht allzusehr wiederholen. Obgleich ich kein Musikverständiger bin, befand ich mich ganz unter dem Bann des Genius von Liszt, der zugleich ein großer Mensch war. Auch in seiner Güte groß. Ich sah ihn damals stets zu-

sammen mit der Fürstin, die auf mich einen beunruhigenden, ja aufregenden Eindruck machte, so daß ich nicht verstand, wie gerade sie des Meisters Muse sein konnte. Die beiden hervorragenden Menschen beisammen zu sehen, war ein Schauspiel. Die Fürstin bewohnte in Rom keine eigene Wohnung, sondern begnügte sich mit einem appartamento mobiliato in der Via Babuino. Ihre Gemächer waren echt römisch, auf das geschmackloseste eingerichtet, von schreiender Buntheit, das Mobiliar nahezu dürftig. Aber der Geistesflug der Fürstin war ein solch hoher, daß sie diese ästhetisch unerträglichen Dinge völlig übersah. Sie bewohnte dieselben Räume über zwanzig Jahre, ohne das Bedürfnis zu fühlen, in ihre Umgebung etwas Schönheit und Anmut zu bringen. Freilich fehlte beides ihr selbst. Aber auch über ihre eigene Anmutlosigkeit und Unschönheit triumphierte ihr Geist. Sie lag beständig auf einer Ottomane, altmodisch gekleidet, auf dem auffallend großen Kopf eine mächtige, sie verunstaltende Haube, deren Bänder unter dem Kinn gebunden waren und deren Umrahmung ihre an sich schon scharfen Züge noch schärfer erscheinen ließen. Während ihres langjährigen Aufenthalts in Rom führte diese merkwürdige Frau auch keine eigene Küche, sondern ließ sich das Essen aus einem nahen Gasthause bringen. Die Speisen waren von größter Einfachheit, wurden jedoch von ihrem Kammerdiener in aller Form serviert. Bekannt ist auch, daß sie sogar des Sommers in Rom blieb, obgleich sie jedes Jahr beim Eintritt der heißen Jahreszeit das Fieber bekam; bekannt ist, daß sie an einem mystischen Werke schrieb, täglich einen ganzen Druckbogen, der auch täglich gedruckt wurde. Ich vergaß, wie viele Jahre nach ihrem Tode dieses Riesenwerk — es sollte den Katholizismus mit dem Buddhismus vereinigen — erscheinen darf. Es schwoll gewaltig an und sie sagte mir einmal lachend: sie zähle seine Höhe nach Metern.

Ich möchte nicht, daß diese Schilderung unfreundlich klänge; sie soll nur das Merkwürdige im Wesen der Fürstin beleuchten. Gegen mich war sie die Güte selbst. Allerdings wollte sie mich bekehren. Und ich erlebte in dieser Hinsicht seltsame Auftritte mit ihr. Leider sind die Briefe der Fürstin an mich in einer törichten Anwandlung von mir vernichtet worden, was ich jetzt lebhaft bedauere.



Hauptansicht der Villa Falconieri

5

Die Fürstin besaß eine große Gabe zu reden, eine viel geringere jedoch zum Zuhören. Sie sprach beständig: immer geistvoll, immer anregend, immer auf Menschen meiner Art beunruhigend wirkend. Auch wenn Franz Liszt sich bei ihr befand, war sie die Sprecherin, er der Zuhörende. Seine Art, ihr zu lauschen, blieb mir lebhaft in Erinnerung. Es war etwas von antiker Ruhe in ihm, mit einer Miene leiser, ganz leiser Ergebung in seinem wie Goldbronze leuchtenden Gesicht, das keiner vergessen kann, der es einmal sah.

Außerordentlich verstand die Fürstin ihr Leben einzuteilen und groß war die Wirkung ihrer Persönlichkeit auf die verschiedensten Kreise, die verschiedensten Menschen. An anderer Stelle berichtete ich, wie sie die meisten ihrer Besucher, die sämtlich unter dem Bann ihres Wesens standen, einzeln empfing, damit sie auf jeden einzelnen wirken konnte, durch keinen zweiten zerstreut. Durfte ich um vier Uhr bei ihr erscheinen, so war in späteren Zeiten meiner Frau gestattet, um fünf Uhr zu kommen. Wen aber empfing sie nicht? Alle Stände und Berufe, alle Nationen. Prinzen und Staatsmänner, die Aristokratie aller Länder, alle berühmten Fremden, Gelehrten, Künstler, Musiker, Dichter. Es war erstaunlich, war bewundernswert!

Sie war nicht nur gläubige Katholikin, sondern auch gläubige Spiritistin und fühlte sich stets von einer Schar von Geistern umgeben, mit denen sie nicht nur verkehrte wie mit lebenden Personen, sondern deren Gegenwart sie auch ihren Besuchern verkündete, diesen die Unsichtbaren vorstellend. Es war gerade kein angenehmes Gefühl, wenn sie mit ekstatischer Heiterkeit berichtete, welche Verstorbenen zugleich mit mir sich bei ihr befanden. Also empfing sie die Toten zum Unterschied mit den Lebenden nicht einzeln, sondern ließ sie in corpore zu sich kommen. —

Gleich in diesem ersten römischen Winter machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, die sehr bald zu einer innigen Freundschaft führte. Ich liebte diesen Mann nicht nur, ich bewunderte ihn auch, sein Genie erkennend, das von der Macht seiner Persönlichkeit nicht zu trennen war. Dieser Mann war Stephan Sinding, der große Bildhauer des Nordens.

In Rom war er damals noch völlig unbekannt und es ging ihm herzlich schlecht. Bald waren wir unzertrennlich. In seinem

Äußeren hatte er etwas von einem Wolfsmenschen; doch soll er schon damals von den Frauen viel geliebt worden sein. Er sprach das Deutsche gebrochen; aber was er sprach, waren Worte des Genius. Gestammelte Flammen waren seine Worte, und eine Flamme war der ganze Mensch. Wenn er von seiner Zukunft sprach, redete er wie ein Seher: er sah sich selbst, umstrahlt von der Glorie des Ruhmes, Werk schaffend auf Werk und jedes war ein Meisterwerk! Stephan Sinding war ganz Nordländer, ganz Norweger, Sohn einer gewaltigen Natur des Meeres, der Stürme und der Felsen. In seinen Worten hörte ich das Brausen der Nordsee, sah ich die Kraft seines Volkes, welches noch immer einer Urzeit anzugehören schien. Der ganze Mensch war Kraft und Wille. Mit dieser Kraft und diesem Willen bezwang er das Leben und alle feindlichen Gewalten, die damals gleichsam gegen ihn verschworen waren. Ich war so glücklich, ihm einen ersten größeren Auftrag verschaffen zu können: meine mütterliche Freundin, die Baronin Sophie Todesco, bestellte bei ihm die Gruppe der Barbarenmutter, die ihren gefallenen Sohn vom Schlachtfeld aufhebt und davonträgt.

Heute, während unseres großen Krieges, während ich von der Vergangenheit spreche, gelten wir Deutsche allen Völkern der Erde als Barbaren. Auch unsere Mütter würden sich stark genug erweisen, ihre bei dem großen Völkermorden gefallenen Söhne vom Boden zu heben und auf ihren Armen davonzutragen, um den Leichnam des geliebten Toten vor der Wut der Feinde zu schützen.

In Rom schuf damals Stephan Sinding jene Gruppe der Verklärung der Mutterliebe einer Frau, die — eben eine Barbarin war. Das hat Stephan Sinding vergessen. Bis zum Ausbruch des jetzigen großen Krieges mein brüderlicher Freund, scheint er nicht nur meiner nicht mehr zu gedenken, sondern es bewegt mich die angstvolle Furcht, daß er sich auch abgewendet habe von dem deutschen Volk: von dem Volk der Barbaren, das seinen Genius früh erkannte und hoch geehrt hat, das ihn auch als Feind ehren wird.

20.

In der Campagna

1877—78

Vieles könnte ich noch von den Menschen erzählen, denen ich gleich während meines ersten römischen Winters zu begegnen das Glück hatte. Es befanden sich darunter die Besten deutscher Nation. Und keine größere Wohltat kann uns beschieden werden, als gute und edle Menschen zu Freunden zu erwerben. Wenn ich von diesen auch viele wieder hingeben mußte, so lag die Schuld daran wohl an mir. Wenigstens versuchte ich stets bei solchen schmerzlichen Verlusten die Ursache mir zuzuschreiben. Auch hat man mir oft genug gesagt, diese Schuld sei mein. Ich gäbe den Menschen zu sehr mein Herz und verlangte zu viel auch von ihrem Herzen. Das wäre dann freilich eine Schuld, deren Folgen ich eben tragen muß. Da nun auf Erden jede Schuld sich rächt, so rächte sich an mir auch solche Liebesschuld und sie wird es tun bis an mein Lebensende ...

* * *

Gleich während dieses Winters begannen meine Campagnawanderungen auf eine Art, wie sie mir heute die Romreisenden schwerlich nachmachen werden: ich schlug um Rom einen Kreis, von einem Tor zum anderen. Bei der Porta del Popolo machte ich den Anfang, um gegen Ende des Frühlings bei demselben Tor wieder anzulangen.

War der Tag schön, so erhandelte ich mir — denn in Rom mußte das Geringste erhandelt werden — ein halbes Dutzend Orangen, steckte meinen Virgil in die Tasche und brach in aller Herrgottsfrühe auf, nachdem ich im Café del Greco eine Tasse schwarzen Kaffees zu mir genommen. Ich wanderte mich müde und um die Mittagszeit warf ich mich an irgend einer besonders schönen Stelle nieder, als Mittagsbrot die Orangen verzehrend und dazu im Virgil lesend: die Äneide, deren Land vor mir lag.

Hatte ich genug gerastet, setzte ich meine Wanderung fort, bis die vorgerückte Tageszeit mich zur Rückkehr zwang. Auf solche Weise lernte ich die Campagna in ihrer ganzen Herrlichkeit kennen. Gern möchte ich schildern, was ich auf diesen Wanderungen sah und erlebte. Es würde jedoch zu Plaudereien führen, die kein Ende fänden. Wie aber könnte ich ein Bild der Campagna selbst geben? Auch sie war damals anders, ganz anders als heute. Heute ist die Campagna zum großen Teil Kulturland, voll häßlicher Neubauten. Vor vierzig Jahren aber war sie noch Steppe und Wildnis. Es erhoben sich darauf nur die gewaltigen Reste der antiken Wasserleitungen, die einst nach der Hauptstadt der Welt von allen Seiten ganze Ströme hintrugen, es standen nur die rotbraunen Massen der mittelalterlichen Wachttürme und Kastelle und fast jede Hügelwelle bedeckten die Trümmer einer Villa oder einer Anlage von prunkhaften Bauten der Reichen und Vornehmen, ganze Bezirke umfassend.

Zahllose Herden weideten auf den Gründen, Pferde und Rinder, wie in wilder Freiheit lebend. Jedes alte Mauerwerk war ein Horst der braunen Falken; jeder Schafhirt in zottiger Ziegenhaut glich einem Satyr. Auf den heißblütigen langmähnigen Pferden sprengten die Aufseher, in ihre schwarzen Faltenmäntel wie in eine Toga gehüllt, den langen mit einer Eisenzinke versehenen Stab in der Hand, stolz wie die Könige dieser Wildnisse einher. Man konnte damals auch einem Briganten begegnen und das unmittelbar vor den Toren Roms, wie es mir mehrere Male geschah. Aber auch diese nicht gerade behaglichen Gestalten gehörten zu der Staffage der römischen Landschaft von damals.

Bei jeder Wanderung machte ich eine Entdeckung. Sie bestand entweder in einem Stück antiker Straße, deren blauschwarzes Basaltpflaster aus dem üppig wuchernden Unkraut hervordunkelte, oder ich kroch in eine Höhlung, die sich als die Ruine eines antiken Nymphäums erwies, dann wieder fand ich eine zerbrochene Marmortafel mit dem Fragment einer Inschrift. Es konnte auch ein Stück prachtvollen Gebälks sein, wenn nicht gar der Torso einer Statue ...

Welche Galerie von Landschaftsgemälden im Stil von Friedrich Preller, Oswald Achenbach, Rottmann und anderen Meistern jener Zeit!

Den Vordergrund bildete eine von Steineichen umdunkelte

Schlucht, oder ein schilfbewachsener Bachlauf, eine Ruine, eine Schafherde mit ihren Hirten, ein Stück blühender Steppe; den Hintergrund das Sabiner- und Albanergebirge. Welche Schönheit der Linien, welches Schauspiel von Farben: die roten Gluten des Sonnenuntergangs, die ultramarinblauen Schatten der Dämmerung, der Purpur des Abendhimmels über Rom mit der Peterskuppel!

Wäre ich doch, statt ein Schreiberlein zu sein, ein Maler geworden! Dann hätte ich die Herrlichkeit der römischen Natur in Gestalten, Bildern und Farben sagen können. So aber bringe ich es nur zu einem Stammeln und das mühselig genug.

Und in dieser Landschaft die Erinnerungen! Die gewaltigen Ereignisse der Weltgeschichte auf dem nämlichen Boden, der jetzt Steppe und Wildnis war. Jede Scholle ein Blatt in dem Buch der Weltgeschichte, jeder Stein ein Schriftstück. Aber nicht nur Ruinen und Trümmer, Wildnis und Steppe — auch ein Friedhof ist dieses wunderbare Land, Roms Campagna ein einziges Totenfeld und darin der Berg Sorakte ein monumentaler Gedenkstein: Requiescat in pace!

Zwischen Trümmern und Ruinen wandernd, wußte ich, daß unter mir im Schoß der Erde ringsum Roms Katakomben sich erstreckten in einer Tiefe von zwei und drei Stockwerken. Das waren aber nur Roms christliche Toten! Jede Scholle der unabsehbaren Gefilde war gedüngt mit Heldenleibern der heidnischen Germanen. So war denn auch für den Deutschen Roms Campagna heiliges Land . . .

Bisweilen begleitete mich auf meinen Wanderungen Stephan Sinding. Des Künstlers Augen, die Flammen schossen, schienen auf diesen Streifzügen in die Zukunft zu sehen. Er erblickte die Gestalten, die er schaffen würde, Geist von seinem Geist. Schweigend hörte ich zu; denn immer noch lag meine eigene Zukunft in nächtlichem Dunkel vor mir; und nur die Gestalt der geliebten Frau leuchtete mir aus der Dunkelheit entgegen. Mir war's, als hörte ich ihre helle Stimme, die zu mir sprach: „Hoffe nur, glaube nur! Glaube an dich selbst! Auch für dich wird sich manches Ersehnte erfüllen. Also hoffe nur! Glaube nur! Glaube an dich selbst!"

Meine Wanderungen beschränkten sich bald nicht nur auf die

Campagna allein, ich dehnte sie bis zum Albanergebirge aus. Eines Tages gelangte ich an den Nemisee und nach Nemi. Dort in der Stadt der Orsini, befand sich eine Fremdenherberge, damals noch von primitiver Ländlichkeit. Es gab in dem rosafarben getünchten Haus nur ein einziges Gastzimmer mit einem gewaltigen Ehebett. Den allgemeinen Aufenthalt der Familie sowohl wie der Fremden bildete die Küche, in welcher das Feuer offen auf dem Herd brannte. An schönen Tagen konnte der Gast auf einer Terrasse verweilen. Das kleine Haus klebte an der Felswand hoch über dem Abgrund, in dessen Tiefe die Seeflut dunkelte, der „Spiegel der Diana"! Gerade unter dem Gasthaus ragte die Felsenklippe, darauf sich der Tempel der strengen Göttin erhoben haben sollte, der in ihrem Heiligtum und in ihrem Hain Menschenopfer dargebracht wurden. Rings um diesen schönsten Kratersee Italiens erstreckten sich damals wahre Urwälder, bis hinauf zum Gipfel des Monte Cavo.

Nemi gegenüber auf dem steil abfallenden Seeufer liegt Genzano mit dem Palast des Fürsten Cesarini. Von dort aus dehnt sich unabsehbar vor den Blicken die Campagna, begrenzt von dem fernen Meeresstrand. War das Meer nicht blau umdunstet, konnte ich südwärts das Circekap aufsteigen sehen. Es war homerisches Land.

Die kleine Fremdenherberge gehörte seit Jahrhunderten der Familie de Santis. Zu meiner Zeit bestand sie aus dem bereits ältlichen Elternpaar und drei Söhnen, prachtvollen Jünglingen, jeder einem Helden der Aneide gleich. Des Hauses Ruhm aber bildete der älteste Sohn, ein berühmter Sänger, dessen Bildnisse an allen Wänden des Gasthauses zu sehen waren, entweder als Photographie oder einer illustrierten Zeitung entnommen. Wie es für einen Tenor sich schickt, war der große Sänger feist und fett. Auch hatte er sich in aller Herren Ländern ein schönes Vermögen erworben. Bisweilen besuchte er seine Familie. Dann geriet nicht nur das Haus, sondern der ganze Ort in eine Aufregung, als wäre ein Halbgott niedergestiegen.

Als ich das erstemal nach Nemi gelangte, ward ich von einem solchen Entzücken ergriffen, daß ich mir in der biederen Herberge der de Santis für ein Billiges ein Standquartier nahm und fortan ein Doppelleben führte: teils in Rom, teils in Nemi, dem albanischen

Bergnest. Häufig verließ ich Rom noch mit einem späten Zuge, langte bei anbrechender Dunkelheit auf der Station von Albano an, die damals noch tief unten in der Ebene lag. Von dort aus mußte ich zu Fuß gehen: durch das Val d' Aricia hinauf zur Stadt der Fürsten Chigi, alsdann auf der Landstraße des rechten Seeufers bis nach Nemi, wo ich häufig erst nach Mitternacht eintraf. Ich fand das Haus unverschlossen, zündete mir selbst auf dem Herd ein Feuer an und bereitete mir irgend eine mitgebrachte Speise, wie ich überhaupt in der Herberge mein eigener Koch war. Es schmeckte köstlich! Besonders delikat waren die frisch im See gefangenen Sardinen, und in der Kunst der Zubereitung von Makkaroni brachte ich es bald zur Meisterschaft!

Der ganze Ort kannte mich und ich wurde wohl von dem ganzen Ort für einen „verrückten Inglese" gehalten. Freilich war dieser Herr aus England im Gegensatz zu den meisten Inglesi kein Millionär, verrückt war er aber doch!

21.

Frascati

1878

Eines Tages wanderte ich auf der Via Appia dem Albanergebirg zu. Schon als ich an das Grabmal der Cecilia Metella gelangte, wurde ich wie von einem guten Omen gegrüßt.

Ich habe erzählt, daß ich unter der Grinzinger Linde an einem Römerdrama gearbeitet hatte. Die Heldin der Tragödie war das Weib jenes reichen Crassus der Republick, und ich gab ihr den wohllautenden Namen Metella, ohne zu wissen, daß dieser Crassus in Wirklichkeit eine Gattin Namens Metella besessen. Als ich nun vor dem berühmten Grabmal stand, las ich die in den goldgelben Travertin eingegrabenen Lettern: „Cecilia Metella" und ich las, daß in der gewaltigen Gruft „Metella, das Weib des Crassus" ruhe. Also stand ich an dem Grab der Heldin meines Dramas, von der ich nicht geahnt hatte, daß sie jemals gelebt.

In wundersamer Stimmung schritt ich die Gräberstraße weiter dem Gebirg zu, welches sich in ewiger Schönheitslinie zur Ebene hinabsenkte. Ich erreichte das zweite berühmte Grabmal an jener Straße der Grüfte, Casale rotondo genannt. Wie es kam, entsinne ich mich nicht mehr: mich lockte vom Weg ab eine schimmernde Stadt, zu meiner Linken auf den albanischen Höhenzügen hingestreckt.

Frascati!

Statt nach Albano weiter zu wandern, beschloß ich, Frascati aufzusuchen. Ich mußte die Via Appia verlassen und pfadlos über die Steppe gehen, die hier einen einzigen Weideplatz bildete. Auf der schönen Flur erhoben sich zeltähnliche Kapannen, aus hohem gelblichem Röhricht errichtet. Doch gewahrte ich nicht die Hirten der zahlreichen Herden, die nur von jenen großen weißen Wolfshunden bewacht wurden, deren Gefährlichkeit bekannt ist; ich kümmerte mich nicht um sie und hätte meinen Leichtsinn beinahe teuer büßen müssen,

denn alsbald ward ich von einer ganzen Rotte dieser Bestien angefallen. Sie wagten nicht, mich anzupacken, aber sie umtobten mich mit wütendem Gekläff.

Von solchem Gefolge begleitet, schritt ich vorwärts, dem schönsten Berggelände zu. Endlich wurde mir des Geheuls zu viel. Ich blieb stehen und hielt den Ungetümen mit donnernder Stimme eine Rede, ihnen bedeutend, wie unschicklich es sei, einen harmlosen Fremdling in solcher Weise willkommen zu heißen. Ich sprach mit einer Beredtsamkeit, wie Markus Tullius Cicero im römischen Senat gegen Catilina gesprochen haben mochte — auch dieser war eine der Personen meines Dramas, dessen Heldin in dem Rundbau aus Travertin an der Via Appia bestattet worden war. In ausbrechendem Größenwahn schien mir mein Gedonner wider die wütenden Bestien ciceronisch! Immerhin war die Wirkung auf die Meute außerordentlich; denn die Tiere ließen ab von mir und entwichen knurrend und zähnefletschend, mit eingezogenen Schwänzen.

In Ruhe ging ich nun meines Weges weiter, gelangte nach einstündiger Wanderung auf die nach Frascati führende Landstraße, ließ mich durch die Olivenwälder verlocken, vom Wege abzubiegen, stieg durch die leuchtenden Haine höher und höher, geriet in die Irre, sah mich plötzlich vor dem geöffneten Portal eines Parks.

Ich blickte hinein.

Es zeigten sich mir drei Laubgänge, von Steineichenwipfeln wie von dunklen Kuppeln überwölbt. Antike Hermen bewachten das Tor; leuchtend grünes Moos bekleidete die Steinbilder und überzog auch die schwarzen, vielfach gewundenen Stämme der Steineichen, durch deren dichtes Gezweig die Sonnenstrahlen mühsam sich Bahn brachen, auf den gleichfalls moosigen Grund der Wege Lichtblumen streuend.

Ringsum kein Mensch! Ringsum eine Stille und Einsamkeit, als befände ich mich vor dem Eingang zu einem Märchenschloß. Traumumfangen schritt ich durch das von einem Wappenschild gekrönte Portal in das geheimnisvolle Innere des fremden Besitztums.

Ich ging und ging. Es war keine Menschenstimme zu hören, niemand zu sehen. Der Steineichengang führte zu einer Terrasse, durch deren geöffnetes Tor ich eintrat.

Jetzt lag die Villa vor mir, ein mächtiges Gebäude, dessen sämtliche Türen und Fensterläden verschlossen waren. In der Ferne bellte ein Hund und ein Schwarm weißer Tauben flog vor mir auf.

Immer noch kein menschliches Wesen. Ich überschritt die Terrasse, auf welcher Rosenhecken blühten und meterhoher Buchsbaum blumengefüllte Rabatten einfaßte. Die Terrasse endete in einem Steineichenhain, mit einer Fontäne in ihrer Mitte, von Steinbänken aus Bruchstücken antiken Gebälks umgeben. Auch zertrümmerte Statuen, Inschrifttafeln aus spätrömischer Zeit sah ich allerorten, ebenso Grabstelen und gestürzte Säulen, als wären sie nur gemeines Steinwerk! Dieser ersten Terrasse folgte eine zweite, der zweiten eine dritte, der dritten eine vierte. Und überall Schweigen, Einsamkeit, Verlassenheit, in Wahrheit ein Märchenschloß und in diesem Zauberreich ich der einzige Mensch.

Die Villa, in die ich an jenem Frühlingstag eindrang, war die Villa Muti, der Marchese Muti gehörend, die in Rom an der zum Kapitol hinanführenden Treppe einen Palast besaß. Ihres üppigen Rosenflors wegen — sämtliche Terrassen glühten von der Rosenblüte — wurde sie die „Villa der Rosen" genannt.

Auch dieser fürstliche Landsitz hatte, wie alle Villen Frascatis, eine große Geschichte. Im ersten Stockwerk des Hauses, dem sogenannten „Appartamento nobile", malte Domenichino die Plafonds, während er in dem nahegelegenen Grotta ferrata sein berühmtes Frescogemälde schuf; und der letzte Stuart hauchte auf diesem Landsitz sein Leben aus.

Fortan kam ich häufig nach Frascati, das mich die schönste der albanischen Weinstädte dünkte. An die in Rebenfeldern und Olivenwäldern gebettete, hoch sich aufbauende bunte Stadt schließt sich ein Kranz von Landhäusern großer römischer Familien. Jede dieser Villen besitzt etwas geradezu Königliches: Terrasse folgt auf Terrasse, ein nachtdunkler Steineichenhain dem anderen, jeder Park hat Treppenanlagen und Wasserwerke berühmter Meister der Spätrenaissance. Und in einem jeden dieser Gebäude befinden sich Fresken hervorragender Maler aus jener großen Zeit der italienischen Kunst.

Alle diese Besitzungen sind auf den Ruinen antiker Villen erbaut. Gleich Felsen entsteigen die Fundamente dem von den Trümmern

des zerschlagenen Römerreichs gedüngten Boden. Die Terrassen sind übersät mit den kleinen bunten Würfeln antiker Mosaiken. Halb verschüttete Gänge führen in geheimnisvolle Tiefen. Aus den Lorbeer- und Laurustinusdickichten leuchten Bruchstücke von Statuen und Gebälk, gestürzte Säulen und Kapitäle liegen umher, von Moos überzogen, ein Tummelplatz der Lazerten. Auch hier berührt jeder Schritt weltgeschichtlichen Boden . . .

Ganz Frascati soll auf den Ruinen der tuskulanischen Villen Lukulls und Ciceros errichtet worden sein: von solcher Größe und Pracht waren die Landsitze der Römer, die in Roms großer Zeit gelebt und große Taten vollbracht hatten. Als ich auf der Steppe den wütenden Bestien meine ciceronische Rede hielt, ragte über mir ein mächtiger Rundbau auf, vom Volk als das Grab des berühmten Redners bezeichnet. Also mußte doch etwas vom Geist Ciceros über mich gekommen sein, der die Meute zurückschreckte.

Der Fremde, der Frascati besucht, wird auch nach Tuskulum wandern. Welche Stunden reinsten Glücks wurden mir schon damals in diesem albanischen Pompeji beschieden. Zum erstenmal erlebte ich im Frühling die tuskulanische Veilchenblüte, zum erstenmal den Ginsterzauber. Die Hügel der ausgegrabenen uralten Stadt des Sohnes des Helden Odysseus und der Zauberin Circe blauten von Veilchen. Ein einziges Veilchengefilde war das einstmalige Forum; ein einziges Veilchengefilde erstreckte sich unter den knospenden Ulmen, die im Goldschimmer des römischen Lenzes leuchteten und zu dem kleinen griechischen Theater führten. Veilchen in Purpurfarbe kränzten die braunen Felsen der alten Burg, darauf sich triumphierend das Kreuz Christi erhob, vor welchem die Götter Roms und Griechenlands zu Staub wurden.

Und dann die Ginsterblüte!

Fluten blühenden Goldes durchbrachen die Dickichte! Fluten blühenden Goldes stürzten von allen Höhen hernieder. Sie umwogten die Ruinen, füllten die Niederungen, leuchteten um die Altäre toter alter Götter, stiegen in hohen Wällen über alle Wege, daß man die Goldflut mit beiden Armen teilen mußte, um hier durchzubrechen.

Wenn ich damals geahnt hätte, daß ich die Veilchenblüte auf Tuskulum, die Ginsterblüte auf Tuskulum bis in mein Alter jedes

Jahr erleben würde, in einer langen Reihe von Lenztagen und Frühsommern, davon mir heute jeder Tag als ein Fest höchster Erdenschönheit erscheint; für mich freilich heute post festum ...

Es war in jenem ersten römischen Frühling, daß ich durch das wie Goldbronze leuchtende Portal einging, über welchem mit ausgebreiteten Fittichen ein Falke schwebt. Der Ast einer mächtigen deutschen Eiche brach unter dem Bogen hervor, darüber eine Laubkrone bildend.

Es war das Tor der Villa Falconieri; eines der fünf Tore, die in den Bezirk dieses schönsten tuskulanischen Landsitzes führen, jedes Tor ein Denkmal seiner Zeit und der Größe des fürstlichen Geschlechts, dessen Wappenzeichen der Falke ist.

So viel ich auch in meinem Leben über die Villa Falconieri schrieb und sagte, schrieb und sagte ich davon doch nicht genug; denn für die Schönheit der Stätte gibt es keinen Ausdruck, der sie erschöpft. Auch die Villa Falconieri glich damals in ihrem Schweigen und ihrer Einsamkeit einem Märchenschloß, ihr Zypressenteich einem geheimnisvollen Gewässer, an dessen Ufer einer Gottheit Opfer dargebracht wurden: unblutige, dem Genius des Orts in Blumen dargebrachte Opfer. Es mußten Rosen sein, scharlachrote, womit frohe Menschen in Feststimmung die Stirnen sich kränzten.

Als ich einmal den verwilderten Park durchstreifte, sprengte durch das Tor ein Reiter in der Mannesherrlichkeit eines Kriegsgottes. Ihm entgegen schritt eine junge schlanke Frau von einer stolzen, fast strengen Schönheit, einen Säugling im Arm, den sie dem Reiter als Willkommgruß entgegenhielt. Die beiden waren das schönste Paar, das ich jemals sah. Die Vorstellung von zwei Liebenden in dieser paradiesischen Einsamkeit lebend, unter den feierlichen Wipfeln wandelnd, am Ufer des Zypressenteichs ausruhend, schien mir ein Schicksal, für Irdische zu unirdisch schön.

Später wurde ich mit den beiden gut bekannt. Der Mann war in seiner Seele so dämonisch schlecht wie an Körper vollkommen schön. Ich schrieb über diese beiden eine Erzählung, der ich den Titel „Villa Falconieri" gab.

Schon damals hatte der Palast, darin ich volle fünfundzwanzig Jahre eine bleibende Stätte besaß, und der jetzt Eigentum des deut-

schen Kaisers ist, für mich etwas derartig Strahlendes, daß ich dem Haus der Falconieri den Namen gab: „Das leuchtende Haus!"

* * *

Diesen Winter schriftstellerte ich eifrig. Ich schrieb eine Reihe von Artikeln und Skizzen über römische Landschaft und römisches Straßenleben. Die ganze Serie reichte ich der Neuen Freien Presse ein und die ganze Serie wurde nicht nur angenommen, ich wurde auch von dem Weltblatt zu fortgesetzten Sendungen aufgefordert. Das war eine Zukunftshoffnung! Und die helle Frauenstimme, die zu dem Lerchenlied meines Lebens werden sollte, schien also recht zu haben mit ihrem mir zum Ausharren Kraft gebenden Zuruf: „Hoffe nur! Glaube nur! Glaube auch an dich selbst!"

* * *

Im Frühsommer 1878 kehrte ich nach Deutschland zurück: von Rom nach Berchtesgaden, von den Ufern des Nemisees an den Königsee.

Neu lag das Leben vor mir und ich fühlte in mir die Kraft, es zu gestalten, für mich selbst und für die geliebte Frau. Ich hatte die Prüfung bestanden, war in dem Kampf Sieger geblieben und durfte vom Schicksal den Preis des Siegers fordern: unsere Vereinigung. Im Herbst dieses Jahres feierten wir unsere Vermählung. In München gab uns Paul Heyse, dieser Getreue, das Hochzeitsmahl. Er sprach Worte zu uns, wie sie nur ein Dichter sprechen konnte, ein Dichter und ein Freund.

Dann setzten wir unsere Hochzeitsreise fort: nach Rom, nach Frascati. Eines Nachmittags trafen wir dort ein und ich, der einstige „Rosenherr" von Jena, führte meine junge Gattin in jenes Märchenhaus, die „Villa der Rosen" genannt.

Auch jetzt noch, im November standen die Rosen in voller blühender Pracht. Vor wenigen Tagen der Winter in Deutschland und jetzt der römische Herbst in einer Herrlichkeit, der dem Frühling geglichen hätte, wären Frascatis Weingefilde nicht bereits goldgelb gewesen und hätte das Albanergebirge nicht seinen herbstlichen Purpurmantel übergeworfen.

Meine Frau ging mit mir von Terrasse zu Terrasse, von Hain zu Hain. An einem von hohem Lorbeer umdunkelten Platz sahen wir einen antiken Sarkophag, den spielende Kinder mit Rosen gefüllt haben mochten: Malmaisonrosen! Der blasse Marmor, in dessen Höhlung einst vielleicht der edle Leib einer jungen Römerin gebettet war, leuchtete in dem sanften Schimmer der Rosenfülle. Meine Frau wand davon einen Kranz, den ich ihr aufsetzte.

Rosenbekränzt schritt sie mit mir der Zukunft entgegen.

Zweite Lebenszeit

Sommer

Ob die Blütenträume reifen werden?

Inhalt

1.

In der Rosenvilla

1878

Mit der geliebten Frau, die ich an dem Tage unserer Ankunft in der Villa Muti, der Villa der Rosen, wo wir Wohnung genommen hatten, als Rosenkönigin gekrönt, lebte ich in dem Land der Sehnsucht aller Deutschen. Übrigens schrieb ich in jenem ersten Winter doch ein Tagebuch. Es waren Aufzeichnungen etwas wunderlicher Art: ich notirte nämlich jeden Abend die Farben des Sonnenuntergangs. Abend für Abend war es ein anderes erhabenes Schauspiel mit stets neuen Beleuchtungen.

Von der Villa Muti aus schweift der Blick bis zu dem Meeresgestade. Bei hellem Wetter konnte ich mit bloßem Auge bei Ostia und Fiummicino die Schiffernachen erkennen. Breit und majestätisch flutete der Tiber ins Meer. Ich sah die heilige, einst dem Apoll geweihte Insel; sah hart an der Tibermündung den mittelalterlichen Wachtturm von San Michele; sah Ostia mit dem mächtigen Burgschloß des gewaltigen Papstes Giulio della Rovere; sah den Park von Fusano, die königlichen Jagdgründe von Kastell Porziano und die Wildnisse jener klassischen Küste von Ardea, bis nach Porto d'Anzio hin: Land der Äneide!

Im Anblick dieser Gestade — es ist heute noch die nämliche Landschaft wie zu den Zeiten des herrlichen Äneas — meinen Virgil zu lesen, war auch während dieses ersten Frascataner Winters mein täglicher Genuß. Hinter der letzten Terrassenanlage der Villa erhob Roms Götterberg, der Mons Albanus, seinen schöngestalteten Gipfel und ich konnte unter den uralten Ulmenbäumen das Kloster erspähen, aus den Trümmern des höchsten Heiligtums des alten Latiums erbaut.

Und Rom!

Rom schien meinem Wohnsitz so nahe gerückt, daß ich auf dem Dach

des Lateran die Figuren der Apostel erkennen konnte, während die Kuppel Sankt Peters gleich einer von unsichtbaren Händen emporgetragenen mystischen Wölbung über der ewigen Stadt schwebte.

Zwischen dem tuskulanischen Höhenzug und Rom lag damals kaum ein einziges modernes Haus. Einsamkeit und Wildnis waren in dem weiten Gefilde die Herrscherinnen. Roms Campagna glich noch dem feierlichen Vorhof eines hehren Heiligtums, der Vorbereitung auf ein Mysterium ...

Unabsehbar überblickte ich das Land jenseits von Rom bis zu den Grenzen von Umbrien. Ganz Etrurien lag ausgebreitet mir zu Füßen. Ich sah die Stätte von Veji: sah jedes Felsennest und Kastell bis zum Ciminiwald; sah den Rand des Kratersees von Bratiano und dessen monumentales Fürstenschloß.

Jede dieser Ortschaften führte einen Namen von welthistorischem Klang; meine Ausschau glich daher einem beständigen Lesen der Völkergeschichte. Ich sah die Pinien der Hadriansvilla und die Zypressen der Villa d'Este; sah die Felsennester des Sabinergebirgs bis gegen Olevano. Ich ertappe mich dabei, von neuem zu sagen, was sich nicht sagen läßt; was man sehen und erleben muß. Ich erlebte es und es dauerte dieses Erleben von jenem ersten Winter an, da ich noch jung war, bis in mein Alter hinein ...

Wir bewohnten das zweite Stockwerk des großen Hauses. Die Wände einiger Zimmer bekleideten alte chinesische Tapeten mit lebensgroßen grellbunten Papageien; diese Räume wurden daher „Stanze dei papagalli" genannt; also ebenso wie jene von Papst Alexander Borgia bewohnten Gemächer im Vatikan. Mein Arbeitszimmer war ein entzückender Raum, dessen Ausgang auf eine der vielen Terrassen führte. Hochstämmige schwärzliche Lorbeerbäume bildeten einen Hain, darin ein antiker Sarkophag aufgestellt war. Auf dem Deckel war die Gestorbene abgebildet, ein junges liebliches Mädchen, als Schlafende dargestellt, mit einem Blütengewinde bekränzt, Blüten in der Hand, sie selbst eine verwelkte Menschenblume. In dem nämlichen feierlichen Hain befanden sich Tische, deren Platten antike Marmortafeln, die Sitze ringsum Kapitäle korinthischer Säulen waren. Um die Terrasse lief eine Steinbrüstung, von einer dichten Moosschicht wie mit grünem Samt überzogen. Auf dieser Brüstung er-

richtete ich ein kleines Museum von Antiken, die gleich gemeinem Gestein verstreut lagen: Ornamente, Stücke gestürzter Säulen, Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen ... Es war nicht nur die Villa der Rosen, sondern zugleich auch das Haus römischer Romantik. Besonders stimmungsvoll war inmitten eines Rosenfeldes ein kleiner Teich, von Laurustinus, Lorbeer und Arbutus umdunkelt, mit einem Inselchen in der Mitte. Unter einem hohen Erdbeerbaum befand sich ein antiker Marmorsitz, darüber eine Büste der Kaiserin Zenobia. Marschall-Niel-Rosen ließen ihre Blütenzweige auf die dunkle Flut niederhängen. Es war unser Teeplatz — einer unserer vielen Teeplätze.

Sehr liebte ich auf der unteren Terrasse den kleinen Hain nachtdunkler Steineichen mit der wasserleeren Fontäne und den moosigen Steinbänken. Durch die Wipfel erblickte man, einer Fata Morgana gleich, das schimmernde Sabinergebirge. Mein Lieblingsplatz jedoch war die oberste der Terrassen. Auch sie wurde in ihrer ganzen Länge von uralten Steineichen eingenommen, deren schwarze Stämme gleich den Leibern verzauberter Ungetüme sich aufbäumten. Hier lag auch eine archäologisch berühmte Piscina, ein antiker Fischbehälter. Die regungslose Flut umgaben Rosenhecken, und hoch über dem antiken Mauerwerk — opus reticulatum! — erhob sich ein Ölwald, der seinen silbrigen Schleier auf die schwarze Wasserfläche herabwarf. Am Ende dieser Terrasse, gegen Westen, befand sich das ruinenhafte Gemäuer eines Lusthauses, teils antiken, teils mittelalterlichen Ursprungs. Zur Zeit des Glanzes der Villa bedeckten Mosaiken und Fresken die Wände; jetzt lag alles verfallen in tiefer Verlassenheit. An diesem Platz auf moosiger Marmorbank zu ruhen, auf das Land der Äneide zu schauen, Virgil zu lesen und im Tyrrhenischen Meer die Sonne untergehen zu sehen, war allabendlich ein Schauspiel; mehr als das, war Abend für Abend ein Erlebnis.

Wir Neuvermählten waren die einzigen Bewohner der Villa, was den Reiz des Aufenthaltes zum Zauber werden ließ. Wir führten eigene Wirtschaft. Da hatte meine Hausfrau schwere Sorgen; denn wir trafen es anfangs herzlich schlecht, wurden von jedermann ausgebeutet, mußten ein betrübliches Lehrgeld zahlen: das Lehrgeld des „Forestiere", das keinem Rompilger erspart bleibt. Denn

weshalb kamen die Fremden nach Italien? Was hatten sie in Italien zu suchen? Sie sollten fortbleiben, oder sie sollten zahlen! Gehörig zahlen sollten sie! Sie gehörig zahlen zu lassen, war durchaus nicht unehrenhaft. Im Gegenteil: ehrenvoll war's, ihre Dummheit zum allgemeinen Besten auszunützen.

* * *

Ich hatte lange unter dem römischen Landvolk zu leben, bis ich an ihm das Tüchtige, Gute und Ehrenwerte erkannte. Anfangs mußten wir jeden Monat unsere Dienstleute wechseln und von allen wurden wir betrogen und bestohlen. Wenn wir glaubten, nur zwei oder drei dienstbare Geister zu besitzen, so waren es ihrer plötzlich fünf, die sich bei uns eingenistet hatten und sich satt aßen, allerdings mit großer Genügsamkeit. Dies von uns unfreiwillig gehaltene Gesinde bestand aus Nichten und Neffen, Basen und Gevattern unserer Leute. Von allem, dessen wir für den täglichen Haushalt bedurften, wurde Morgen für Morgen die Hälfte zu besorgen vergessen. Alsdann gab es ein Hin und Her nach Frascati, das damals nicht so leicht zu erreichen war wie jetzt. Man mußte zuerst eine steile Höhe hinunter, alsdann durch eine tiefe Schlucht und eine steile Höhe wieder hinauf. Bei schlechtem Wetter ging überhaupt niemand zur Stadt, und man war über unsere Zumutung, auch bei Regen das Notwendigste herbeizuholen, höchst erstaunt. Bei Regen blieb der Mensch hübsch zu Hause und behalf sich mit dem, was er gerade hatte. Es war ein barbarischer Brauch, seine Leute bei Regen zum Einkauf auszuschicken!

Einmal hatten wir das Mißgeschick, eine bildschöne Köchin zu haben. Die Dame stand nicht mehr in allzu jugendlichem Alter, war aber wirklich von geradezu klassischer Schönheit. Zugleich von einer Hoheit, die ich für unnahbar hielt. Sie trug das Kostüm der Albanerinnen und sah darin prachtvoll aus. Dieser grandiosen Persönlichkeit zuzumuten, etwa ein Körbchen mit Früchten selbst zu tragen, wäre einer Majestätsbeleidigung gleichgekommen. Wenn sie sich herabließ, überhaupt zum Einkauf nach Frascati zu gehen — das heißt, sie ging nicht, sondern wandelte —, tat sie dies nicht ohne Gefolge. Sie selbst trug nicht einen Salatkopf.

Nun begab es sich, daß die Schönheit der Dame die Männer anlockte, wie der Schein einer Kerze die Nachtfalter, und die Villa wurde von deren Verehrern förmlich belagert. Das wäre noch zu ertragen gewesen. Schlimmer waren die Ständchen, die ihr gebracht wurden: Ständchen mit Gitarrenspiel und Gesang. Und zwar wurden der Schönen diese Huldigungen nicht etwa bei Anbruch der Dunkelheit dargebracht, sondern zu sehr später Stunde, meist erst nach Mitternacht. Denn — so belehrte man mich, als ich wegen gestörter Nachtruhe bescheiden um eine etwas frühere Huldigungsstunde bat — je mehr die Verliebten sich um ihren Schlaf brachten, um so flammender war die Leidenschaft, um so ehrenvoller die Adoration.

Hatte die musikalische Aufführung ungefähr eine Stunde gedauert, so erschien die Gefeierte in leichtem Nachtgewand am Fenster ihres Schlafgemachs, wie die arme Donna Elvira dem schändlichen Don Giovanni. Sie weckte ihr Gefolge und gebot diesem, Wein zu holen und die erschöpften Künstler zu erquicken. Natürlich war es unser Wein!

Nachdem wir uns eine ziemliche Weile durch das hoheitsvolle Wesen der Schönen hatten imponieren lassen, erhielt sie zu ihrer Entrüstung die Erlaubnis, bei einer anderen Herrschaft die Huldigungen ihrer Verehrer entgegenzunehmen. Inzwischen hatte sie uns gehörig bestohlen und betrogen; durch dieses Opfer durften wir den Anblick ihrer Schönheit bezahlen — teuer genug.

Solche Wirtschaftssorgen konnten indes das Leben, das wir in der Rosenvilla führten, nur wenig stören. Es war ein ungewöhnlich warmer, sonnenreicher Winter. Trotzdem froren wir in unseren, ganz nach Norden gelegenen Papageiengemächern erbärmlich. Einen Gegenstand wie einen Ofen schien es auf der Welt nicht zu geben, und doch war ein solcher, wie uns bedünken wollte, das Herrlichste auf Erden. Über Tag konnten wir uns an irgendeinem sonnigen Platz von dem lieben Himmelslicht bestrahlen lassen, abends aber kauerten wir in nächster Nähe des Kamins, der schlechten Zug hatte und uns, gleich olympischen Gottheiten, mit Gewölk umdunstete. Doch selbst das Frieren tat der Wonne des Aufenthalts nur geringen Abbruch: ein einziger Blick auf die Campagna, das Gebirge und den Meeresstrand genügte, um jeden Schatten zu verscheuchen, der die

Sonne unseres Glücks zu verdunkeln drohte. Das Landschaftsbild wechselte von Stunde zu Stunde. Was soeben noch sichtbar war, verschwand plötzlich, und ein vorher Unsichtbares tauchte bei hervorbrechendem Sonnenstrahl wie aus einer Versenkung empor ...

Aus Rom kamen die ersten Gäste. Ihren Reigen begann Frau Mathilde Muhr, jene Freundin Paul Heyses und Adolf Wilbrandts, die uns während eines Menschenalters Güte über Güte erwiesen hat. Wie stolz war ich, der Edlen meine Hausfrau vorzustellen; wie glücklich, als diese von der Verehrten gleich in ihrem Wert erkannt wurde.

Dem einen Gast folgten andere, darunter hervorragende Geister verschiedener Nationen, hauptsächlich Künstler. Diese mit Stephan Sinding und einem lieben deutschen Jugendfreund, Max Denstedt, der an der römischen Universität eine Professur bekleidete, waren die stets freudig Erwarteten, die sich jeden Samstag einstellten und bis zum Montag blieben. Nach bestem Vermögen Gastfreundschaft zu üben, gehörte fortan zu meinem schönsten Glück. Ich verwehre stets meinen Freunden, mir zu danken, fühle stets, daß ich es bin, der ihnen zu danken hat: bereichern sie doch unser Leben! Mehr als das: sie geben unserem Leben erst die volle Befriedigung, verleihen unserem Glück erst den Glanz!

Es sind unsere Freunde, die unser Haus und unser ganzes Leben festlich machen.

2.

Festliches Leben

1879

Dem sommerwarmen Winter folgte ein echt römischer Frühling in der Rosenvilla. Ich kann mir noch heute keine südlichere Frühlingspracht vorstellen, so leuchtend und von solcher Herrlichkeit wie in der Campagna Roms.

In dieser Frühlingspracht führte ich die geliebte Frau alle die Wege, die ich noch vor einem Jahr allein gegangen war, noch jeder Hoffnung bar, wir könnten sie jemals zusammen gehen. Jetzt wanderten wir zu zweit über Grotta ferrata hinauf nach Rocca di Papa und auf den Monte Cavo; von da durch die Waldungen hinunter nach Nemi; von Nemi über Genzano, Aricia und Castell Gandolfo nach Hause.

„Nach Hause!“ Welcher Zauber lag in den zwei Worten! Und dieses, unser zu Hause, befand sich in der Villa der Rosen, hoch über der Campagna Roms, umblüht von römischer Frühlingsherrlichkeit: von der Veilchenblüte auf Tuskulum, dem Narzissenzauber im Molaratal, der Ginsterblüte auf allen Höhen, in allen Tiefen!

Unmittelbar an die Terrassen der Villa stieß der Wald von Grotta ferrata. Drei Tore führten von unserem Park aus hinein. Es war deutscher Eichwald, jeder Baum ein Riesenstamm, jeder Stamm bis zum Wipfel hinauf von Efeu umrankt, das Unterholz Gaisblatt, Lorbeer und Laurustinus, wilder Goldregen und Ginster; und unter den leuchtenden Gebüschen ein Teppich purpurfarbener Zyklamen, ultramarinblauer Orchideen. In der zauberhaft schönen Waldung befanden sich wundersame unterirdische Grotten, wahre Labyrinthe, schon von den alten Römern, die Alba Longa gründeten, in den braungelben Tuff gehauen. Es hätte eines Ariadnefadens bedurft, um sich darin nicht zu verirren. Im Frühling erschallte der Wald von dem Gesang der Nachtigallen. Hatten mich

im Winter die der albanischen Schönheit geltenden Ständchen um den Schlaf gebracht, so taten dies jetzt die Chöre der gefiederten Sänger. Es war, als ob die Natur selbst in langgezogenen melodischen Tönen voll sehnsüchtigen Liebesleids klagte und schluchzte ...

Selten fuhren wir nach Rom, wo wir kaum jemals Besuche abstatteten. Unsere Bekannten waren so freundschaftlich, zu uns herauszukommen, so daß wir in Rom lediglich Rom genießen konnten. Und wie wir Rom genossen!

Ich hatte einen neuen Freund gewonnen, den Baron Ernst von Schönberg-Roth-Schönberg, Schloßherr auf Pallaus bei Brixen. Er bekleidete in dem päpstlichen Hofhalt eine hohe Stellung; später gelangte er unter Pius bei dem in Wien abgehaltenen eucharistischen Kongreß zu den höchsten am Vatikan möglichen Würden. Durch ihn erhielt ich die Erlaubnis, die Capella Sistina zu einer Zeit zu betreten, in der sie sonst für das Publikum geschlossen blieb. Oft verbrachte ich viele Stunden in diesem Allerheiligsten der Kunst, dort Unermeßliches erlebend. Noch heute fühle ich Schauer der Erinnerung bei der Vorstellung des Gewitters, das während meiner Anwesenheit in der Kapelle über Rom hinzog. Nächtliche Schwärze erfüllte den erhabenen Raum, Blitze zuckten auf, und plötzlich stand unter Donnergetöse die Kapelle in bläulichen Flammen: in Flammen die Erschaffung der Welt, das erste Menschenpaar, die Vertreibung aus dem Paradiese; in Flammen die die Wölbungen umlagernden nackten Jünglingsgestalten; in Flammen die Vorfahren Christi; in Flammen die Propheten und Sibyllen; in Flammen das jüngste Gericht.

Einen Augenblick nur währte das Schauspiel überirdischer Herrlichkeit. Gleich darauf sanken die gewaltigen Gebilde zurück in Nacht, bis sie von neuem dem Dunkel in himmlischer Lohe entstiegen. In wahrhaft schrecklicher Erhabenheit erschien inmitten des Brandes der richtende und rächende Gottessohn und grauenerregend war bei dem Flammenspiel der Anblick der ihren Grüften sich entringenden, auferstehenden Toten ...

Bei meinen Ausflügen nach Rom, die ich häufig zu Wagen machte, dünkt mich in der Erinnerung das Schönste die Heimkehr, spät am Abend oder erst in der Nacht. Ich empfand die Ein-

samkeit, das Schweigen und die Romantik der Stätte, an der ich verweilen durfte, stets von neuem als das Geschenk eines gütigen Geschickes.

Den ganzen Sommer über blieben wir in der Villa. Dem kurzen überschwänglichen Blühen folgte eine lange Zeit der Dürre. Bevor diese anbrach, standen große Strecken des Weidelandes in der Campagna in den Flammen der Mohnblüte; oder es schien über Nacht Schnee gefallen zu sein: die weißen Blumen der Margeriten.

Es begann die Zeit der Ernte. Von den Volsker- und den Sabinerbergen zogen die Schnitter in das römische Land. Sie kamen mit Weib und Kind aus den Abruzzen und von der Küste des Adriatischen Meeres. Auf den Hügelwellen der Campagna gründeten die Fremden ihre sommerlichen Niederlassungen; denn in den Niederungen selbst lauerte auf sie der Schrecken des römischen Landes, die Malaria, der Würgengel der Campagna Roms.

Von meiner freien Höhe aus gesehen, zu der die Verderben bringenden Insekten nicht gelangten, gewährten die weißen Zeltreihen einen überaus heiteren Anblick. Aber trotz aller Vorsicht blieben die Bewohner der sommerlichen Siedlungen von Krankheit und Tod nicht verschont, und jeder Tag forderte seine Opfer. Nachts brannten vor allen diesen Hütten hellodernde Feuer, um die Luft zu reinigen und die giftigen Fliegen zu verscheuchen. Das ganze weite Land ward während der Sommernächte von den Feuerstätten der Fremden durchglüht . . .

Unser sommerliches Leben gestaltete sich nach und nach zu einer Reihe von Festtagen. Aus Roms Gluten flüchteten die Künstler zu uns herauf. Auch sonst kamen viele gute Bekannte, darunter viel junges leichtlebiges, lustiges Volk. Allerlei Schauspiele wurden veranstaltet. Das Gelungenste dieser Art war eine Aufführung des Torquato Tasso. Sie fand im Freien statt, in jenem feierlichen Steineichenhain auf der unteren Terrasse. Meine Frau stellte die Eleonore d'Este dar und glich in einem schleppenden blauen Atlasgewande einem wandelnden Bildnis; meine Nichte, deren ich früher gedachte, und die mit meiner Mutter schon im Winter zu uns gekommen war, spielte mit ihrem munteren Wesen die Sanvitale, ich selbst den Tasso, ein stattlicher Freund den Antonio, ein anderer

deutschrömischer Bekannter den Herzog. Wir hatten unser kleines Publikum, das auf den Steinbänken unter den Eichen Platz nahm, gleichsam zufällige Zuschauer des Schauspiels. Bei einer anderen Gelegenheit mimten wir Goethes Wanderer. Er schien für den Ort eigens gedichtet worden zu sein, nicht anders, als hätte Goethe während seines Frascataner Aufenthalts auch diese Villa besucht.

Aber nicht allein Goethe führten wir auf; ich reimte selbst für unsere sommerlichen Unterhaltungen verschiedenes zusammen, bald heiteren, bald schwermütigen Inhalts. Eine andere Terrasse, die höchste, war zur Naturbühne wie geschaffen. Breite Freitreppen führten aus einer Blütenwildnis zu einer Grotte hinauf, darüber sich als Prospekt die Galerien der Steineichen erhoben, mächtigen schwärzlichen Wänden gleich.

In dem die Treppen einfassenden Mauerwerk befanden sich Nischen, in früheren Zeiten von Bildsäulen eingenommen. Als antike Statuen ließ ich in diesen Nischen junge schöne Menschen sich aufstellen. Der vermeintliche Marmor gewann allmählich Leben; er bewegte sich, stieg von den Postamenten herab, führte einen Reigen auf und verschwand in dem Schatten der Steineichen. Der Eindruck solcher Phantasiestücke war, besonders bei Vollmond, ein erstaunlich starker.

Römische Vollmondnächte im Hochsommer —

Auch sie wollen erlebt sein! Die Darsteller meiner „lebenden Bilder" leuchteten in ihren weißen Gewändern bei dem nicht silbernen, sondern goldenen Mondlicht des Südens gleich den Gestalten von Verklärten. Dazu gaukelten Schwärme von Glühkäfern über den Blumen, deren Farben in dem hellen Schein zu erkennen waren, und rings um unsere Bühne erstreckten sich Felder von Rosen.

So verfloß unser erster römischer Sommer. Der Herbst kam und verwandelte das Albanergebirge in ein Land des großen Gottes Bacchus. Die silbergrauen, mächtig gehörnten Rinder führten von den Rebenfeldern in gewaltigen Kufen die Trauben zu den Keltern, und ganz Frascati konnte als ein Tempel des efeubekränzten Gottes gelten. Nach der Weinlese schien eine zweite goldige Ginsterblüte von den Höhen herniederzufluten: die bunten Weingefilde. Auch Tuskulums Höhen erglühten in den Farben des Herbstes, und der

Monte Cavo legte sein Purpurgewand an. Diesen schönsten Berg Latiums bedeckten vom Fuß bis zum Gipfel dichte Kastanienwaldungen.

Unser zweiter römischer Winter wollte beginnen, und dieser sollte sich für uns noch wunderbarer, noch beglückender gestalten:

Aus der Villa der Rosen zogen wir in das Haus des fürstlichen Falken.

3.

Villa Falconieri

1880

Meine Freunde mögen recht haben, daß sich in meinem Leben nicht nur viel Wunderliches — sie nennen es „Phantastisches" — sondern auch manches Wundersame ereignet hat. Eines der schönsten Wunder erfüllte sich für mich durch unseren Einzug in die Villa Falconieri.

Die Besitzerin der Villa Falconieri war die Prinzessin Lancelotti, eine geborene Prinzessin Aldobrandini. Ihr gehörte auch die Villa Piccolomini und die Villa Rufinella. Die drei vereinigten Besitzungen bildeten einen wahrhaft fürstlichen Landsitz. Jede dieser Villen, von denen eine jede ein Palast ist, hat ihre große Geschichte. In einem Casino der Villa Piccolomini schrieb der Kirchenhistoriker Cäsar Baronius seine berühmten „Annalen". Preußische Gesandte, deutsche Staatsmänner und Gelehrte nahmen in der Villa Aufenthalt; darunter Persönlichkeiten wie Niebuhr, Wilhelm von Humboldt, Bunsen und Abeken. Auch erzählte man mir, meine Freundin Marie von Bunsen wäre in der Villa Piccolomini geboren, die schon ihre Kollegin, Madame de Staël, zur Villeggiatur gewählt hatte. Zu meiner Zeit bewohnte sie die Familie Lancelotti selbst und zwar lebte sie damals jahraus, jahrein in diesem tuskulanischen Buen retiro. Fürst und Fürstin Lancelotti gehörten nämlich zu dem römischen Hochadel, der dem Vatikan bis zum Fanatismus ergeben war. Als König Emanuel in Rom, durch die Porta Pia einziehend, triumphierte und die Papststadt zur Königstadt machte, verließen nebst vielen großen Familien auch Fürst und Fürstin Lancelotti die geschändete Residenz des Heiligen Vaters, der fortan für sie der heilige Gefangene des Vatikans ward. Das große Portal ihres römischen Palastes wurde nicht nur als Zeichen der Trauer, sondern als Protest wider die weltliche Gewalt des Königtums geschlossen und ist bis heutigen Tags geschlossen ge-

blieben: durch ein unscheinbares Seitentor begab man sich zur Zeit meiner Bekanntschaft mit der Fürstin in den Palast, der einem Museum gleicht, als herrlichstes Kunstwerk das Original von Myrons „Diskobol" bergend. Es dauerte Jahrzehnte, bevor die Familie ihren römischen Palast wieder betrat. Später mußten die Söhne dem „König und Vaterland" dienen, das mag für Viktor Emanuels und eines solchen Vaterlandes Feinde bitter genug gewesen sein.

Die Gärten und Anlagen der Villa Piccolomini gehen in ausgedehnte Laubwälder über, unter welchen viele unserer deutschen Gartenblumen in köstlicher Wildnis gedeihen. Saftige Wiesengründe, im Frühling voll scharlachroter Orchideen, und wohlgepflegte Oliveten ziehen sich die anmutigen Höhen zu den Ruinen Tuskulums hinauf. Die Fürstin — denn sie ist alleinige Besitzerin der großen Herrschaft — ließ Wege und Straßen anlegen und mit Alleen von Steineichen bepflanzen. An einer Terrasse mit effektvoller Brüstung aus goldgelbem Travertin vorüber führt es in sanften Windungen zur Villa Rufinella empor.

Hier ist der Boden klassisches Erdreich; denn hier soll sich die Villa des großen Rhetors, Staatsmannes und Naturschwärmers Marcus Tullius Cicero befunden haben. Es ist ein königlicher Ort. Vor dem Palast, einem mächtigen, häßlichen Bauwerk, erstreckt sich eine von Laurushecken umschlossene Terrasse, auf der eine ganze Villenkolonie Platz finden könnte. Sie scheint über dem tief unten liegenden Frascati und einem mittelalterlichen grauen Kapuzinerkloster zu schweben. Auch das Kloster ist auf antiken Fundamenten ciceronischer Ruinen errichtet.

Wer von der Villa Rufinella nach Frascati hinabsteigt, durchschreitet die nachtdunklen Wölbungen einer Steineichenallee, deren Wipfel sich zu einer Kuppel zusammenschließen, und verläßt ihren Bezirk durch ein Portal, das auf einer Marmortafel den feierlichen Namen „Villa Tusculana" trägt, dem Landsitz zu Ehren Ciceros gegeben.

Aber auch die neuere Geschichte der Villa ist von Bedeutung. Ihre Herrin war einstmals Maria Christina, Königin von Sardinien, die unter dem berühmten Archäologen Canina das alte Tuskulum ausgraben ließ; und ein anderer ihrer Besitzer war Lucian Bonaparte,

der auf der freien Höhe ein so glückliches Dasein lebte, daß er die Krone ausschlug, mit der ihn sein Bruder, der Bezwinger von König- und Kaiserreichen, belehnen wollte.

In der Villa Rufinella besaßen die Napoleoniden ihre Denkmäler, und als Zeugin der großen Vergangenheit der Stätte gleicht die ganze nächste Umgebung einem Museum. In der Eingangshalle, auf der Terrasse, in den Wiesengründen, den Dickichten, unter Steineichen und Pinien, Zypressen und Lorbeer stößt der Wanderer allerorts auf gestürzte Säulen und Kapitäle, auf Fragmente von Statuen und Inschrifttafeln, auf Basen von Ehrenstandbildern, Senatoren, Feldherrn und Dichtern gesetzt. Auch auf die Statuen dieser Männer selbst. Die Gebälkstücke sind Marmor, dem die zwei Jahrtausende, die seit dem Bau von Ciceros Villa vergingen, eine Farbe dunklen Silbers verliehen haben; das Gestein redet hier von vergangener Pracht und Herrlichkeit. Überdies war es die Pracht und Herrlichkeit von Roms Republik ...

Aber die Schönheit der Villa Lancelotti sowohl wie die der Villa Rufinella bilden gewissermaßen nur die Einführung in die dritte der fürstlichen Villen: in die Villa Falconieri. Sie liegt zwischen der zuerst und der zuletzt genannten und ist von den dreien der wundersamste Besitz; denn „wundersam" ist für die Villa Falconieri der Ausdruck, der sie am besten bezeichnet. Und wir zwei Glücklichen wurden ihre Bewohner!

Wie das zuging?

Durch Zufall wurden wir mit der Prinzessin Lancelotti bekannt. Sie nahm Teil an uns und sie war es selbst, die uns anbot, das „appartamento nobile" der Villa Falconieri zu mieten, die außer uns nur noch den Pächter der Oliveten und Weinberge beherbergte. Dieser Pächter war jener hellenisch schöne Mann, den ich bei meinem ersten Besuch des Parkes durch das Tor sprengen sah, begrüßt von seiner jungen Frau und seinem Knaben. Ich erwähnte, ich hätte über dieses Ehepaar ein ganzes Buch „Villa Falconieri" geschrieben. Trotzdem muß ich von diesem Aufenthalt immer wieder reden; außer dem Glück der Liebe meiner Frau und dem Besitz treuer Freunde war mein Leben in der Villa Falconieri das dritte Geschenk einer gütigen Gottheit.

Auch unsere Wohnung habe ich häufig beschrieben, jene Reihe von Gemächern in dem gegen Rom liegenden Flügel der Villa, deren Mittelhalle noch zu unserer Wohnung gehörte. Antike Säulen tragen ihre Bogen, antike Säulen bilden das sogenannte Löwentor, das aus dem Steineichenhain in den von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof führt. Antike Säulen dienen in der Halle als Unterlage für die Marmorplatten der Bänke; über den Eingängen sind Büsten römischer Kaiser aufgestellt, auf antiken Fundamenten erhebt sich das Haus, dessen Terrasse hoch über silberigem Ölwald auf jäh abfallendem Felsen emporragt. Aber auch was Fels scheint, ist antikes Gemäuer. So wird an dieser Stätte die Gegenwart beständig von dem Hauch der Vergangenheit umweht.

Die Halle des Mittelbaus gleicht einem Festraum und hat die Höhe von zwei Stockwerken. Das Deckengemälde stellt einen Zug der Amphitrite dar, in Begleitung ihres glückseligen Meeresgefolges. Die Fresken der Wände zeigen die Zuschauer des im Saal stattfindenden festlichen Treibens heiter genießender Menschen; sie sind Mitglieder und Gäste des fürstlichen Hauses. Sie lagern in einer meisterlich dargestellten prunkenden Architektur der Spätrenaissance. Stattliche Herren in der reichen Tracht ihrer Zeit durchschreiten die Säle; aus Loggien, über deren Brüstung prächtige Stoffe niederhängen, schauen schöne Frauen auf das lustige Gewimmel herab.

Diese Halle war unser Speisesaal. An sie schlossen sich die Wohnräume. In die Wände eingelassen waren riesige Ölgemälde idealer Landschaften mit mythologischer Staffage, während die Decken mit allegorischen Figuren und Stukkaturen geschmückt waren. Bei letzteren mußte der Falke, als Wappenvogel des fürstlichen Hauses, dem Künstler immer wieder als Motiv dienen.

Nun das letzte der Gemächer.

Es ist von Carlo Maratta ausgemalt und das Brautgemach der jungen Paare der Familie gewesen. Hohe Fenstertüren, die auf einen Balkon hinausführen, geben dem Raum von drei Seiten Licht. Wer auf diesen Altan hinaustritt, überblickt eine Landschaft, wie es ihrer in Italien nur wenige gibt. Rom, das gewaltige Rom, bildet darin nur einen lang sich hinziehenden schmalen schimmernden Streifen, darüber die blaue Wölbung der Peterskuppel

schwebt. Der Steinboden des Balkons ist ausgehöhlt von meinen Schritten; denn halbe Tage, halbe Nächte lang ging ich auf den Fliesen auf und ab, auf und ab.

Als Brautgemach für junge glückselige Paare bestimmt, ist der Raum, sind seine Wände vom Künstler in den Hain der Liebesgöttin verwandelt. Unter den Blütenbäumen, deren Wipfel an der gewölbten Decke zusammenschlagen, sind Hermen, von bunten Blumengewinden bekränzt, aufgestellt; kleine geflügelte Liebesgötter gaukeln gleich Faltern durch die Zweige, einander haschend oder nach flüchtenden Vögeln Pfeile abschießend; von der Decke herab streut eine liebliche Flora, von Genien umgeben, Rosen auf die Seligen nieder, die unter dem Schutz der Himmlischen ihren Honigmond feiern.

Dies Gemach also war mein Arbeitszimmer!

Mein Schreibtisch stand zwischen zwei Fenstertüren und so, daß ich, vom Papier aufsehend, zur Rechten die Campagna mit dem Sabinergebirge und sämtlichen Felsennestern vom Berg Soracte bis gegen Olevano überblickte, während zu meiner Linken das römische Land mit Rom, dem schwärzlichen Waldgebiet der lateinischen Küste und dem bei jedem Sonnenstrahl aufleuchtenden Meer bis Porot d'Anzio ausgebreitet vor mir lagen. Ganz in der Nähe aber grüßte mich aus den Wipfeln der Steineichen und Pinien das Dach des Palastes, in dem Goethe als Gast geweilt: die Villa Aldobrandini ...

Häufig auch sprach ich aus, daß es für den Glücklichen, dem vergönnt ist, in diesen Räumen zu leben, keinen trüben Tag gibt; herrscht darin doch jahraus jahrein ein Frühling. Für mich gestaltete sich unser Leben in der Villa Falconieri zu einer einzigen Reihe lenzhafter Feiertage, wie ich denn auch kein einziges Mal eines der hohen Portale durchschritt oder über die Schwelle des Hauses trat, ohne die Empfindung zu haben, ich müsse dem Geschick, das mich in dies Haus geführt hatte, von mir das „leuchtende Haus" genannt, ein Dankopfer darbringen. Das Leben gab mir freilich Gelegenheit genug, den unbekannten Mächten, die über uns walten, Opfer anderer Art zu weihen. Es waren dies Sorgen, Leiden, Kämpfe, Todkrankheiten meiner Frau; und es waren die Qualen meiner schlaflosen Nächte, die von Jahr zu Jahr zunahmen und nachgerade ein Martyrium wurden ...



Das Arbeitszimmer von Richard Voß
in der Villa Falconieri

Unser Leben in der Villa Falconieri hatte sich trotz mancher Sorge so leuchtend gestaltet, wie das Haus selber es war, in dem wir lebten. Die Gäste, die schon in der Villa der Rosen unser Behagen erhöht hatten, blieben uns auch in der Villa Falconieri treu. Sie mehrten sich beständig. Bisweilen, an Feiertagen, kamen ihrer so viele, daß unsere Gastbetten nicht ausreichten und die männliche Jugend auf eine etwas wunderliche Weise untergebracht werden mußte: neben der großen Halle befand sich das „Billardo". Ein wahres Ungetüm von einem hundertjährigen Billard, nahm es die Mitte des gleichfalls über und über ausgemalten Saales ein.

Dieses Billard wurde für die Gäste als riesenhafte Bettstatt hergerichtet, ein sehr primitives, aber lustiges Lager.

Jedenfalls hinderte es sie nicht, zu kommen und zu bleiben und wieder zu kommen. Häufig gaben wir damals für Freunde, die wir besonders ehren wollten, unsere eigenen Schlafzimmer her, und ich kann nicht oft und nicht herzlich genug sagen, welchen wachsenden Reichtum unsere Gäste unserem Leben gaben. Viele bekannte Namen müßte ich nennen, deren Träger zu uns jungen Leuten kamen und sich wohl bei uns fühlten. Es geschah ohne unser Zutun, daß die Besuche fast stets einen festlichen Charakter trugen: die Villa, der Steineichenhain, der Zypressenteich und alle die anderen Herrlichkeiten unseres tuskulanischen Wohnsitzes waren die Ursache davon.

Auch das gehört zu einer Schilderung jener Zeiten: die Villa Falconieri liegt in der Mitte von vielen anderen Villen, von denen jede ein wahrhaft fürstlicher Landsitz ist, deren Gärtner uns wöchentlich große Körbe der köstlichsten Blumen ins Haus brachten. Zu sämtlichen Eingängen hatte die Güte der Besitzer uns die Schlüssel überlassen, und so konnten wir von einer Villa in die andere gelangen, ohne die Straße zu berühren: von der Villa Falconieri in die Villa Piccolomini, von dieser in die Villa Aldobrandini, hinauf zu der Villa Tusculana, von dort über ganz Tuskulum wieder hinab zu der Villa Mondragone, dem päpstlichen Märchenschloß, von der Villa Mondragone durch die Steineichenallee der Villa Borghese zurück in unser leuchtendes Haus.

Häufig brachten meine Künstlerfreunde ihre Modelle mit. Sie

hüllten die jugendlich schlanken Gestalten in antiken Faltenwurf, bekränzten sie, ließen sie Gruppen stellen, führten mit ihnen Spiele auf. Häufig waren ihrer so viele, daß die Makkaroni für ihre Mahlzeit in einem Kessel gekocht werden mußten. Das fröhliche Völkchen lagerte auf der Wiese vor dem Casino und ließ es sich prächtig schmecken. Die Mädchen brachten ihre Tamburins mit und nach dem Gelage begann der Tanz, der wilde, leidenschaftliche Saltarello! Wie schön der Rhythmus der Bewegungen! Jede Gestalt ein Bild! Es war nicht nur ein Vergnügen, zuzuschauen, sondern ein Kunstgenuß und wir genossen das Schauspiel häufig ...

Inzwischen waren auch die Sorgen der Hausfrau gewichen. Wir hatten das Glück, eine ländliche Familie als Dienstleute zu bekommen, die uns länger als dreißig Jahre Treue erwiesen haben. Die Alten starben in unserem Dienst und wurden von uns wie Freunde betrauert; ein junges Geschlecht wuchs unter unseren Augen auf und verheiratete sich; in Frascati gibt es heute ich weiß nicht wieviele Kinder, die im Andenken an uns den Namen meiner Frau und den meinen führen!

Ich aber verdanke diesen braven Leuten nicht zum geringsten Teil, daß ich den Wert und die Tüchtigkeit des römischen Landvolkes kennen und schätzen lernte.

4.

Meine Preisstücke

1881

Gleich im ersten Winter unseres Aufenthaltes in der Villa Falconieri sollte ich etwas erleben, das für meine Zukunft entscheidend war. Eines Tages erhielt ich ein Telegramm aus Frankfurt am Main, durch das ich benachrichtigt wurde: Mein Drama hätte den Preis gewonnen!

Zu Ehren Goethes war von dessen Vaterstadt eine Dramenkonkurrenz ausgeschrieben worden, und ich hatte jene unter der Grinzinger Linde geschriebene Römertragödie eingesandt mit der Heldin, an deren Gruft ich an der Via Appia später gestanden. Das Stück hieß „Die Patrizierin". Ich hatte zu jener Zeit mehr als ein halbes Dutzend Dramen in sauberer Abschrift — meine Frau war die liebevolle Kopistin — fertig liegen; und ohne besondere Auswahl reichte ich das römische Trauerspiel ein. Von fast zweihundert Dramen wurden nur zwei einer Auszeichnung und Aufführung würdig befunden, darunter das meine. Im Frühling des nämlichen Jahres sollte das Stück an dem wegen seines damaligen hohen künstlerischen Standpunkts ausgezeichneten Frankfurter Stadttheater zur Aufführung gelangen: zur Uraufführung, wie es heute heißt.

Keine zwei Wochen darauf wieder eine Depesche. Wieder aus Deutschland, diesmal aus Mannheim, das in gewissem Sinn eine Stadt Schillers genannt werden konnte: waren doch in Mannheim zum erstenmal die Räuber aufgeführt worden. Fast gleichzeitig mit Goethes Geburtsstadt schrieb Mannheim, Schiller zu Ehren, eine Dramenkonkurrenz aus und ich hatte auch dort eine meiner Tragödien eingereicht, „Luigia San Felice" mit Namen. Nun hatte auch dieses Drama den Preis erhalten; sollte auch dieses leidenschaftliche Jugendwerk aufgeführt werden, für seinen Verfasser ein schier unfaßliches Glück ...

Diesen Frühling also sollte ich nicht in den Albanerbergen verleben. Ich sollte nach Deutschland reisen, nach Frankfurt am Main, wo am Stadttheater mein Römerdrama aufgeführt werden würde.

Bevor das große Ereignis stattfand, fiel in die Maientage unserer Ehe ein Frost, der leicht zur Erstarrung und zum Tod hätte führen können.

Als im Januar die zweite Depesche mit der Nachricht eintraf, ein weiteres Drama von mir sei preisgekrönt, machten wir, um den Tag zu feiern, eine Ausfahrt hinunter in die Campagna. Wie häufig, kamen wir erst nach Anbruch der Nacht nach Hause, beide in glücklichster Stimmung. Am nächsten Morgen war meine Frau krank und zwar gleich auf den Tod. Sie hatte sich das römische Fieber, die Perniciosa geholt; also Malaria in ihrer gefährlichsten Gestalt! Wären wir in Frascati geblieben, so wäre sie dem Anfall unfehlbar erlegen. Denn die Frascataner Ärzte konnten ihr nicht nur nicht helfen, obgleich die Krankheit das große Nationalübel ist, sondern ihre Mittel machten die Schwerkranke schlimmer und schlimmer, so daß keine Hoffnung mehr zu bestehen schien. Ich berief einen mir bekannten römischen Arzt, der die sofortige Überführung meiner Frau nach Rom gebot und sie in nächster Stunde dorthin begleitete. Die Kranke fand Unterkunft im deutschen Hospital auf dem Kapitol, welches sich gerade über dem tarpejischen Felsen erhebt, dem Fels des Todes. Es folgten nun Wochen, in denen ich jede Stunde den Tod der geliebten Frau erwarten mußte. Ich hatte mit meiner Nichte, die mir wie eine Schwester nahe stand, in der Nähe des Hospitals Unterkunft gefunden. Nun ward es zu meinem Leben, von der Terrasse meiner Wohnung beständig nach ihrem Fenster hinüber zu sehen: hätte es eines Tages offen gestanden, so wäre dies wohl ein Zeichen ihres Todes gewesen. Ich durfte sie kaum auf Augenblicke sehen, auch war sie fast immer bewußtlos. Einmal, in einem Dämmerzustande, hörte sie vor ihrem Zimmer jemand mit der Schwester, die sie pflegte, ein Gespräch führen.

„Wer liegt in diesem Zimmer?"

„Frau Voß."

„Wie geht es ihr?"

„Sie wird diesen Tag kaum überleben."

Die Todkranke empfand nichts als ein dumpfes Staunen, daß es mit ihr zu Ende sein sollte. Das also war der Tod?

Sie blieb leben; blieb der Genius meines Lebens.

Als man mir mitteilte, die Todesgefahr sei vorüber, bedeckte ich ihr Lager von Kopf bis zu Füßen mit rosa Kamelien. Dann ging ich hinaus in die erhabene Einsamkeit der Campagna und erhob meine Seele zur Gottheit ...

Der schweren Erkrankung folgte eine lange Zeit der Genesung, so daß mich meine Frau im Frühling nicht nach Deutschland begleiten konnte und ich ohne sie das Große erleben mußte. Denn für mich war es etwas Großes: ein Drama von mir wurde aufgeführt! Was ich für unmöglich gehalten, war zur Wahrheit geworden. Ich gedachte meiner Kinderzeit und mit welchen Schauern der Ehrfurcht ich in Berlin das königliche Schauspielhaus betreten hatte, auf jede Aufführung eines unserer Klassiker mich vorbereitend wie für eine Weihe, die an mir vollzogen wurde. Nun sollte ich selbst ein Dichter sein, sollten von mir selbst Dramen aufgeführt werden!

Ich hatte in den letzten Jahren unermüdlich gearbeitet, häufig die Nächte hindurch. Ich lebte im Albanergebirge hoch über dem Gewimmel der Menschheit, ein verwunschener Prinz in dem leuchtenden Haus, unterhielt mit dem literarischen Deutschland nur lose Beziehungen, besaß nicht die Fähigkeit, Verbindungen zu suchen und zu knüpfen, zu befestigen und zu halten; habe diese Begabung auch später nicht besessen, blieb lebenslang der ungeschickteste, der unpraktischste aller Autoren, ein Mensch, der keinen Rezensenten kannte, der nicht verstand, ein lustiger Zechbruder zu sein, nicht imstande war, in der Wirklichkeit der Dinge festen Fuß zu fassen. So war es damals und so ist es bis heute geblieben ...

Als ich meine, mir zum zweitenmal wie durch ein Wunder geschenkte Frau ruhigen Herzens verlassen konnte, machte ich mich auf die Reise. Das andere preisgekrönte Drama jener Goethekonkurrenz war bereits ohne mich aufgeführt worden und hatte geringen Erfolg gehabt. Auch gegen die Patrizierin herrschte allgemeines Mißtrauen. Überdies war es eine Römertragödie. Besonders die Rolle der Heldin stellte an die Darstellerin Anforderungen, die man als maßlos bezeichnete; und es ist eben dieser schauspielerischen An-

forderungen wegen dann auch die Tragödie späterhin wenig gespielt worden; außer von der Ulrich und dem genialen Matkowsky hauptsächlich von Klara Ziegler. Letztere bewältigte die übermäßigen Anstrengungen spielend und die Metella soll — ich habe sie niemals in dem Drama gesehen — eine ihrer Glanzrollen gewesen sein. Sie ließ sich in ihr malen und das Porträt hängt in dem „Klara-Ziegler"-Museum in Münchens Königinstraße. Sie erwarb das Stück später als ihr ausschließliches Eigentum. Ich habe die wunderliche Geschichte dieser „Erwerbung" irgendwo einmal erzählt ...

Was für ein sonderbarer Kauz ich doch war! Wie pochte mein Herz, als ich mich zum erstenmal in das Bureau des Schauspielhauses begab und dem Intendanten, Alfred Claar, mich vorstellte. Er war von berückender Liebenswürdigkeit, sagte mir jedoch, die Aufführung könne zu dem angesetzten Termin nicht stattfinden, da das Stück großer Vorbereitungen und vieler Proben bedürfe; ich sei als junger Draufgänger zügellos auf die Sache losgestürmt. Er erteilte mir den Rat, den Darstellern der Hauptrollen meinen Besuch zu machen, besonders der Künstlerin, der die Rolle der Metella zufiel. Auch wollte er mich seiner Frau vorstellen, die selbst eine Schauspielerin von Ruf war: Frau Claar-Delia. Später wurde sie meine verehrte Freundin ...

Die Darstellerin meiner Metella war die tragische Liebhaberin des Frankfurter Stadttheaters, Nina Weiße, eine Schülerin Heinrich Laubes. Ein herrliches Frauenwesen! Nina Weiße wohnte im Russischen Hof, wo sich ein wahres Gefolge um sie versammelte. Sowohl sie, wie ihre Verehrer, nahmen mich gnädig auf; ja, sie erlaubte mir, die Rolle mit ihr „zu studieren". Darunter ist zu verstehen, daß ich ihr meine Auffassung der leidenschaftlichen Frauengestalt mitteilen sollte. Man wird begreifen, daß der Neuling von einem wahren Rausch ergriffen ward. Natürlich war ich in meine Metella bis über die Ohren verliebt: die Verliebtheit des jungen Dichters, der sich selbst niemals einen Dichter genannt hatte.

Von allen Seiten kam man mir freundlich entgegen. Einige sagten mir, man rechne auf einen großen Erfolg meiner Römertragödie. Jedenfalls sei sie eine starke Talentprobe. Ich wurde in

den verschiedensten Häusern eingeführt. In besonders dankbarer Erinnerung ist mir das Haus des großen Epikers Wilhelm Jordan, des Dichters der neuen Nibelungen; ebenso das Rudolf Presbers, eines der schönsten und ehrwürdigsten Greise, deren ich mich entsinnen kann. Auch der unsterbliche Verfasser des „Struwwelpeters" Hofmann lud mich ein und viele andere Männer mit Namen und Klang, zu denen ich bewundernd aufsah. Gehörten doch Bewunderung und Begeisterung zu den Eigenschaften, die mich immer wieder beglücken und erheben. Ich konnte sie mir bis zum heutigen Tag erhalten, ein wahres Lebenselixir ...

Mit meiner Heldin und ihrem Gefolge machte ich Ausflüge in Frankfurts Umgebung. Es war Mai, deutscher Mai! In der Erinnerung erstrahlen mir jene Maientage in überirdischem Glanz. Ich war sehr glücklich, war dankbar glücklich. Alles Gute, das mir geschah, erschien mir als ein zwar schwer erkämpftes, jedoch unverdientes Glück ...

Ende Mai kam der Tag der ersten Aufführung. Die Generalprobe hatte sechs Stunden gedauert und es mußte gewaltig gestrichen werden. Jeder Strich mit dem Rotstift gab mir einen Stich ins Herz; aber ich hielt tapfer stand, litt wie ein Märtyrer, fühlte mich als Held, an Duldung so reich, wie der göttliche Dulder Odysseus ...

Man sagte mir, das Haus sei ausverkauft und die Erwartung groß. Auch das hörte ich nur wie im Traum. Gestalten, die ich in meiner Phantasie geschaut hatte, waren Wirklichkeit geworden, hatten Leben gewonnen, bewegten sich, sprachen, sprachen meine Sprache. Diese Gestalten waren wohl nicht so geartet, wie ich sie gleich Erscheinungen in mir erblickt hatte, brachten mir manche schmerzliche Enttäuschung; denn sie waren anders, ganz anders, als mein inneres Auge sie gesehen. Nur meine Heldin, meine Metella! Sie war schön, edel, stolz und sie war hinreißend. Ihre glanzvolle Erscheinung ließ mich die Schattenwesen der anderen vergessen.

Also die erste Aufführung. —

Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich mich in einem Zustand tiefster Ergriffenheit befand. Jede Stunde dieses Weihetages wollte ich heiligen. Früh am Morgen schrieb ich meiner Frau,

dann ging ich in Goethes Geburtshaus, in dem ich den ganzen Vormittag verbrachte. Das war dann freilich eine Wallfahrt, ein Pilgergang. Ich erhob meine Seele zum Gebet an den Genius der Stätte:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht —“.

Die Stunden darnach, bis es Zeit war, ins Theater zu gehen, verbrachte ich in meinem Zimmer, an mein Leben zurückdenkend und dem Schicksal dankend, das mich so wundersam geführt hatte; kam doch des Himmels liebste Tochter: Erfüllung zu mir, dem Sterblichen, herniedergestiegen ...

Das Haus war wirklich bis auf den letzten Platz besetzt und das Publikum schien allen Ernstes zu erwarten, dem zweiten Preisstück einen besseren Erfolg bereiten zu können, als jenem ersten zuteil geworden. Ich wohnte nach dieser Uraufführung meiner Patrizierin noch vielen ersten Aufführungen meiner Dramen bei. Aber ich befand mich jedesmal — auch das will ich gestehen — in einem Zustand völliger Unzurechnungsfähigkeit. Meine dramatische Produktion hatte überhaupt etwas Wunderliches. Ich schrieb meine Dramen in einem Zustand nieder, dem Delirium ähnlich! Die Gestalten drängten unwiderstehlich zu mir. Ich hätte damals jeden Monat ein Stück schreiben können, derart wurde ich von den Gebilden meiner Phantasie umdrängt, was mir, wie gesagt, Qualen verursachte. Paul Heyse hatte also mit seinem Urteil über mich recht; denn sein Ausdruck „Improvisiren“ galt wohl hauptsächlich meiner Art, Dramen niederzuschreiben. Ich entsinne mich, daß ich, der ich häufig bis zum Morgengrauen arbeitete, das häufig nur mit Eisumschlägen auf dem Kopf zu tun vermochte; denn damals litt ich an wütendem Kopfschmerz und es soll das der Grund sein, daß ich schon in meinem dreißigsten Jahr weißes Haar hatte ...

Nun zu der Erstaufführung der „Patrizierin“ in Frankfurt am Main, 1881.

Nina Weiße als Metella war herrlich, das Drama gefiel, der Beifall war übermäßig stark, fast tobend. Das Publikum mochte in dem noch sehr Unvollkommenen die Begabung erkennen und wollte

ihn ermutigen. An jenem Abend war ich noch so kindlich naiv, die Hervorrufe zu zählen. Während der Pausen lief ich von Darsteller zu Darsteller, einem jeden in überströmender Empfindung meinen Dank stammelnd. Vor meiner herrlichen Heldin, die bis zu ihrem Tod meine verehrte Freundin blieb, hätte ich am liebsten einen Kniefall getan.

Auch bei jeder späteren Aufführung meiner Stücke dankte ich den Darstellern wieder und wieder, nahm niemals einen Erfolg für mich in Anspruch; hatte stets das beschämende Gefühl, nicht genug gedankt zu haben, weder den Darstellern, noch dem Regisseur. Gern hätte ich jedem Kulissenschieber meine Dankbarkeit gezeigt.

Im Russischen Hof hatten Verehrer und Freunde der Tragödin zu ihren Ehren nach der Aufführung eine Festtafel angeordnet. Ich war geladen und erhielt meinen Platz neben der Heldin. Trotzdem war es mir qualvoll, an diesem Abend unter Menschen zu sein, bezeigten sie mir auch noch so große Güte. Auch in späteren Jahren vermied ich, eine Aufführung mit guten Freunden zu feiern. Ich verbrachte die Stunden nach der Vorstellung stets einsam mit meiner Frau, ohne deren hingebende Hilfe ich schon damals das entnervende Handwerk eines Dramatikers hätte einstellen müssen. Ihre Liebe gab mir lange Zeit immer wieder von neuem Kraft, bis diese dann doch gebrochen ward und zwar gebrochen nicht etwa durch den Mangel an Erfolg, sondern durch das Heraufsteigen einer neuen Zeit und einer neuen Kunst, mit welcher mein Wesen nichts gemein hatte . . .

So bald wie möglich entfernte ich mich auch an jenem Abend aus dem Kreise der Feiernden. Das Stück hatte bis gegen elf Uhr gedauert; so war es denn nach Mitternacht geworden, bevor ich einsam sein konnte. Die Stadt lag wie ausgestorben und ich war in den Gassen der einzige Mensch. Ich ging zum Theaterplatz, auf dem sich das Goethedenkmal erhob. Bei diesem verweilte ich. Vor Goethes Standbild leistete ich ein Gelöbnis:

Mein Leben lang alles daran zu setzen, mich selbst zu erkennen, mich nicht zu überheben, mir niemals zu gestatten, einer eitlen Regung Raum zu geben, im tiefsten Innern vor der Gottheit der Kunst

voller Demut zu sein, ihr dienend, wenn auch als einer ihrer geringen Priester ...

So gelobte ich in jener denkwürdigen Nacht vor dem Erzbilde Goethes und ich darf heute versichern, daß ich das Möglichste tat, meinem Eid treu zu bleiben.

5.

„Ich besaß es doch einmal —"

1881—82

Über München kehrte ich nach Frascati zurück. Vorher hatte ich noch ein tragikomisches Erlebnis. Die Frankfurter Blätter brachten über mein Stück überaus günstige Berichte und Frau Claar-Delia ließ mir am Morgen nach der Erstaufführung durch einen eigenen Boten melden, ich sei über Nacht ein berühmter Mann geworden.

Ein berühmter Mann —

Das will ich dahingestellt sein lassen. Und zwar durchaus nicht aus Bescheidenheit, wie man glauben könnte, sondern aus Stolz. Selbst meine Freunde wissen nicht, wie stolz ich bin. In gewisser Beziehung stolz bis zum Hochmut. Aus Hochmut habe ich mich niemals als sogenannten berühmten Mann gefühlt; aber in tiefster Demut fühlte ich mich als unwürdigen Diener der Gottheit.

Doch mein Erlebnis —

Ich verabschiedete mich von dem Intendanten, als dieser mich fragte: „Haben Sie Mut?"

Etwas betroffen erwiderte ich: „Ich halte mich nicht für feig. Inwiefern aber soll ich heute und hier Mut zeigen?"

Der freundliche Herr gab zur Antwort: „Ich frage Sie, ob Sie den Mut haben, die Urteile der Preisrichter über Ihr Stück zu lesen?"

Einigermaßen verwirrt meinte ich: „Mein Drama erhielt den Preis, es hatte Erfolg, das Publikum überschüttete mich mit Beifall. Als ich gestern abend das Theater verließ, standen an hundert Menschen wartend davor, um mich zu begrüßen. Und Sie fragen mich, ob ich den Mut hätte, das Urteil der Preisrichter zu hören? Ja, Herr Intendant, ich habe den Mut."

Also wurden mir die Urteile der Preisrichter vorgelegt. Ich las und las und erbleichte mehr und mehr. Das letzte Urteil war

ein geradezu vernichtendes. Trotzdem hatte man dem „blutrünstigen Stück" des Anfängers den Preis erteilt; trotzdem hatte es gefallen! Mich überwältigte ein Gefühl, daß ich an jenem Tage am liebsten aus dem Leben geschieden wäre. Jedenfalls war es von mir ein Wahn gewesen, daß ich Talent besäße. Talent!? Eine tolle Einbildung war's! Jenes letzte Urteil trug als Unterschrift den Namen eines von mir hochverehrten Gelehrten, dessen begeisterter Schüler ich an der Universität in München gewesen war.

Professor Michael Bernays.

Genug, ich hatte die Urteile gelesen und sie waren samt und sonders eine Verurteilung gewesen. Gern hätte ich noch einer zweiten Aufführung meines Stückes beigewohnt. Doch jetzt floh ich. Ich floh aus Goethes Vaterstadt, in der ich nicht mehr den Mut gehabt hätte, mein Auge zu seinem Standbild zu erheben. In München besuchte ich Paul Heyse. Es traf sich, daß der Dichter gerade ein neues Stück las, vor einer großen Versammlung von Freunden und Bekannten. Als ich kam, war die Vorlesung eben zu Ende. Ich wurde auf das Freundschaftlichste empfangen und Paul Heyse sagte zu mir: „Schön, daß du kommst. Hier ist jemand, der dich kennen lernen möchte."

Zugleich hörte ich eine laute wohltönende Stimme: Richard Voß soll hier sein. Wo ist er?"

Eine hohe hagere Gestalt trat mir entgegen; ich sah in ein mir wohlbekanntes durchgeistigtes Gesicht, sah zwei ausgebreitete Arme, hörte folgende Worte: „Wissen Sie, mein Lieber, daß ich Sie entdeckt habe!?"

Ich wußte es zwar nicht, hörte es jedoch jetzt; hörte, daß ich entdeckt worden sei, von — Michael Bernays!

Am nächsten Tage floh ich auch aus München, floh über den Brenner nach Rom, nach Frascati in mein leuchtendes Haus, zu meiner Frau . . .

Es kam unser dritter römischer Sommer. Seine Gluten fluteten gleich heißen Strömen über uns hin. Wir mußten uns gegen die Hitze schützen wie gegen einen Feind und das sogar auf unserer freien tuskulanischen Höhe, die seit den ältesten Zeiten den Römern als Sommeraufenthalt gedient hatte. Am unerträglichsten

war es am frühen Morgen. Etwas Warmes zu genießen war unmöglich. So entschlossen wir uns zu der sommerlichen römischen Nationalspeise als Morgenimbiß: zu geräuchertem Schinken und Feigen. Die letzteren wurden frisch vom Baum gepflückt, und ihr goldiger Saft perlte durch die geborstene schwärzlich-blaue Schale. Der römische Schinken ist eine köstliche Speise. Die Bauern aus den Abruzzen und den Sabinerbergen wissen ihn vor dem Räuchern mit den verschiedenartigsten würzigen Kräutern zu behandeln und ihm dadurch einen Wohlgeschmack zu geben, daß der selige Schwelger Lukull, der vormals an der Stätte der Villa Falconieri nicht nur als großer Feldherr, sondern auch als großer Lebenskünstler geweilt hat, diesen Schinken auf seiner weltberühmten Tafel sicher nicht verschmäht hätte.

Bereits in erster Frühe mußten Türen und Fenster dicht verschlossen werden, um den Gluten nach Möglichkeit zu wehren. Tiefe Dämmerung erfüllte das Haus. Da ich das fahle Helldunkel nicht vertragen konnte, rettete ich mich in den Schatten der Steineichen oder hinauf an den Zypressenteich, der so gewissermaßen mein sommerliches Arbeitszimmer bildete. Erst nach Sonnenuntergang wurden Läden und Fenster geöffnet und ein Durchzug hergestellt, daß jedes Stück Stoff sich in eine Windfahne verwandelte.

Kam ich nach Rom, so fand ich es dort häufig kühler als auf unserem Berge; spendeten doch die engen Gassen erquickenden Schatten. Ich saß vor dem Café Aragno und genoß das römische Sommerleben, das von eigenem Zauber war. Die deutschen Künstler, die über den Sommer in Rom blieben, sprachen davon in Verzückung. Frug ich sie jedoch: „Könnt Ihr denn auch gut arbeiten?“ so verneinten sie dies, gewöhnlich über solche Zumutung empört. Nein, arbeiten konnten sie bei solchen afrikanischen Gluten nicht; aber herrlich war es doch! Den halben Tag suchten sie Kühlung im Tiber, und kam die Nacht, so war es vollends eitel Wonne des Südens. Auf der Piazza spielte bis Mitternacht die städtische Kapelle. Die guten Römer saßen vor den Cafés, aßen Gefrorenes, schlürften Eislimonade, Mandelmilch, Sorbett und es ergab sich reichliche Gelegenheit zu heimlichem Liebesspiel mit jungen und älteren Schönen, die freilich von ihrer Familie aufs ängstlichste behütet wurden. Gott Amor

blieb indes trotz aller Bewachung Sieger. Er war eben ein Gott . . .

Jeden späten Nachmittag unternahm ich auf meinem Pferd weite Ritte. Die Parkanlagen der Villa Falconieri, zu denen auch die der Villa Rufinella gehörten, waren so umfangreich, daß ich mein Tier stundenlang so zu sagen auf eigenem Besitz tummeln konnte. Das war eine Lust! Es ging hügelauf, hügelab, über Wiesen, Weidegründe und durch Waldungen nach Tuskulum hinauf. Dort oben war ich vollends daheim. Es verging nahezu kein Tag, an dem ich nicht von Tuskulum aus in der Bucht von Tolfa die Sonne untergehen sah, Tag für Tag ein neues Schauspiel. Die Farben dieser Sonnenuntergänge waren Orange und Purpur, Gelb und Scharlach, Gold und Violett; oft schienen Himmel und Erde in Flammen zu stehen. Womöglich noch wundersamer war die Dämmerung. Der Himmel loderte noch in Gluten, während das Felsengebirg als riesenhaftes veilchenfarbenes und ultramarinblaues Phantasiegebild emporwuchs. Wenn es längst tiefe Nacht geworden, glühte noch immer das Himmelsgewölbe, durch dessen Brand die Gestirne aufsprühten . . .

Und bei diesen Sonnenuntergängen das Meer —

Ich konnte die Wellen bei Ostia aufleuchten sehen; konnte an seinem über fünfzehn Kilometer entfernten Gestade jede einzelne Baumgruppe erkennen. Die Campagna offenbarte mir ihre Wunder niemals in solcher Herrlichkeit, als wenn im Sommer hinter dem Ciminiwalde die Sonne unterging. Dann funkelten die antiken Ruinen und mittelalterlichen Kastelle, und jede Falte der unabsehbaren Weite enthüllte sich dem staunenden Blick. In solchen Stunden mußte ich immer wieder des Spaziergangs im Faust gedenken; nur daß das Schauspiel mehr als ein Symbol war; jedesmal ein Erlebnis . . .

Als der Herbst kam, dehnte ich meine einsamen Ritte immer weiter aus. Im Molaratal kannten mich die Hirten und auch sie nannten mich bei dem Namen, unter dem ich in Frascati bekannt war: Sor Riccardo. Ich befreundete mich mit dem Landvolk, hörte aus seinem Munde von seinen Freuden und Leiden, teilte mit den Leuten ihr Mahl, lernte sie kennen, lernte sie nicht nur lieben, sondern, wie ich schon sagte und wie ich wiederholen möchte — lernte sie

schätzen. Es war freilich nur ein Volk von Weinbauern und Hirten ...

Zu Frascati gehören mehrere Klöster. In unvergleichlicher Lage befinden sich das Kloster der Kapuziner, unterhalb der Villa Rufinella und das reiche Kloster der Camaldolenser, unmittelbar unter dem Burgfelsen von Tuskulum. In beiden Heiligtümern war ich oftmals zu Gast und häufige Gäste waren die frommen Väter und Brüder bei mir. Prachtvoll nahmen sich die Camaldolenser in ihren weißen wallenden Gewändern aus, wahrhaft königliche Gestalten befanden sich unter ihnen. Das umfangreiche, zum Kloster gehörige Gebiet sollte, so erzählte man mir, eine große Anzahl verschütteter Antiken in sich bergen. Ja, man behauptete, die Mönche hätten gelegentlich einer Baumpflanzung eine Grotte entdeckt, in nächster Nähe ihres Heiligtums, angefüllt mit Statuen: als Tuskulum einstmals von den Römern belagert ward, hatten die Bewohner ihre Kunstwerke in dem unterirdischen Gewölbe geborgen und so vor dem Feind gerettet. Man überbrachte dem Pater Superior die Nachricht von der Entdeckung, aber er sah in den schönen nackten Marmorleibern höllischen Teufelsspuk, befahl, das Gewölbe sogleich zu verschütten, und ließ die Brüder schwören, die heidnische Gruft keinem Christenmenschen zu verraten. Da das Kloster an einer besonders bedeutungsvollen Stelle der antiken Stadt liegt, im Bezirk der Stadtmauer, zwischen Burg und Stadtquelle, und da in dem Klostergut noch niemals Nachgrabungen gemacht wurden, so ist kaum zu bezweifeln, daß sich daselbst eine Fundgrube antiker Herrlichkeit befindet ...

Vertraulicher als mit der frommen Gemeinde der so feierlich Gewandeten gestaltete sich mein Verkehr mit den Vätern und Brüdern des Kapuzinerklosters, hoch über der Villa Falconieri gelegen, von silberigen Ölwäldern umgeben. Über einen der dienenden Mönche, Fra Rocco, schrieb ich eine eigene Erzählung; nur daß ich dem Helden einen anderen Namen beilegte: „Der gute Fra Checco." Wort für Wort dieser Erzählung beruht auf Tatsachen, wie denn so ziemlich alles, was ich über Frascati und die Albanergebirge berichtete — es füllt Bände — kaum etwas Erdichtetes enthält; ich lebte eben unter dem Volk und kannte es.

Wenn mir die Ehre zuteil ward, von meinen guten Freunden, den Kapuzinern, zum Essen geladen zu werden, war ich teils sehr erfreut, teils recht besorgt. Meine Freude galt der Freundlichkeit der guten Väter und den mittelalterlichen Klosterbräuchen, die während der Mahlzeit im Refektorium streng nach der Regel geübt wurden, so daß ich mich gut in längst vergangene Zeiten zurückträumen konnte; meine Sorge betraf die Speisen, die mir zu Ehren von besonderer Reichlichkeit und Güte waren. Sie waren nämlich furchtbar! Furchtbar die noch nicht flüggen Tauben, die, schlecht gerupft, in Öl gebraten wurden: in ranzigem Öl!! Furchtbar die Makkaroni in ähnlicher Zubereitung, mit schlechtem Käse vermengt! Furchtbar die anderen Gerichte, von denen ich bisweilen nicht wußte, woraus sie eigentlich bestanden. Dabei saß ich an der mit Blumen geschmückten Ehrentafel mutterseelenallein, abgesondert von den Tischen der übrigen; und die Augen aller waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf mich gerichtet: ob ich auch recht viel aß, ob ich es mir auch recht gut schmecken ließ? Oft trat mir unter den erwartungsvollen Blicken meiner gütigen Wirte der Angstschweiß auf die Stirn, bis unsere vortreffliche Rosa, die Stütze unseres Hauses, auf den Einfall kam, sich mit Fra Rocco in ein heimliches Einvernehmen zu setzen. Fortan galt ich bei meinen frommen Freunden für magenkrank und durfte nur Ei und Salat genießen. Und der Salat der Kapuziner, aus neunerlei Kräuterarten gemischt, war etwas Köstliches. Von da ab konnte ich mich daher ungetrübten Gemütes jeder Einladung freuen, und diese Freude währte durch Jahrzehnte . . .

Überaus vergnüglich war die Weise, in der ich für die klösterlichen Gastmähler dankte: Das ganze Kloster ward eingeladen. Unter den Steineichen wurden lange Tafeln aufgestellt, mit Blumen und Gewinden festlich geschmückt und in mächtigen Schüsseln die Gerichte aufgetragen. Die Hauptspeise bildeten stets die auf die verschiedensten Arten zubereiteten Makkaroni, bald mit Bratentunke oder mit Tomaten, mit Schwämmen oder mit Geflügellebern, statt des Öls mit guter Butter, statt des Ziegen- oder Schafkäses mit köstlichem Parmesan; Delikatessen, die sich die guten Brüder nicht gestatten konnten. Wie sie es sich aber auch schmecken ließen! Selbst Neapolitaner

wären nicht imstande gewesen, größere Quantitäten ihres leidenschaftlich geliebten Nationalgerichts zu vertilgen, als es die Mönche taten. Auch an Wein wurde nicht gespart. Es gab den berühmten „Vino di Frascati" ungemischt in allen Sorten. Und welches Bild boten die guten Kuttenträger auf dem blumigen Rasen unter den Wipfeln der Steineichen in ihren dekorativen Gewändern! Dem Mahl folgten, von den Jungen, den „Studenti", ausgeführt, allerlei Lustbarkeiten: Ballspiel und Wettläufe. Hierbei erwies sich mancher zukünftige Prälat in seiner schlanken Jugendlichkeit so beweglich wie ein Ephebe des göttlichen Hellas.

Eine Kehrseite hatten diese harmlosen Festlichkeiten aber doch. Jedesmal versuchten übereifrige katholische Gemüter mich zu ihrem Glauben zu bekehren. Sie sagten mir ins Gesicht hinein, ich sei ein Ketzer, der einst unfehlbar brennen würde, bedrohten mich mit den gräßlichsten Höllenstrafen und nannten unseren Martin Luther nie anders als „questo diavolo". Als ich ihnen eines Tages entgegnete, was sie wohl sagen würden, wenn ich in solcher Weise von einem ihrer Heiligen spräche, erwiderten sie mir in aller Seelenruhe lächelnd, das seien eben Heilige und es sei selbst für einen Ketzer ein Ding der Unmöglichkeit, anders von ihnen zu reden, als mit größter Ehrfurcht. Und Martin Luther blieb für sie der Teufel allerschwärzester ...

Auch mit den Honoratioren Frascatis pflegten wir freundschaftlichen Verkehr. Die Gastmähler, die wir diesen Herrschaften gaben, waren für meine Hausfrau sowohl, wie für mich mühsam und weit weniger erfreulich. Es mußte strenge Rangordnung eingehalten werden und der Gerichte mußten eine Menge sein. Ein Braten folgte dem anderen, eine Nationalspeise der anderen. Und die Weine! Da ich auch in Frascati zu keinem Zecher geworden war, mußte ich die Auswahl der Getränke meinen Frascataner Freunden überlassen; ist doch jeder Frascataner ein großer Weinkenner und das schon von Kind an. Da wir nicht wieder eingeladen wurden, erhielten wir statt dessen von allen Geschenke. Wir bekamen fette Kapaune und Truthühner, Wachteln und Drosseln, Spanferkel und Wildschweine, Froschschenkel und Muscheln aus dem Fusanersee, eingemachte Früchte und getrocknete Feigen, ganze Körbe voll köstlicher Trauben, von den Fiaschi edelster Weine zu schweigen. Diese Spenden freundlicher

Menschen gehörten zur römischen Gastfreundschaft und wurden von uns dankbar empfangen . . .

Eines Tages ritt ich nach Rom, um einen Freund zu besuchen. Ich verspätete mich, so daß ich erst nachts heimkehrte. Auf diesem nächtlichen Ritt beschäftigte mich der Plan zu einem Drama. Ich versank so in Gedanken, daß ich weder auf den Weg, noch auf mein Pferd achtete. Es herrschte matter Sternenschimmer, der den Gegenständen etwas Gespenstisches gab. Plötzlich scheute mein Rappe und eben so plötzlich lag ich am Boden, ohne Bewußtsein.

Wie es weiter mit mir ward, kann ich nicht sagen. Mein Tier mußte gutmütig bei mir stehen geblieben sein; des Wegs daher kommende Landleute mußten mich gefunden und leidlich zur Besinnung gebracht haben. Sie hatten mich dann wohl einfach auf das Pferd gesetzt, mir die Zügel in die Hand gegeben und mich meinem Schicksal überlassen. Den Reiter im Sattel fühlend setzte das gute Tier seinen wohlbekannten Weg fort.

Mit mir aber war Seltsames vorgegangen, davon der Eindruck heute noch nicht verblaßt ist.

Ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand, wußte nicht mehr, wer ich war.

Mein Gedächtnis war wie ausgelöscht, Vergangenes und Gegenwärtiges in Nacht gesunken.

Allmählich überfiel mich qualvolle Angst. Ich versuchte mir zurückzurufen, wer ich wäre und wie ich hieße? Durch die krampfhaften Bemühungen, mich zurecht zu finden, steigerte sich mein entsetzlicher Zustand von Minute zu Minute. Ich wußte nur, daß ich noch ein Mensch war, daß ich noch lebte, mich auf dem Rücken eines Tieres befand, das ein schwarzes Ungetüm zu sein schien. Es trug mich von woher nach wohin?

Dieser Zustand mochte eine Stunde gedauert haben, bis ich mich darauf besonnen hatte, mein Name sei Richard Voß, ich sei nach Rom geritten und kehre von Rom zurück. Dieses Bewußtsein dämmerte mir jedoch mit qualvoller Langsamkeit. Bei dem fahlen Licht der Gestirne erkannte ich die Häuser einer Stadt. Ich wußte aber nicht, welcher Stadt?

Inzwischen trabte mein Pferd weiter und weiter, trug mich brav

nach Hause zurück, wo meine Frau mit unseren Dienstleuten in größter Erregung wachte und wartete. Ich konnte ihr noch zurufen, sie möchte nicht erschrecken, mir wäre unterwegs ein kleiner Unfall begegnet. Gleich darauf verlor ich von neuem die Besinnung, glitt aus dem Sattel, und lag lange Zeit an einer Gehirnerschütterung darnieder.

Ich war schon häufig mit dem Pferde gestürzt, sollte später noch öfter stürzen, da ich, wie schon gesagt, ein sehr schlechter und dabei ein tollkühner Reiter war. Aber das Gespenstische jenes Nachtrittes durch die Campagna konnte ich lange Zeit nicht verwinden.

6.

Winter in Rom

1882

Für den nächsten Winter nahmen wir in Rom ein Absteigequartier, in dem wir einige Monate verbrachten. Die Wohnung lag in der Via Ripetta, nahe bei Piazza del Popolo. Wir lernten in dieser echt römischen Behausung, deren Salon in allen nur erdenklichen Farben prangte, das Leben eines römischen Kleinbürgers in allen Höhen und Tiefen kennen. Unser Wirt war ein kleiner Beamter am Vatikan, eine kümmerliche erbarmenswürdige Gestalt, auf der das Dasein schwer lastete. Jeden Tag, bevor er sein Amt antrat, mußte er bereits in den ersten Morgenstunden für den Haushalt die Einkäufe besorgen, die er in einem großen bunten Baumwolltuch eigenhändig seiner Familie in die Küche trug. Jedesmal hörten wir gleich darauf eine schrille Frauenstimme durch die Wohnung gellen. Es war die Dame des Hauses, die ihren Eheherrn mit Vorwürfen überhäufte, weil er entweder nicht das Richtige oder viel zu teuer eingekauft hätte. Dieser Auftritt erfolgte Morgen für Morgen, wahrscheinlich während des ganzen Ehelebens des Armen, der die Demut in Person war. Seine Gemahlin lag bis Mittag im Bett, trank im Bett ihren mit einem gezuckerten Eigelb gemischten Kaffee und erschien erst zur Colazione in einem Morgenkleid von zweifelloser Unsauberkeit. Dieses Kostüm wich nachmittags einem Prachtgewande, gekrönt von einem Riesenhut mit gewaltigen Straußfedern. Signora fuhr Korso! An bestimmten Abenden der Woche empfing sie in ihrem Salon. Dieser Raum war womöglich noch grellfarbiger als unser Wohnzimmer, von einer wahrhaft grotesken Geschmacklosigkeit. Die anwesenden Freunde der Familie machten bei einem Glas Limonade und etwas Gebäck Konversation. Unter den Versammelten befand sich der Hausfreund, ein junger, eleganter Herr, der nach mittelalterlichem

Brauch den Ehegatten vertrat, nicht ohne Belohnung in jeder Gestalt.

Der Sohn des Hauses war ein prachtvoller Jüngling und ein ebenso großer Lump. Dieser junge Herr war viel zu hoch geartet, um einen Beruf zu ergreifen, gestattete dagegen seinem alten Vater, für ihn zu arbeiten, lebte wie die Lilien auf dem Felde und ließ im übrigen liebenswürdige Frauen für sich sorgen, den Freund seiner Mutter als Vorbild nehmend. Zwei bereits erwachsene und der Liebe bedürftige Töchter wußten von diesen Verhältnissen und nahmen sie als etwas Selbstverständliches hin. Diese reizenden Wesen hatten nur einen einzigen Lebenszweck: einen Mann zu bekommen. Um dieses Ziel zu erlangen, wurde alles nur Erdenkliche aufgeboten. Dieser ehrenwerten Familie will ich gern zugeben, daß sie zu den Ausnahmen bürgerlicher Kreise gehörte. Freilich bestätigen Ausnahmen die Regel.

Wir sahen nun viele Menschen. Ferdinand Gregorovius empfahl uns seinen Freunden, die zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der deutschen Gesellschaft gehörten, der aristokratischen sowohl, wie der geistigen. Der Salon der liebenswürdigen „Idealistin" Malwida von Meysenbug stand uns offen, die Fürstin Wittgenstein war nach wie vor meine gütige Gönnerin, empfing mich um vier und meine Frau um fünf Uhr nachmittags. Zu der Lebenskunst der seltsamen und seltenen Frau gehörte, daß sie ihren großen Freund Franz Liszt gern von weiblicher Anmut umgeben sein ließ.

Franz Liszt besuchte auch uns. Er gab in der Villa d'Este Konzerte, zu denen wir geladen wurden, um in dem Landhause des alten, ruhmreichen Fürstengeschlechts Unvergeßliches zu erleben.

Durch meinen Freund Stephan Sinding, den Bildhauer, fanden wir Zutritt in die skandinavische Kolonie. Das waren ungewöhnliche Menschen, viele darunter Gestalten von Ibsenscher Wesenheit. Besonders die Frauen. Den stärksten Eindruck empfing ich von Ibsens Schwiegermutter, Magdalena Thoresen. Sie trug eine Art von weißem Schleiertuch, das ihr noch immer schönes Gesicht einer Holbeinschen Madonna ähnlich machte. Man sagte mir, sie hätte Ibsen leidenschaftlich geliebt und diese Empfindung immer noch nicht überwunden. Als Gattin eines Pastors lebte sie im höchsten

Norden. Das Kirchspiel des Geistlichen befand sich auf einem kleinen Eiland, darauf kein Baum und kein Strauch wuchs. Die Gemeinde dieses Verkündigers der Gottheit wohnte zerstreut auf anderen kleinen Inseln und bestand aus armseligen Fischern. Ihr treuer Hirt besuchte sie bei Sturm und Wetter. Seine junge Frau begleitete ihn auf diesen Fahrten, von denen jede eine Todesfahrt sein konnte. Durch ihr einsames Leben hoch oben wurde die Frau Schriftstellerin. Was sie schrieb, war wie die Natur jener nordischen Welt und diese Natur war geisterhaft und großartig, grausam und gewaltig.

Magdalena Thoresen hatte zufällig meine beiden unseligen Jugendbücher gelesen — sie waren, wie ich bereits berichtete, anonym in der Schweiz bei Schabelitz erschienen — und sie hatte mich an der Art meiner Diktion als deren Verfasser erkannt. Ich erschrak, als Frau Thoresen in einer großen Gesellschaft sich plötzlich erhob und mir zurief: „Sie sind es, der die ‚Scherben‘ geschrieben hat!“ Ich bekannte mich dazu und glaubte, die Entdeckerin meiner literarischen Jugendsünde würde sich nun von mir abwenden. Meine Überraschung war groß, als das Gegenteil erfolgte ...

Die erste Begegnung mit Magdalena Thoresen fand im Salon von Marie Colban statt. Auch Marie Colban war Schriftstellerin. Sie hatte in Paris gelebt und brachte Pariser Sitten nach Rom. In ihren recht bescheidenen Wohnräumen in einer Seitenstraße der Via Babuino waren sämtliche Lampen mit rosigen Seidenschleiern umhüllt. In dieser Dämmerung schwanden die Gäste zu Schatten dahin; nur die Flamme der Teemaschine verbreitete eine schwache Helle. Ungewöhnlich schien mir auch die Gewohnheit meiner nordischen Freunde, während ganzer Nachmittage langatmige Reden zu halten, häufig politischen Inhalts. Plötzlich tauchte in dem Zwielicht eine Gestalt auf und begann zu sprechen. Ein anderer Schatten antwortete und diesem folgte ein dritter ...

Auch Henrik Ibsen lebte damals in Rom in der Via Capo le case und auch ihn lernte ich kennen. Ein wortkarger Jupiter des Geistes, wirkte er in seinem tiefen Schweigen gar gewaltig auf mich. Was mir in späterer Zeit ein Bekannter von ihm erzählte, will ich hier berichten.

„Nora“ war seit langem erschienen, die Diskussion darüber geschlossen. Ibsen ging mit seinem Bekannten in Rom auf dem Korso. Sein Begleiter, ein Landsmann des Dichters, merkte plötzlich, daß der sonst so Verschlossene in heftige Wallung geriet. Plötzlich blieb Ibsen wie angewurzelt stehen und blickte unverwandt auf eine ihm entgegenkommende junge Frau. Nach römischer Sitte trug die Betreffende keine Handschuhe. Zu seinem Erstaunen gewahrte der Begleiter Ibsens, daß der Dichter seine Blicke starr auf die ungewöhnlich ausdrucksvolle schlanke und vornehme Hand der jungen Frau gerichtet hielt. Sie ging an den beiden vorüber, da faßte Ibsen heftig des Norwegers Arm und sagte mit vor Erregung fast erstickter Stimme: „Solche Hand hat meine Nora!“

Man stelle sich vor: ein Dichter schaut mit seinem inneren Auge seine Gestalten mit solcher Wirklichkeit, daß er weiß, wie sogar ihre Hände beschaffen sind. Jahre vergehen! Nach Jahren begegnet ihm eine ihm völlig Unbekannte und er erkennt in deren Hand die Hand seiner Heldin: „Solche Hand hat meine Nora!“

Ein mehr als eigentümlicher Salon war der einer gewissen Gräfin Hugo, einer Nichte Viktor Hugos. Die Dame suchte uns auf und bat uns, an Stelle eines zeremoniellen Gegenbesuches zu ihrem nächsten Abend zu kommen. Ahnungslos nahmen wir an und fanden —

In dem Palazzo, den die Nichte des großen Dichters bewohnte, waren sämtliche Räume unmöbliert: Schulden halber von dem Gerichtsvollzieher an dem nämlichen Tage ausgeräumt — wie uns die Gräfin selber lachend erzählte. Eine glänzende Gesellschaft war versammelt; als Sessel und Tische dienten Kisten; Livreebediente servierten Gefrorenes, Limonaden, Gebäck und kandierte Früchte. Die Damen waren in großer Toilette, mit Perlen und Juwelen behangen, die Herren im Gesellschaftsanzug. Niemand schien sich zu wundern, jedermann war mehr als vergnügt. Am ausgelassensten benahm sich die gepfändete Wirtin selbst, deren fünfzehnjähriges Töchterchen, eine Gestalt von entzückender Holdseligkeit mit der Unschuld eines Engels, unter allen diesen Menschen harmlos heiter sich tummelte. Der Sekt floß, rauschende Musik ertönte, ausgelassener Tanz begann.

Aber da entfernten wir uns.

Eine der merkwürdigsten Frauen, mit welcher wir uns während dieses römischen Winter anfreundeten, war die dänische Malerin Jerichau, Gattin des berühmten Bildhauers, Mutter bildschöner Töchter und genialischer Söhne. Genialisch war sie selbst, die Angelika Kaufmann jener Zeit. Da sie ihre gesamte Familie erhalten, infolgedessen sehr viel malen mußte, wurde sie in ihrer Kunst später etwas sehr äußerlich. In ihrem Atelier, in einem Palast an Piazza del Popolo, herrschte ein Künstlerleben, das gleichfalls zu den Dingen gehört, die in Rom nicht wiederkommen. Sie gab internationale Feste, deren etwas allzu starke Boheme viel von sich reden machte.

Frau Jerichau gehörte zu den Intimen, die uns wöchentlich in der Villa Falconieri besuchten und uns halfen, ein heiteres, bewegtes Leben zu führen, an Eindrücken und Anregungen fast überreich.

Mit einem Sohn der Künstlerin sollte mir später Wunderliches widerfahren. Dieser Sohn, ein schöner, blasser Jüngling mit dunklem, wirrem Gelock und dem flackernden Blick eines Fieberkranken, war das Urbild von Jonas Lies „Geisterseher". Torwald Jerichau hatte etwas Heidnisch-Poetisches. Die ganze Natur war für ihn mit Geistern erfüllt. Jeder Berg besaß seinen eigenen Dämon, jeder Baum seine Dryade. Auf unseren gemeinsamen Wanderungen in Bayern beschwor er häufig die Geisterschar, von der er sich beständig umgeben fühlte. Zum Glück blieb mir, dem Unfaust, die Geisterwelt verschlossen.

Bei seinem Besuch in Berchtesgaden befand ich mich mit diesem sonderbaren Schwärmer an einem Spätherbst in einer Hütte des Hochgebirges: nur er und ich. Ein orkanähnlicher Sturm umtobte das einsame Haus. Es war Nacht und wir hatten kein anderes Licht, als das verlöschende Herdfeuer. Da kam es über den Geisterseher. Totenblässe bedeckte sein Gesicht und mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen rief er aus, ihn umdrängten die Geister Gestorbener und stellten ihn zur Rede!

Nun kamen schauerliche Stunden. Denn es währte Stunden, bevor die Geister von dem Lebenden abließen, dessen ekstatischer Zustand in einer Weise zunahm, daß ich jeden Augenblick den Ausbruch des Wahnsinns befürchtete. Dazu das Heulen des Sturmes und

ich mit ihm in einer Alpenöde allein, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt ...

... In der deutschen Kolonie in Rom verkehrten wir wenig. Ich war dem deutschen Künstlerverein beigetreten, mußte jedoch sehr bald erkennen, daß seine Art nicht die meine war. Also zog ich mich, gleichfalls nach meiner Art, sehr bald zurück. Auch auf dem Kapitol machten wir keinen Besuch. Ich hörte, in welcher Weise meine lieben Landsleute den Botschafter umdrängten, und wollte nicht gleichfalls Bedränger sein.

Viel und gern weilten wir in dem Hause des Botschaftsarztes Dr. Erhardt. Ich liebte diesen ausgezeichneten Mann und ich liebte ihn nicht nur deshalb, weil er meiner Frau das Leben gerettet, sondern seine sanfte Güte und edle Menschlichkeit zog mich zu ihm. Sein mit Kunstschätzen gefülltes gastfreies Haus bildete den Versammlungsort aller Deutschen mit geistigen Interessen. Ferdinand Gregorovius war dort Hausfreund. Dieser Gelehrte, der zugleich ein Dichter war, wurde stets von einer Schar anbetender, meistens wenig jugendlicher Damen belagert. Ich verehrte in ihm nicht nur den großen Historiker und unerreichbaren Meister landschaftlicher Schilderungen seines heilig geliebten Italiens, dessen Verrat er nicht überlebt hätte, sondern auch den feinen Menschen, und bedauerte, wenn Übelwollende ihn belächelten und ihm Eitelkeit vorwarfen. Stets fand ich ihn vornehm und edel. Einen ähnlichen Eindruck erhielt ich von dem Grafen Schack, über den ich viel Nachteiliges hören mußte. Sehr gegen meine Natur war mir das Wesen von Hans von Marées. Er galt für ein wahres Wunder von Genie, übte auf seine Schüler einen faszinierenden Einfluß, benahm sich mit einem mir unerträglichen geistigen Hochmut ...

Eine der ursprünglichsten Persönlichkeiten der deutschen Künstlerschaft in Rom war damals der Bildhauer Joseph Kopf. In diesem Künstler verband sich persönliche Eigenart mit starker Begabung. Er war eng befreundet mit dem Maler Lindemann-Frommel, mit dessen allzu effektvollen römischen Landschaftsbildern Paul Heyse in seiner Einleitung zu meinem „Hamlet von Tuskulum" meine eigenen römischen Schilderungen verglichen hat. Der Bildhauer Kopf, der Maler Lindemann-Frommel, der Arzt und Menschenfreund Erhardt

und Ferdinand Gregorovius bildeten eine unzertrennliche Viereinigkeit, die bis zum Tode der Freunde andauerte. Die Tochter Dr. Erhardts, Jella, war eine berühmte Schönheit, die wie eine Königin Hof hielt. Trotz dieser Huldigungen blieb sie in ihrem Wesen ebenso einfach, wie sie anmutig war . . .

Von immer neuen Menschen, bedeutenden Männern und liebenswerten Frauen müßte ich aus jenem römischen Winter berichten; denn der Fremdenstrom, der Rom überschwemmte, flutete beständig auf und ab. Jede neue Woge brachte irgendeine hervorragende Persönlichkeit. Der Salon von Malwida von Meysenbug war international. Die liebe Idealistin wohnte auf dem Esquilin und mir sollte in unmittelbarer Nähe ihres Hauses etwas geschehen, das leicht zu meinem frühen Ende hätte führen können.

Auf dem Esquilin befanden sich zu jener Zeit Weinfelder und Wiesengründe, mit Hirten und weidenden Herden. Einige dieser idyllischen Fluren lagen unmittelbar über den Ruinen von Neros „goldenem Hause," in dessen Unterbauten bereits zu Raffaels Zeiten die berühmten „Grotesken" entdeckt wurden. Da in der labyrinthischen Unterwelt nächtliche Finsternis herrschte, hatte man, um Licht und Luft in die Unterbauten zu bringen, Schächte eingeführt. Diese Schachte hatten oft Kirchturmhöhe. Um Menschen und Tiere vor einem Absturz zu schützen, waren die Öffnungen von einer niedrigen Brüstung umgeben. Eines Nachmittags wollte ich die gute Malwida besuchen, fand sie nicht zu Hause, begab mich auf einen der Weideplätze über den neronischen Bauten und warf mich in der Nähe einer der Lichtschächte ins Gras. Unmittelbar vor mir stieg das Kolosseum auf, dem geborstenen Rand eines Kraters gleich. Ich hatte zur Linken den Lateran, vor mir den Aventin mit seinen Kirchen und Klöstern, zur Rechten das Forum mit Palatin und Kapitol. Weiterhin erblickte ich den Janikulus und den Vatikan mit St. Peter. Es war jenes Rom, das der, der es einmal sah, nicht wieder vergessen kann, nach dem er sich zurücksehnt bis zu seiner Todesstunde . . .

Mein Tod war mir damals nahe und zwar in Gestalt eines jungen Kohlenbrenners aus Rocca di Papa. Ich sah die Albanerberge mit ihren schimmernden Städten mir gegenüberliegen — sah mein leuchtendes Haus mit seinem schattenden Steineichenhain, sah

die Burg von Tuskulum. Der junge Mensch hatte aus seinem Heimatsdorf — das auf dem Rücken des Monte Cavo zu mir herüberdunkelte — nach Rom Kohlen gebracht, war das erstemal in der großzen Stadt und von ihrer Herrlichkeit wie betäubt. Auf irgendeine Weise geriet er auf die einsame Höhe, gewahrte mich, streckte sich neben mir aus und begann unter leidenschaftlichen Gebärden den Eindruck zu schildern, den Rom auf ihn machte. Am heftigsten bewegten ihn die Läden der Juweliere mit ihrem reichen Goldschmuck und ihrer funkelnden Juwelenpracht in den Auslagen. Als ich mich entfernen wollte, bemerkte er an meiner Hand einen Ring mit einem Edelstein und plötzlich wurde der Mensch wie von Raserei gepackt. Er stürzte sich auf mich und wollte mir den Ring rauben. Ich ballte die Hand und es begann zwischen uns ein Kampf, in dem ich unterliegen mußzte. Während des so ungleichen Ringens drängte mich der junge Mensch, den wohl nur eine augenblickliche Versuchung zum Banditen machte, gegen die Brüstung jenes furchtbaren Abgrundes. Bereits lag ich mit halbem Leibe darüber, fühlte bereits aus der Tiefe die feuchte Kälte mich anwehen, wissend, der Abgrund würde mein Grab sein. Im letzten Augenblick gelang es dem Angreifer, meine geballte Faust zu öffnen und mir den Ring zu entreißzen.

Wie es dann weiter geschah, habe ich an anderer Stelle erzählt . . .

Diesem Abenteuer möge der Bericht einer nächtlichen Wanderung folgen, von mir in dem nämlichen Winter gemacht.

Es war Karneval. Seit Jahren war in Rom diese tolle Zeit die Verzerrung aller Lebensfreude geworden, in Wahrheit deren Karikatur. Aber in der kleinen Künstlergemeinde, in der ich lebte, sollte der Karneval trotzdem feierlich begangen werden, freilich auf etwas andere Art, als die der Römer war. Wir wollten einen Bacchuszug veranstalten und in der Nacht des Vollmonds unter Evoerufen und dem Gerassel der Tamburine über das Forum ins Kolosseum ziehen. Auch ich wollte Bacchant sein, so wenig das zu meinem Wesen paßzte.

Nun bedurfte ich zu meinem Kostüm der Efeuranken, womit ich mich bekränzen wollte. In Frascati wuchs die bacchische Pflanze

mit ihren schwärzlichen Trauben besonders üppig. So fuhr ich nach Frascati, um mir auf Tuskulum meinen Schmuck zu holen. Am Abend sollte in einem Saal der Via Babuino ein Fest stattfinden, auf dem ich mich in meiner Verwandlung vom modernen Menschen zum Jünger des großen Gottes zeigen wollte.

Beladen mit dem herrlichen Rankenwerk, begab ich mich von Tuskulum hinab auf die Station, die damals noch tief unten in der Ebene lag, um mit dem letzten Zug nach Rom zurückzufahren. Ich versäumte ihn und kam auf den törichten Einfall, zu Fuß zurückzukehren; sollte das Fest doch erst, römischer Sitte gemäß, gegen zehn Uhr abends beginnen. Also würde ich auch zu Fuß noch immer zu rechter Zeit dort sein.

Ich befand mich noch auf der Frascataner Höhe, als es Nacht ward; eine stürmische, mondlose Nacht. Plötzlich begann meine Phantasie zu arbeiten. Tolle Gedanken bemächtigten sich meiner und ließen sich nicht zurückdrängen. Ich erinnerte mich verschiedener Überfälle, die erst vor kurzem auf der nämlichen Landstraße geschehen waren, und wurde von der sinnlosen Einbildung ergriffen, ich würde in dieser Nacht überfallen, ausgeraubt und ermordet werden. Es stand bei mir fest, daß Banditen mir auflauerten und man mich am nächsten Morgen als blutigen Leichnam finden würde. Dabei schleppte ich mich noch immer mit dem Efeu, von dem ich auch für gute Freunde mitgenommen hatte . . .

Die Finsternis wurde immer dichter, das schwarze Gewölk senkte sich immer tiefer herab, Nebel stiegen auf. Plötzlich gewahrte ich hart an der Landstraße eine regungslose Gestalt: meinen Mörder! Es fiel mir nicht ein, umzukehren oder auf sonst eine Weise zu versuchen, dem Tode zu entrinnen; auch jetzt noch hielt ich krampfhaft das Gerank umfaßt.

Die dunkle Gestalt vor mir regte sich immer noch nicht. Seltsamerweise kam ich ihr nicht näher und ich sah sie doch deutlich, unmittelbar am Wege, dem Nebel enttauchend.

Da sich das Geschick an mir erfüllen mußte, wollte ich ihm wenigstens rasch erliegen.

Ich warf den Efeu fort und begann zu laufen. Fast hätte ich dem Regungslosen zugerufen: „Ich komme! Mach schnell ein

Ende mit mir!" Aber noch immer blieb die Erscheinung auf rätselhafte Weise mir fern, als würde sie mir beständig entrückt.

Endlich erreichte ich sie!

Der vermeintliche Straßenräuber und Meuchelmörder erwies sich als eine niedrige Zypresse, die hart am Wege stand und durch die hin und her ziehenden Dünste etwas Gespenstisches angenommen hatte.

Also sollte ich am Leben bleiben, sollte meine Frau wiedersehen! Wie sie auf mich warten würde! Ich wußte schneller gehen, mußte laufen. Und so lief ich denn.

Als ich Rom erreichte, fand ich in der häßlichen Vorstadt des Lateran das tollste, das widerlichste Faschingstreiben. Die Bevölkerung schien von Raserei erfaßt und ganz Rom in ein Irrenhaus verwandelt. In den Garküchen brieten in schlechtem Öl Fische und allerlei Gebäck; Broccoli und Artischocken wurden zu „fritto misto" zubereitet, wüste Stimmen erschollen. Ein Frauenhemd galt für einen Maskenanzug, Pulcinellis umringten mich, umheulten mich mit Fistelstimmen, wollten mich am Weitergehen verhindern. Teufelsfratzen grinsten mich an. Ein Hexensabbath wurde unter den Steineichen bei loderndem Feuer auf dem Lateranplatz gefeiert.

Ich eilte und eilte; denn meine Frau erwartete mich in wachsender Angst.

Endlich Santa Maria Maggiore! Auch hier kein Wagen, auch hier die Tollheit eines Narrenhauses.

Ich eilte weiter! Durch Via Quattro fontane und Piazza Barberini.

Überall Masken, Gekreisch, Getöse! Am Korso sperrte mir eine dichte Menge den Weg, so daß ich einen großen Umweg machen mußte, um unsere Via Ripetta zu erreichen.

Endlich zu Hause; endlich bei meiner Frau!

Ein Fieber brach aus, aber ich war auf der römischen Landstraße nicht ermordet worden.

7.

Sommer in der Villa d'Este

1881—82

Nach diesem römischen Winter der tuskulanische Frühling in all seiner überschwenglichen Herrlichkeit! Wieder die Veilchengefilde von Tuskulum; wieder die Narzissenwiesen im Molaratal — wieder auf allen Höhen, in allen Tiefen der Ginsterzauber, über des Wanderers Haupt als blühende Lohe zusammenschlagend.

Im Hochsommer mußten wir dieses Jahr für einige Zeit die Villa Falconieri verlassen; die Fürstin Lancelotti bedurfte unserer Wohnung für ein Mitglied ihrer Familie als Villeggiatur. So bezogen wir ein zweites Mal die Rosenvilla, und zwar dieses Mal den ersten Stock, das appartamento nobile. Es waren edle Räume, die Decken von Domenichino ausgemalt. Besonders ein Traum Jakobs von der Himmelsleiter mit der auf- und niedersteigenden Engelschar war von ergreifender Stimmung; ebenso ein Opfer Abrahams.

Unser Schlafgemach war das des letzten Stuart. Die vier Wände des saalähnlichen Raums bedeckte eine eigentümliche Tapete: auf einen Grund von weißem Wollstoff waren bunte Ornamente gestickt, häufig von bizarrer Erfindung. Man sagte mir, eine Marchesa Muti habe ein Gelübde geleistet, die Wandverkleidung zu Ehren irgendeines Heiligen eigenhändig zu sticken, falls ihr Anliegen an den himmlischen Fürsprecher in Erfüllung gehen sollte. Dies geschah, und die fromme Dame begann ihre Arbeit, zu der sie ein Menschenleben gebraucht haben muß. Hoffentlich erhielt sie für ihre künstlerische Ungeheuerlichkeit unter den Seligen einen bevorzugten Platz.

Von der Tür des Wohnzimmers trat man auf einen Altan, stieg einige Stufen hinab und befand sich auf jener großen rosenumblühten Terrasse, an deren Ende der Steineichenhain lag, die Bühne unserer ehemaligen Tassoaufführung und anderer Festspiele.

In diesem Sommer war die Hitze so groß, daß zwischen Frascati und Rom eine dichte Dunstschicht lagerte, aus der bisweilen am frühen Morgen die Peterskuppel hervorragte. Über dem von der Morgenröte beleuchteten Gewölk schwebend, war die in Purpurglanz strahlende Wölbung von wahrhaft wunderbarer Mystik. Sie erinnerte mich immer von neuem an einen Riesenkelch, den unsichtbare Hände über der ewigen Stadt hoch emporhoben, als hätten himmlische Heerscharen in diesem Gral das in Rom vergossene Blut christlicher Märtyrer gesammelt.

Auch im nächsten Sommer mußten wir unsere Wohnung in der Villa Falconieri der Besitzerin für ihre Verwandten räumen. Aber auch dieses Mal blieben wir, wenn auch nicht in Frascati selbst, so doch in nächster Nähe dieser mir zur zweiten Heimat gewordenen und geliebten Stätte.

Bei der Fürstin Wittgenstein hatte ich die Bekanntschaft des Kardinals Hohenlohe gemacht, nicht des Besitzers, wohl aber des Bewohners der Villa d'Este in Tivoli. Zufällig erfuhr der Kirchenfürst, daß wir einen Sommeraufenthalt in der Nähe Roms suchten, und hatte die große Güte, uns eine Wohnung in der Villa d'Este anzubieten. Einen Sommer in dem Landhause der d'Este zuzubringen, erschien mir überaus reizvoll und mit Dank nahm ich das Anerbieten an. Meine Freude wurde dadurch erhöht, daß wir in dem „appartamento Liszt" untergebracht werden sollten; also in den Räumen, die durch die Gegenwart dieses großen Genius und gütigsten aller Menschen geweiht waren. Der Kardinal sagte mir: „Liszt befindet sich gegenwärtig in Budapest, und ich ließ die Wohnung für den Herzog Paul von Mecklenburg herrichten, der in der Villa zum katholischen Glauben übertreten sollte ... Der Aufenthalt des Herzogs hat sich zerschlagen; also stelle ich Ihnen die Wohnung zur Verfügung; ich hoffe, Sie werden sich bei mir behaglich fühlen und in Tivoli gute Tage verleben. Übrigens werden wir uns jede Woche sprechen; denn ich brauche jeden Sonnabend die Schwefelbäder bei der Hadriansvilla in der Campagna und verweile nach dem Bade am Sonntag in der Villa. Auf gutes Wiedersehen!"

Mit unseren treuen Frascataner Dienstboten übersiedelten wir nach der Sabinerstadt an der Felsenschlucht der brausenden Aniofälle,

hoch über der Campagna und den Ruinen der Hadriansvilla. Eine Ruine war freilich auch der weltberühmte Sommersitz der d'Este. In dem ganzen Riesenbau herrschte Verfall, breitete Moder und Verlassenheit sich aus, bis zur Trostlosigkeit traurig. Die wohnlichsten Räume waren die unseren im höchsten Stockwerk. Sie stießen an eine lange offene, schmale Galerie mit dem Blick auf Rom; tief unter mir lag die Campagna, und ich mußte mich erst gewöhnen, die Terrasse zu betreten, ohne Schwindel zu empfinden. Aber welch einen Ausblick bot sie! So umfing mich denn auch dieses Mal ein Zauber ...

Die für den Herzog Paul von Mecklenburg neu eingerichtete Wohnung, von Franz Liszt seit zwei Jahrzehnten bewohnt, war auch jetzt noch von einer fast dürftigen Einfachheit. Aber gerade ihre Einfachheit hatte etwas Bewegliches. In den Fächern des Schreibtisches, an dem er gearbeitet hatte, fand ich ganze Pakete uneröffneter Briefe an den Meister, die ich dem Kustoden übergab, einem alten Mann, der mir viel von dem „Signor Abbate" erzählte, von seiner Güte, Bedürfnislosigkeit und Frömmigkeit. Auch im Winter stand Liszt beim Morgengrauen auf, um in der unmittelbar neben der Villa gelegenen Kirche die erste Messe zu hören. In den ersten Tagen, da unsere Wirtschaft noch nicht eingerichtet war, wollten wir auswärts speisen, jedoch nicht den weiten und heißen Weg durch die ganze Stadt zum Gasthof der Sibylle machen; ich fragte daher den Kustoden nach einer nahegelegenen Trattoria. Der Mann sagte: „Speisen Sie doch, wo der Herr Abbate zu essen pflegte."

Ich erkundigte mich: „Führte der Maestro denn nicht eigene Wirtschaft?"

„Der Herr Abbate speiste stets in dem Albergo, das zu besuchen ich den Herrschaften riet."

Wir fanden eine Art von Volksküche, deren Gerichte kaum zu genießen waren. Und in diesem elenden Gasthof hatte Franz Liszt Jahr für Jahr gegessen! Meine Bewunderung für den seltenen Mann ward zur Ehrfurcht! Trotzdem aber gingen wir den nächsten Tag, der sommerlichen Hitze ungeachtet, zur Sibylle, freilich voller Scham über unsere Verwöhnung ...

Die Gärten der Villa d'Este haben einen Weltruf. Gleich



Der Aufgang zum Zypressenteich in der Villa Falconieri

schwarzen Riesensäulen steigen die Zypressen auf. Einige der mächtigen Stämme waren vom Blitz getroffen worden und zersplittert. Franz Liszt hat mir in der Villa d'Este seine Komposition vorgespielt: „Die Zypressen der Villa d'Este".

Auch das war etwas Unvergeßliches gewesen. Während Liszt am Klavier saß, blickte ich durch die offenen Fenster auf die herrlichen Bäume hinab. Von dem Rund aus, das die feierlichen Baumpyramiden bilden — in ganz Italien sind nur die von Michelangelo im Klostergarten der Dominikaner zu Rom gepflanzten Zypressen von ähnlicher Erhabenheit — führt es zum Palast steil empor; Terrasse nach Terrasse, Wasserwerk auf Wasserwerk, Grotte auf Grotte, Lorbeergang auf Lorbeergang. Die Villa selbst, die sich auf der höchsten Terrasse erhebt, dient lediglich als Abschluß der Anlagen, die vom Künstler mit in die Architektur hereingezogen worden, Architektur der Renaissance! So herrlich das alles war, erkannte ich sehr bald das durchaus nur Dekorative des Ganzen, und daß ein Wohnen an der berühmten Stätte eine arge Enttäuschung bringen mußte. Die Wasserwerke glichen der Villa: auch sie waren Ruinen, und die versickernden Gewässer verursachten in den Gärten Feuchtigkeit und Moder, so daß darin eine Fieberatmosphäre herrschte. In den Gärten selbst ließ sich kein Platz finden, der ein längeres Verweilen angenehm gemacht hätte. Köstlich war es dagegen des Morgens auf der großen Terrasse, die auch in ihrem Verfall etwas Königliches hat. Dort war der Frühstückstisch gedeckt, und dort nahmen wir unsere Abendmahlzeiten ein. Das war freilich Phantastik! Fremde besuchten Tivoli während der Sommermonate selten, und der Herr des Hauses kam nur, um am nächsten Tage wieder zu gehen. Die Güte, die der Kardinal Hohenlohe uns in Rom erwiesen hatte, setzte er in der Villa fort. Er war ein feiner ironischer Geist, von wahrhaft fürstlichem Wesen. Eines an ihm befremdete mich immer von neuem: seine allzu offenherzigen Äußerungen über vatikanische Angelegenheiten, ja, über die Person des heiligen Vaters selbst. Er haßte die Jesuiten und wurde von ihnen wieder gehaßt. Oft sprach er mir gegenüber aus: „Sie werden mich noch ermorden lassen!"

Und wieder: „Ich weiß, ich werde eines Tages ihrem Haß zum Opfer fallen!"

So soll es denn auch geschehen sein. Aus Quellen, die ich verschweigen muß, ward mir versichert, der Tod des Kardinals sei kein natürlicher gewesen und auf Veranlassung seiner Feinde durch einen seiner von ihm mit Güte überhäuften Beamten vollbracht . . .

Das weitaus Schönste unseres sommerlichen Aufenthalts waren die Ausflüge ins Sabinergebirge. Ich lernte dieses so gut kennen, wie es bei der herrschenden Glut möglich war. Von Tivoli aus besuchte ich zu Wagen — damals führte noch keine Bahn dorthin — Subiaco mit den Klöstern des heiligen Benedikt, ferner Olevano und lernte nicht nur die Felsennester der nächsten Umgebung, sondern auch den Monte Gennaro kennen, und zwar ritt ich bei Vollmond hinauf. Der Gipfel mußte zu Fuß erreicht werden. Ich fand ihn blau von Iris, die das graue Gestein in solcher Menge bedeckten, daß es in Ultramaringlanz strahlte. Auch durch sprießende Buchenwälder führte der Weg. Sie erinnerten an den Frühling von Bergfrieden, den ich seit Jahren nicht erlebt hatte. Buchenwälder in Italien — es war Heimatklang.

Schön waren die Wiesen des Anio mit ihren lichtgrünen Pappeln und weidenden Herden, durchrauscht von dem Silberband des lieblichsten aller Flüsse Italiens. Unvergeßlich das Tal der Licenza, die Stätte der Villa des Horaz: ferner das Dorf, in dem die schönsten Menschen des Sabinergebirges leben sollen: Saracenesco, auf steilem Fels gelegen, die Wiege der Modelle auf der spanischen Treppe.

Meine jungen römischen Künstlerfreunde besuchten mich auch in der Villa d'Este und es wurde auch in ihren Gärten allerhand Festliches veranstaltet. Eigentlich war unser ganzes Dasein ein Fest, so daß auch dieser sabinische Sommer einer ununterbrochenen Reihe von Feiertagen gleichkam. Dennoch arbeitete ich fleißig. Dramen entstanden, Romane, Erzählungen — ich spreche hier von den gesamten letzten Jahren meines römischen Aufenthaltes.

Als wir im Herbst 1882 die Falconieri wieder bezogen, überkam mich wie am Tage meines ersten Eintritts das Gefühl heißer Dankbarkeit für das Schicksal, das mir gewährte, nicht nur dort leben zu dürfen, sondern dort eine zweite Heimat zu finden. Die Frascataner nannten mich nur noch mit dem Namen, den sie mir selbst gegeben hatten: „Sor Riccardo". Ganz gegen meine Absicht begann ich populär zu werden.

Im nächsten Frühling (1883) besuchte uns Paul Heyse mit seiner schönen Gattin. Kurze Zeit nach ihrer Abreise erhielt ich, gewissermaßen als Gastgeschenk, Paul Heyses Erzählung: „Villa Falconieri", womit der Freund mich nicht nur erfreuen, sondern auch ehren wollte. Er hat niemals erfahren, daß seine Novelle uns viel Leid brachte. Der Held hatte einen lahmen Fuß wie ich, und in der Heldin glaubte man Züge meiner Frau zu erkennen; überdies waren in der Geschichte manche Einzelheiten unserer Häuslichkeit geschildert. Durch solche Unwesentlichkeiten hervorgerufen, konnte es geschehen, daß Gedankenlose oder Übelwollende meine Frau und mich in Beziehung zu der sehr peinlichen Handlung der Erzählung brachten. Bald kamen Neugierige, um das Lokal der Novelle des berühmten Dichters in Augenschein zu nehmen und womöglich Held und Heldin zu Gesicht zu bekommen. Immerhin war auch Paul Heyses Erzählung eine Verklärung der geliebten Stätte, diente daher gleichfalls dazu, im deutschen Vaterland ihren Ruhm zu verbreiten.

Und darauf kam es schließlich an.

8.

In Berlin

Winter 1883

Erstaufführungen meiner Stücke nötigten mich, im Herbst nach Deutschland zu gehen. Dieses wichtigen Anlasses bedurfte es, um mich zu zwingen, mein tuskulanisches Eden zu verlassen. Es ward mir schwer genug!

In Berlin fühlte ich mich in der ersten Zeit sehr bedrückt. Schon der Anblick der Menschen auf den Straßen erweckte in mir eine Empfindung von Niedergeschlagenheit. Während vieler Jahre hatte ich nur die edlen Gestalten des römischen Volkes gesehen; und nun erblickte ich plötzlich eine ganz andere Umwelt, gewissermaßen eine neue Menschheit. Sie zeigte sich mir auch in den Physiognomien preußischer Bürokraten und es gibt für mich keinen fataleren Typus! Zur Berliner Gesellschaft hatte ich anfangs gar keine Beziehungen, hatte mich darum auch gar nicht bemüht, wie ich das immer und überall gehalten habe. Die Bekannten meiner Mutter waren teils gestorben, teils war ihre Lebensluft eine vollkommen andere als die meine. Schmerzlich mußte ich erkennen, daß ich der Heimat fremd geworden war, denn trotz Italien war Deutschland meine Heimat, war es auch Berlin.

Dies Fremdgewordensein war durch eigene Schuld geschehen und ich litt unter diesem Bewußtsein; der Deutsche lebt eben nicht ungestraft unter Steineichen und Lorbeer. Genug, es war für mich eine traurige Wiederkehr. Und dann der nordische Winter, der graue Himmel, als ob es keine Sonne mehr gäbe.

Einer Einladung folgend besuchten wir ein Fest der Presse, kannten freilich kaum einen Menschen. Plötzlich trat eine Dame auf mich zu, jung und anmutig, in einer Toilette von ganz besonderem Geschmack. Diese reizvolle Frauenerscheinung redete mich an: „Ich weiß, wer Sie sind, und möchte Sie kennen lernen. Ich bin Frau

Anna vom Rath. Mein Vater war mit Ihnen, Herr Richard Voß, in Frankfurt, als am Stadttheater Ihre „Patrizierin“ aufgeführt wurde. Ich freue mich, Sie mit Ihrer Gattin in Berlin zu begrüßen, wohne in der Bellevuestraße und bitte um Ihren Besuch.“

Die Anmut der liebenswürdigen Frau bezwang uns.

Mehrere Jahre später sagte sie einmal meiner Frau in Bergfrieden: „Auf dem Fest, auf dem ich Ihre Bekanntschaft machte, waren zwei Frauen die schönsten. Eine davon waren Sie, liebe Freundin.“

In ihrer mit höchstem künstlerischen Geschmack ausgestatteten Wohnung empfingen uns Herr und Frau Adolf vom Rath nicht als Fremde, sondern als gute Bekannte, aus denen sehr bald Freunde wurden. Länger als dreißig Jahre sind wir Freunde geblieben. Anna und Adolf vom Rath danken wir, daß wir in Berlins Geselligkeit eintreten durften. Die mit vollem Recht berühmte Gastfreundschaft der Berliner bewahrheitete sich auch an uns. Man wartete gar nicht darauf, daß wir den ersten Besuch machten, sondern man lud uns von allen Seiten ein in Kreise, an die ich noch heute nicht ohne Bewegung zurückdenke. Eine neue Welt erschloß sich mir: Berlins geistige Welt; die geistige Welt von damals! Wir betraten sie harmlos glücklich, gleich Kindern, die das Gute und Schöne als etwas Selbstverständliches hinnehmen.

Frau Anna vom Rath und ihr Gatte verstanden mit einem erstaunlichen Talent für Geselligkeit ihr Haus zu einem „Salon“ in des Wortes bester Bedeutung zu machen. Wer im Hause vom Rath Aufnahme fand, war zugleich in Berlins guter Gesellschaft aufgenommen. Es verkehrten dort nicht nur Mitglieder königlicher und fürstlicher Häuser, sondern — und das vor allen anderen — hervorragende Staatsmänner, Gelehrte, Musiker, Künstler und Schriftsteller. Helmholtz und Mommsen, Dubois-Reymond und der Philosoph Dilthey waren Hausfreunde; und Freunde des Hauses waren Ernst von Wildenbruch und später Erich Schmidt. Dazu kam die preußische Hocharistokratie und ein wahrer Reigen anmutiger Frauen. So war das Haus vom Rath vor dreißig Jahren beschaffen und so war es noch nach dem Tode von Adolf vom Rath, dieses edlen Menschen. In seltener Weise verstand Frau Anna vom Rath, inzwischen in hohem

Alter verstorben, ihre Geselligkeit mit einer Wohltätigkeit zu vereinigen, die sich mit Recht groszen Ruhmes erfreut. Aber es war bei ihr nicht allein der Reichtum, der spendete, sondern auch ihre echte Herzensgüte . . .

Von den vielen mehr oder minder bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen ich in ihrem Hause bekannt wurde, kann ich nicht alle nennen. Es seien besonders solche erwähnt, mit denen mich eine lebenslängliche Freundschaft verband und die in irgend einer Weise auf meine Entwicklung von Einflusz waren.

Als allererste des erlesenen Kreises nenne ich Hedwig von Olfers. Für mich ruht auf dem Namen Olfers eine Weihe. Die im Hause Olfers verbrachten Stunden gehören zu meinen besten und glücklichsten. Sie waren von einer Lebensluft erfüllt, wie ich eine ähnliche nie wieder atmete! Aus dem Buch der Frau Geheimrat Abeken, einer der Töchter Hedwigs von Olfers, setzte ich diesen Aufzeichnungen ein Wort voraus, das Hedwig von Olfers zu jener Zeit über mich niederschrieb. Es ist nicht Eitelkeit, was mich veranlaszt hat, dieses Wort anzuführen, aber als ich in den Erinnerungen Hedwig Abekens die Bemerkung ihrer Mutter über mich las, hatte ich das Gefühl der Wahrheit dessen, was die edle Greisin über mich aussprach, und das Gefühl der Gerechtigkeit ihres Ausspruchs. Habe ich doch häufig zu meinem Schmerz erfahren müssen, wie oft meine Person und mein Wesen ungerecht beurteilt wurden und noch immer werden: ungerecht auch von solchen, die mich besser kennen sollten! Aber kein Ton von Bitterkeit mischt sich in diese Klage. Alles Kränkende, was mir widerfuhr, liegt weit hinter mir, wurde von mir abgelegt wie ein Gewand, das ich mit einem neuen vertauschte, mit einem reineren und helleren . . .

Die geniale Hedwig von Olfers kannte als aufblühendes Mädchen Heinrich von Kleist, der sie noch kurz vor seinem tragischen Tode aufsuchte; ihr sind die von Schubert komponierten „Müllerlieder“ gewidmet; sie war die Vertraute der Liebe des jugendlichen Prinzen von Preuszen zu der eines frühen Todes verstorbenen liebreizenden Prinzessin von Ratibor; sie war die Trösterin vieler Mühseligen und Beladenen, zu denen auch ich gehörte. So oft ich in ihrer Gegenwart weilen durfte, verliesz ich sie, ein besserer Mensch, als ich gekommen war . . .

Die zweite Tochter von Hedwig von Olfers war Marie von Olfers. Damit nenne ich den Namen eines Frauenwesens, das schon bei Lebzeiten eine verklärte Gestalt war. Von ihr ging ein Zauber aus, wie von einer Melodie, die unsere Seele erfüllt, unsere Herzen durchtönt und uns in höhere Sphären erhebt. Es war nicht nur die Dichterin und Künstlerin, die von allen, welche ihr nahen durften, geliebt und verehrt ward, sondern es war ihre ganze Wesenheit, die wie Magie wirkte. Nie wieder bin ich solcher Anmut, Güte und Unberührtheit von jedem Staub des Lebens begegnet; niemals sah ich auf einem Frauenantlitz so viel Lieblichkeit und ein solches holdseliges Lächeln. Es gab keine Dunkelheit, die von diesem lichten Lächeln nicht erhellt worden wäre. So wird Marie von Olfers fortleben im Gedächtnis der Menschen: lächelnd, lieblich und leuchtend.

Das Haus Olfers befand sich damals in der Margarethenstraße. Auch dieses Haus war ein Sammelplatz vornehmster Geselligkeit. Ich könnte eine lange Liste von Namen all' derer nennen, die an den Teeabenden im Hause Olfers erschienen. Diese unvergeßlichen Olfersschen Teeabende! An einem runden Tisch vor dem altmodischen Sofa saß die alte Exzellenz, Hedwig von Olfers, das jugendlich rosige Gesicht von einer hellfarbigen Haube ehrwürdig umrahmt. Und diese alte Freundin war Führerin und milde Beherrscherin der Geister, die sich um sie versammelten. Und welche Geister waren das! Häufig gerieten Staatsmänner und Gelehrte in leidenschaftliche Diskussionen, das Wort zu einer Verständigung nicht findend. Dieses die erregten Gemüter beruhigende und vereinigende Wort wurde fast stets von der alten Dame auf dem Sofa ausgesprochen. Schweigend hörte sie den Parteien zu, begann dann zu allerletzt: „Ja, aber ich meine doch — —"

Und nun kam von ihren Lippen das rechte, gerade das rechte Wort! Dieses Wort der Ehrwürdigen wurde auch von den Streitenden, die — ich muß es noch einmal sagen — oft bedeutende Gelehrte und Staatsmänner waren, als das rechte Wort empfunden.

Und wie einfach waren jene Teeabende, die in ganz Berlin des Ruhms genossen, eine Versammlung Auserwählter zu sein. Im Hause Olfers in der Margarethenstraße gab es noch ein Stück jenes

alten guten Berlins, das bereits im schnellen Hinschwinden begriffen war. Hedwig von Olfers hatte noch die angebetete Königin Luise von Preußen gekannt, hatte ihre Eltern auf der Flucht nach Königsberg begleitet, hatte in Heidelberg Goethe gesehen und wurde von der Luft jener vergangenen und doch unvergänglichen Zeiten wie von einer Gloriole umstrahlt . . .

Zum Tee gab es belegte Butterbrote und später eine süße Speise, von der Exzellenz eigenhändig bereitet. Ob diese süße Speise geraten sei, war für sie von größter Wichtigkeit. Und sie war stets geraten! Und jedem, der die Ehre hatte, an diesem bescheidenen Teetisch zu sitzen, schmeckte es köstlicher, als hätte er bei einem lukullischen Festmahl geschwelgt.

Die dritte Tochter Hedwigs von Olfers war die Gräfin Nina York, die Gattin eines Nachkommens des Feldmarschalls York von Wartenburg. Im Hause Olfers sah ich Max York vom Jüngling zum Manne reifen, einen Menschen ganz besonderer Art. Stets saß er unter den Gästen in sich selbst versunken, als brüte er über großen Gedanken. Sein Gesicht hatte auch als junger Mann nichts Jugendliches, sondern scharfe, fast strenge Züge. Sein Antlitz sowohl wie sein Wesen hatten etwas Eisernes. Ich wurde in seiner Gegenwart das Gefühl nicht los: dieser Jüngling wird einmal ein echter York werden, ein großer Patriot und Feldherr. Auch ein großer Mensch. Später erklang sein Name durch ganz Deutschland und ganz Deutschland trauerte um seinen tragischen Tod in China. Wäre dieser Mann heute am Leben, so besäße Deutschland an ihm wohl einen seiner größten Strategen; einen Feldherrn, unserem Hindenburg und Ludendorff an die Seite zu stellen. Das über Nacht an seinem Lager brennende Kohlenbecken brachte ihm den Tod und vernichtete eine der leuchtendsten Hoffnungen Deutschlands.

Noch möchte ich Herman Grimm erwähnen. Ich hatte seinen „Michelangelo" gelesen und wieder gelesen und fühlte für den großen Kunsthistoriker unbegrenzte Verehrung. Auch er gehörte zu den abendlichen Teegästen im Hause Olfers. In Gesellschaft umgab ihn eine Atmosphäre kühlster Zurückhaltung, vermischt mit einer oft recht scharfen Ironie. Gegen mich war der gestrenge Herr überaus nachsichtig und bald gehörte ich zu den Intimen seines Hauses. Be-

sonders große Gnade fand ich vor den Augen seiner Gattin, Frau Gisela Grimm, der Tochter Bettinas von Arnim. In dieser Frau lernte ich arnimschen Geist und arnimsches Blut kennen: Erbe und Blut der deutschen Romantik! Von Gisela Grimm und dem, was ich bei ihr erfuhr, könnte ich viele Stunden plaudern. Ich bewunderte sie; aber sie beunruhigte mich in ähnlicher Weise, wie in Rom die Fürstin Karoline Wittgenstein.

Einige Züge der seltsamen Frau möchte ich aber doch erwähnen. Wenn wir zu einer Gesellschaft im Hause Grimm geladen waren, kam es vor, daß die Hausfrau nicht erschien. Man fragte nicht nach ihr, man wußte, sie war eben nicht bei Laune, ihre Gäste zu sehen. Nach dem Abendessen konnte es geschehen, daß die Tür sich plötzlich öffnete, Frau Gisela erschien und uns irgend ein Wort zurief, ein drolliges, oder geistreiches, oder spöttisches. Gleich darauf verschwand sie wieder, um bald von neuem aufzutauchen.

Es war zur Zeit der Tragödie im Hause Putlitz. Der Freiherr zu Putlitz hatte sich getötet und durch seinen freiwilligen Tod eine unglückliche Ehe gelöst. Ganz Berlin loderte auf gegen die Urheberin des Selbstmordes, die schöne und geistreiche Nichte Giselas von Grimm, eine geborene Komtesse von Flemming, auch sie, die später berühmte Schriftstellerin, von dem Blut der Bettina von Arnim. Außer von ihrer Familie wurde die Dame nur vom Hause Olfers in Schutz genommen, für dessen milde Güte es kein Unrecht gab ... In späteren Jahren mit dem Bruder des edlen Selbstmörders, dem Generalintendanten der Hoftheater in Stuttgart Joachim zu Putlitz befreundet, vernahm ich aus dessen Munde die wahren Tatsachen jener Tragödie. Vor aller Welt sich verbergend, hielt ihre Heldin damals bei ihren Verwandten, Gisela und Herman Grimm, sich auf.

Eines Abends war ich bei Grimms geladen und auch diesmal erschien Frau Gisela nicht. Endlich öffnete sich die Tür, eine Hand winkte, und ich mußte erkennen, daß das Zeichen mir galt. Also stand ich auf und folgte der winkenden Frauenhand.

Im Nebenzimmer, dem sogenannten Berliner Zimmer, stand Frau Gisela mit einer Kerze in der Hand. Sie sprach kein Wort. Gleich einem Geist schritt sie durch das Zimmer, mir stumm bedeutend, ihr zu folgen. Wir gelangten in einen langen unerleuchteten Korridor,

auf den verschiedene Türen mündeten. Vor einer dieser Türen blieb sie stehen, öffnete die Tür, hieß mich näher treten, leuchtete mir ins Gesicht und sprach die drei Worte: „Da ist er!"

Ich sah ein Bett und in diesem ein junges Frauenwesen, gar lieblich anzusehen, das Gesicht von lichten Haaren umlockt. Erschrocken trat ich zurück. Frau Gisela schloß die Tür und ich blieb in ziemlicher Bestürzung im Korridor stehen.

Die liebliche Frauengestalt im Bette war die Gattin des edlen Selbstmörders, die Freifrau von Putlitz, spätere Frau von Heyking, Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten." ...

Durch die Häuser Olfers und Grimm trat ich in freundschaftliche Beziehungen zu der Gräfin Maximiliane Oriola und deren Söhnen. Sie dauerten bis zu dem Tode all dieser Menschen, die zu den besten unserer Zeit gehörten ...

Im Hause vom Rath saß ich eines Abends neben einer nicht mehr sehr jugendlichen Dame, deren Namen ich bei der Vorstellung überhört hatte. Gleich bei den ersten mit ihr gewechselten Worten überraschte mich der Geist der Unbekannten. Wir gerieten in ein lebhaftes Gespräch, das während der ganzen Dauer der Tafel nicht abbrach. Ohne zu wissen, wer meine geistreiche Nachbarin sei, bat ich um Erlaubnis, sie mit meiner Frau besuchen zu dürfen, was mir freundlich gestattet ward. Nach dem Essen trat ich zu der Dame des Hauses und fragte sie: „Neben wen haben Sie mich heute gesetzt? Ich meine, die Dame zu meiner Rechten. Ich bin von ihr entzückt, geradezu begeistert."

„Sie kennen Sie nicht? Aber, lieber Freund, das ist ja Babette Meyer."

„Babette Meyer?"

„Berlins geistreichste Frau, früher eine der Intimen des Hauses Bismarck. Dann erfolgte auf geheimnisvolle Weise ein Bruch, den man dem Einfluß von Frau von Bismarck zuschrieb. Aber auch jetzt noch ist Babette Meyer die Egeria eines ganzen Kreises hervorragender Geister. Ich gab sie Ihnen absichtlich zur Nachbarin. Machen Sie ihr jedenfalls Ihren Besuch. Sie werden es mir danken."

Babette Meyer bewohnte das Haus Ecke der Bellevue- und Viktoriastraße. Es war ein Haus mit einem fast feierlich schönen

Treppenaufgang, irre ich nicht, von Schinkel erbaut. Berühmt in diesem Hause war der „grüne Salon", ein überaus behaglicher Raum, dessen breite Fensterwand nach dem Tiergarten hinausging. Ich habe in diesem Hause bei meiner guten Freundin Babette viele Stunden verlebt, von denen zu erzählen ich nicht aufhören könnte. Ich spreche nicht von den vielen geistreichen Frauen und bedeutenden Männern, mit denen ich in dem grünen Salon zusammentraf, sondern ich meine jene Stunden, die ich mit Babette Meyer, der späteren Gräfin Kalckreuth, allein verbrachte.

Aber von einem Manne, den ich gleich bei erster Gelegenheit in jenem Hause traf, muß ich berichten. Denn der Mann, meine Freundschaft für ihn, meine Liebe zu ihm, nehmen in meinem Leben einen großen Raum ein.

Als ich ihn das erstemal sah, war der Eindruck nicht so, daß ich mich zu ihm hätte hingezogen gefühlt; hatte er doch etwas — ich weiß dafür nur den Ausdruck — Militärisch-Bürokratisches. Aber auch das sagt nicht, was ich meine. Dann aber sprach er und er sprach mit solcher Kraft, mit solcher Macht, daß alle anderen außer ihm für mich nicht mehr vorhanden waren. Nach Tisch geriet er mit mir in ein langes Gespräch. Nur schwer konnte ich mich von ihm losreißen.

Der Name dieses Mannes war Ernst von Wildenbruch.

Ich darf sagen, daß er zu jenen Freunden gehört, denen gegenüber ich mir ein vollkommen reines Gefühl bewahrt habe, und ich sollte doch mit ihm und durch ihn genug des Schweren erleben.

In dem ersten Bande seiner Lebensgeschichte ist irrtümlicherweise das Olferssche Haus als Ort unserer ersten Begegnung genannt. So gleichgültig dies ist, möchte ich doch aus Gründen innerer Art berichtigen, daß es Babette Meyer war, die uns zusammenführte . . .

9.

In Weimar

1884

Ich erzählte bereits von meinen Erziehern, dem Professor Riese und dessen Gattin, die ich als meine zweiten Eltern hochhielt. Als ich am Ufer der Ilm bei ihnen war, befand sich die Anstalt — sie führte den Namen „Andreas-Institut“ — in der Nähe von Bad Sulza. Später wurde sie nach Weimar verlegt. Auch hier erhob sich das Haus am Ufer der Ilm; in der Nähe der Ilmwiesen, dem Park und dem Gartenhaus Goethes, auf der lieblichen Waldhöhe, „am Horn“ genannt; auf dem Weg nach Tiefurt, gegenüber der Altenburg, in der Franz Liszt mit seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein, gelebt hat. Während all der vergangenen Jahre hatten mir meine Erzieher ihre Liebe bewahrt. Alles Schwere jener Zeit hatten sie getreulich mit mir geteilt; hatten an mich geglaubt! Noch in ihren Gräbern sei es den Lenkern meiner Jugend gedankt.

Nun kam ich nach langer Abwesenheit wieder nach Deutschland. So war es denn meine erste und liebste Pflicht, den Verehrten meine junge Frau vorzustellen. Es geschah auf der Reise von Rom nach Berlin.

Wir verlebten eine glückliche Woche mit den Freunden. Meine Frau wurde von ihnen in ihrer Selbstlosigkeit und Vornehmheit sofort erkannt: wie sie nie an sich dachte, wie sie nur für mich lebte. Dabei hielt sie sich stets im Hintergrund, wollte nichts aus sich machen, hätte jedes Vordrängen ihrer Person als ihrer unwürdig gefunden.

Wir wollten unsere Reise nach Norden fortsetzen, saßen bereits im Wagen, der uns zum Bahnhof führen sollte, als plötzlich der Adjutant des Großherzogs Karl Alexander erschien: Der Großherzog habe soeben von meiner Anwesenheit in Weimar gehört. Er habe verschiedenes von mir gelesen und wünsche meine Bekanntschaft zu machen.

Ich antwortete dem Herrn — es war Hanns Lukas von Cranach —,

wie er sehe, stände ich im Begriff, abzureisen. Doch der Herr erwiderte, er ersuche mich, meine Abreise zu verschieben und in meinen Reisekleidern mich mit ihm nach dem Schloß zu begeben. Ich ließ also meine Frau allein nach Berlin fahren und folgte dem Adjutanten nach dem von Karl Alexander erbauten Schlosse am Ufer der Ilm.

Der Großherzog empfing mich in seinem Arbeitszimmer, das noch mit der Einrichtung von Karl August ausgestattet war. Ich blieb über zwei Stunden, mußte versprechen, meine Abreise um einige Tage zu verschieben und jeden Tag auf das Schloß zu kommen. Nachmittags befand ich mich auf der Altenburg im Andreas-Institut, um meinen Pflegeeltern von dem Geschehenen Bericht zu erstatten, als der nämliche freundliche Hanns Lukas von Cranach mich wiederum aufsuchte, um mich im Auftrag seines Herrn zu fragen, unter welchen Bedingungen ich in Weimar bleibenden Aufenthalt nehmen würde? Etwa als Vorleser oder literarischer Beirat Seiner Königlichen Hoheit?

Ich mußte erwidern, daß ich in Frascati bei Rom wohnte, mich nur vorübergehend in Deutschland aufhalte und derartigen Anforderungen durchaus nicht gewachsen sei. Mit diesem Bescheid entfernte sich der Herr.

Die nächsten Tage waren für mich sehr ehrenvoll, jedoch nicht ohne Aufregung. Ich wurde täglich ins Schloß gebeten, verweilte täglich mehrere Stunden bei dem hohen Herrn, wurde abends zur Tafel geladen und immer von neuem auf das gütigste aufgefordert, in Weimar bleibende Stätte zu nehmen. Gerade die große Güte machte es mir peinlich, immer wieder ablehnen zu müssen. Ich reiste dann nach Berlin und erhielt bereits nach einer Woche eine Einladung des Großherzogs, nach Weimar besuchsweise zu kommen. Gerührt von so viel unverdienter Huld, begab ich mich nach Weimar zurück, wo der Großherzog im „Erbprinzen" für mich Wohnung bestellt hatte, mich gleich nach meiner Ankunft aufs Schloß beschied, mich noch am Tage meiner Ankunft im „Erbprinzen" besuchte und mich während der ganzen Zeit dieses zweiten Aufenthalts in Weimar mit Huld überschüttete.

Ich blieb eine volle Woche. Der Großherzog begab sich mit mir nach Belvedere, zeigte mir Park und Schloß und erzählte mir seine

Erinnerungen, die ein Stück Weltgeschichte waren. Er fuhr mit mir nach Tiefurt, durchstreifte mit mir den Park, führte mich an alle Stätten, die durch Weimars klassische Zeit geweiht waren, lud mich daselbst zu einem Frühstück ein — bei dem nur er und ich anwesend waren — mit derselben Speisenfolge eines Mahls, wie es die Herzogin Amalie für Herder und Wieland in Tiefurt gegeben.

Das größte Erlebnis jener Tage aber war der Besuch des Goethehauses, damals dem Publikum noch unzugänglich. Der Großherzog machte den Führer, wie er es später noch häufig tat. Mit dem Schüler Eckermanns und Sorels schritt ich von Zimmer zu Zimmer. In jedem Gemach verweilten wir lange Zeit, und auch in diesen Räumen erzählte mir der Herr seine Erinnerungen an Weimars geistigen Fürsten.

Von seiner Mutter geleitet, war er in das Kämmerlein, das ein Heiligtum deutscher Nation ist, an das Sterbebett Goethes getreten, dessen olympische Hoheit im Tode er mir schilderte. Aber auch des lebenden Goethe erinnerte er sich noch genau. Frau Ottilie war seine gute Freundin gewesen, und Goethes Enkel nannte er seine Jugendgefährten. Der eine derselben, Wolfgang, stand ihm besonders nahe. Ein überfeiner Geist und wunderlicher Kauz war dieser Enkel: — „weh dir, daß du ein Enkel bist!" — damals noch am Leben, bewohnte er in dem großväterlichen Haus in strenger Abgeschlossenheit die Mansardenzimmer.

Ungemein mächtig wirkten diese Eindrücke alle auf mich. Ähnliches wiederholte sich in dem Palais der Herzogin Amalie, im Schillerhaus und in Goethes Garten an den Ilmwiesen. Zu allen diesen Stätten geleitete mich der gütige Fürst, beständig in mich dringend, ich möchte in Weimar in seiner Nähe weilen, ein von mir unmöglich zu erfüllender Wunsch.

Jeden Abend zur Tafel geladen, war ich schon während meines ersten Aufenthalts der Frau Großherzogin vorgestellt worden und hatte von dieser wahrhaft fürstlichen Frau den stärksten Eindruck gehabt. Von den beiden Prinzessinnen Töchtern war die älteste, Marie Alexandrine, mit dem Prinzen Heinrich Reuß, jüngere Linie, vermählt; die jüngere, Elisabeth, war noch unverheiratet, und ich hatte ihr gegenüber die Empfindung, daß sie die wahre Tochter ihrer

Mutter sei. Größeres zum Ruhm der Prinzessin, die mir bis zu ihrem viel zu früh erfolgten Tode eine gütige Gönnerin blieb, läßt sich nicht sagen.

Auch „Erbgroßherzogs" wurde ich vorgestellt und wurde auch von diesen beiden überaus gütig empfangen. Ein größerer Gegensatz als Vater und Sohn ließ sich nicht denken. Aber der Sohn war nicht minder ein ausgezeichneter Mensch wie der Vater; nur daß er von anderer, ganz anderer Art war. Seiner und seiner Gemahlin gleichfalls viel zu früher Tod sollte für mich in späterer Zeit die völlige Lösung von Weimar bedeuten.

Weniger freundlich, vielmehr sehr unfreundlich, gestaltete sich meine Aufnahme bei der Hofgesellschaft. Sie mochte denken: Was soll dieser junge Mensch bei uns? Gewiß will er irgend etwas und ebenso gewiß wird er dem Großherzog eine neue Enttäuschung bereiten. Und in welcher auffallenden Weise zeichnet der hohe Herr den Mann aus! Welches sind seine Verdienste? Wie kommt er zu dieser Bevorzugung? Er hat zwar keine schlechten Manieren; aber — genug, wir wollen ihn nicht.

Sie wollte mich nicht, die Weimarer Hofgesellschaft, und sie hat mich auch später nicht gewollt; hat mich mit Ostentation abgelehnt; gerade deshalb mit Ostentation, weil der Großherzog wünschte, sie sollte sich gegen mich wohlwollend bezeigen.

Nun war ich ein vollkommen freier Mensch, und in meinen Beziehungen zu Weimar, die ein Menschenalter hindurch andauerten, hat mich die Ablehnung jener Herrschaften auch keinen Augenblick beirrt. Ich wollte von Weimar nicht nur nichts, sondern ich habe vieles abgelehnt: vielfache Ehrungen, die des Großherzogs Güte mir wollte zuteil werden lassen. Von allen diesen Dingen habe ich übrigens noch allerlei zu berichten ...

Ein zweites Mal nach Berlin zurückkehrend, wurde ich sehr bald von neuem nach Weimar berufen. Der Großherzog wünschte mich als Dichter näher kennen zu lernen. Also mußte ich ihm dieses und jenes meiner Dramen vorlesen. Er wünschte die Aufführung verschiedener Stücke an seinem Theater. Nun muß ich sagen, daß der damalige Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters, Baron von Los, sich durchaus freundlich gegen mich erwies, und das wohl nicht nur, weil es der

Wunsch seines Herrn war; denn ein gutes Verhältnis zwischen mir und dem verdienstvollen Mann blieb bis zu seinem Tode bestehen.

Es war ein großes Erlebnis, als in Weimar mein erstes Drama aufgeführt wurde. Lebhaft erinnerte ich mich meiner Ritte von dem Ufer der Ilm bei Sulza nach dem Ufer der Ilm bei Weimar, um ein Stück von Schiller oder Goethe zu sehen; erinnerte mich auch lebhaft jener Vorstellung des „Götz", in welcher ich im Reitkostüm aus braunem Samt, gestiefelt und gespornt, mit Byronkragen und lose gebundener roter Krawatte, auf der rechten Seite des ersten Ranges erschienen war, zur Empörung eines titularen Hofadels. Gelegentlich erzählte ich dem Großherzog, daß jener phantastische Jüngling, nach welchem er damals durch seinen Husaren sich erkundigen ließ, meine Person gewesen, und wir lachten herzlich darüber.

Was jener ersten Aufführung meines Dramas eine besondere Weihe gab, war, daß der Vorstellung meine geliebten Pflegeeltern beiwohnten; nicht nur sie, sondern das ganze Andreas-Institut. Mein Stück hatte Erfolg, und groß war der Stolz des ganzen Instituts auf seinen ehemaligen Schüler. Die Zöglinge blickten voller Scheu zu mir auf und konnten nicht begreifen, daß ich, der ich einer der ihren gewesen, ein — Dichter sein sollte.

Von diesem ersten nordischen Winter, teils in Berlin, teils in Weimar verbracht, muß ich auch das noch berichten:

Es war der Großherzog Karl Alexander, der Enkel Karl Augusts, der mit mir in die Fürstengruft niederstieg und an dessen Seite ich an den Särgen Goethes und Schillers verweilte.

An manchen anderen Särgen sollte ich später in der nämlichen Gruft stehen.

Voll tiefer Trauer spreche ich heute aus, daß ich in Weimar überhaupt nur noch Gräber besitze.

Ein großes Stück meines eigenen Lebens liegt gleichfalls eingesargt und begraben in Weimar.

10.

Wieder im Frieden der Berge

Sommer 1884

Weil wir uns nun doch einmal im Norden befanden und weil ich die römischen Sommergluten nicht ertragen konnte, begaben wir uns nach Berchtesgaden auf unseren Landsitz.

Gegen Ende unseres ersten Berliner Winters geschah unser Aufbruch ziemlich plötzlich, soviel des Freundlichen wir von unseren Freunden auch empfangen hatten. Einer von ihnen, der Baron Roberts, ein feiner Schriftsteller und feiner Mensch, besuchte mich eines Tages und legte mir die befremdliche Frage vor: „Sagen Sie, lieber Voß, liegt Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin daran, Ihre Stellung in der Berliner Gesellschaft zu behaupten?"

Meine Erwiderung lautete: „Ich weiß von keiner Stellung in der Berliner Gesellschaft und wünsche durchaus nicht, eine Stellung in der Gesellschaft einzunehmen oder gar eine solche zu behaupten. Was also meinen Sie mit Ihrer etwas eigentümlichen Frage?"

„Ich kam, um Ihnen einen guten Rat zu erteilen."

„Also raten Sie mir."

„Ich rate Ihnen, sich nicht so einfach zu geben, wie Sie es tun. Die Berliner verlangen — sagen wir — eine gewisse Pose. Sie sind viel zu liebenswürdig. Auch weiß Ihre Gemahlin so gar nicht — wie soll ich es nennen? — sich in Szene zu setzen. Man muß hier verstehen, etwas aus sich zu machen. Sehen Sie doch andere Männer und Frauen an, die Lieblinge der Berliner Gesellschaft sind. Sehen Sie, wie diese es anfangen, Bevorzugte nicht nur zu werden, sondern auch zu bleiben. Sehr bald wird man hier Ihrer gewohnt und überdrüssig werden; daher mein guter Rat; denn ich versichere Sie meiner aufrichtigen Freundschaft."

Ich dankte dem aufrichtigen Freund für seinen freundlichen Rat und — wenige Tage darauf reisten wir ab ...

Mehrere Jahre war ich nicht in Bergfrieden gewesen. Aber immer hatte ich an das von Buchen und Tannen umschlossene Haus auf stiller Waldwiese gedacht; hatte immer meine Liebe zu dem Hause empfunden, bisweilen mich auch wohl danach gesehnt, so glücklich ich mich in meiner zweiten, meiner römischen Heimat fühlte. Jetzt kam ich und —

Deutscher Frühling, wie bist du so heilig schön!

Da waren sie wieder, die gelben und blauen und roten Matten; wieder die sonnendurchglühten, smaragdgrünsprießenden Buchen- und Ahornwälder; wieder die starren, stolzen Alpenriesen, die Gipfel mit funkelnden Schneekronen bedeckt, während in den Tälern der Frühling seinen triumphierenden Einzug hielt.

Über den Königssee fuhr ich nach St. Bartholomä, und der Donner der niedergehenden Lawinen war die Frühlingsmusik der Alpen, eine gewaltige Symphonie.

Hinter dem Obersee befindet sich eine wundersame Flur mit einer einsamen Hütte. Die Alm liegt eingebettet zwischen mächtigen Tannen in der Felsenschlucht der Teufelshörner hart am Seeufer und führt den eigentümlichen Namen „Fischungel". Diese Hütte hatte ich in früheren Jahren öfter im Frühling bezogen und darin mit einem Diener gehaust, auch das ein Kapitel aus meinem phantastischen Leben. Denn phantastisch genug war dieser Aufenthalt im südlichsten Winkel der deutschen Alpenwelt.

In aller Herrgottsfrühe badete ich im Obersee und begann darauf meine Wanderungen. Sie führten mich durch die „Saugasse" zum Funtenseetauern hinauf, oder über die Sagereckerwand zum Grünsee, oder durch die Röth zur Regenalm und auf die Gotzen. Auf der Gotzen wohnte ich in jenen jungen Jahren jeden Hochsommer wochenlang ebenfalls in einer Sennhütte, und nicht genug kann ich sagen, wie herrlich es dort oben ist, hoch über dem Königssee, gegenüber den Watzmannwänden, vor sich die „Übergossene Alm" wie ein ausgebreitetes gewaltiges schneeweißes Tafeltuch der Götter.

Auf der „Salet", der Alm zwischen Königssee und Obersee, befanden sich damals nur zwei Hütten, von denen die eine unserem Nachbarbauern gehörte. Etwas später entstand in der Nähe der Schiffsl ände ein drittes Gebäude, ein sogenannter Kaser. Das kleine

bäuerliche Haus erhob sich neben einem mächtigen Felsblock, auf dem eine hohe Buche als Wahrzeichen der Gegend emporragte. Man konnte glauben, der Felsblock sei ein Altar und der ehrwürdige Baum dem Genius der Stätte geweiht. Dieses Haus kaufte der Herzog von Meiningen für seine Gemahlin, die Freifrau Helene von Heldburg.

Es war damals die große Zeit der „Meininger". Ich hatte in Berlin ihre Aufführungen gesehen und bin der Meinung, daß wir heute nichts Ähnliches besitzen. Selbst der berühmte Max Reinhardt, der „Napoleon der Bühne", kann sich, was Kunstsinn, Zusammenspiel der Künstler, Bühnenstimmung und Bewegung der Massen anbelangt, mit dem größten Bühnenkünstler, dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, nicht vergleichen. Nun war meine Gönnerin Malwida von Meysenbug mit der Freifrau von Heldburg bekannt und hatte dieser von mir geschrieben. Auch gab sie mir einen Empfehlungsbrief für die Gemahlin des Herzogs mit, über die ich von allen Seiten hörte, sie sei nicht nur eine edle, sondern auch eine bedeutende Frau.

Ich sandte den Brief der lieben Idealistin an seine Adresse und erhielt gleich darauf eine Einladung zu einem Nachmittagstee auf der Salet. Auch dieser Tag gehört zu meines Lebens großen Schicksalstagen ...

Ich fuhr über den See und sah vom Hause her eine hohe Gestalt herabsteigen, jeder Zoll ein Fürst. Eine wahrhaft königliche Erscheinung trat mir am Ufer entgegen, das Gesicht mit großen, edlen Zügen, das Haupt schon damals kahl, der Bart bis auf die Brust niederwallend.

Der Herzog empfing mich mit unvergeßlicher Güte und stellte mich sogleich seiner Gemahlin vor. Ich stand vor der Freifrau von Heldburg und dachte: Ich glaube wohl, daß die Menschen recht haben und du nicht nur eine edle, sondern auch eine bedeutende Frau bist. Und du bist eine sehr kluge Frau. Was für Augen du hast! Junge dunkle, leuchtende Augen! Möchtest du gegen mich so gütig sein, wie du edel und klug bist.

Und sie war gütig gegen mich, und das gleich in erster Stunde: gleich in der ersten Stunde ward mir in dem kleinen Hause auf der

engen Alpenflur, am Strand des Königssees, warm ums Herz. Glücklich fühlte ich mich gleich in erster Stunde! Welche Menschen bewohnten aber auch das Haus, das nur eine Hütte war! Und wie war diese eingerichtet! Als hätte die berühmte Bühnenkunst der Meininger das Haus der Stimmung des Ortes angepaßt. Das Speisezimmer hatte eine helle Vertäfelung aus Lärchenholz, als einzigen Schmuck ringsum auf breiten Borden das Tafelgeschirr aus einer Meiningenschen Fabrik: rosiges Gerank auf weißem Grund. Um den grünen Kachelofen des Wohnzimmers lief eine Bank, wie sie in eine oberbayerische Bauernstube gehört; jedes Gerät, auch das allergeringfügigste, war dem Stil des Hauses angepaßt. In schönen Majolikavasen und alten Bleikrügen blühten Alpenblumen, und ein Schrank aus Fichtenholz enthielt eine kleine ausgewählte Bibliothek. Die eine Tür des Speisezimmers führte unmittelbar in die ländliche Küche, die andere, dieser gegenüber, direkt ins Freie hinaus. Jenseits der Matte und der blaugrünen Flut des Königssees stieg in ungeheuren Steinmassen der Watzmann auf, Buchen kränzten die Ufer und auf der Halde zwischen den Seen lagen die Felsstücke eines vor vielen Jahrhunderten niedergegangenen Bergsturzes verstreut. Riesentannen wuchsen darauf. Es war eine Szenerie, als kämen die alten Heidengötter der Germanen aus ihren Wolkenhöhen niedergefahren und durchschritten die Flur zum Kampf mit einem Geschlecht von Riesen . . .

Jene erste Begegnung mit dem Herzog Georg und der Freifrau von Heldburg gestaltete sich für mich so günstig, daß ich gleich in erster Stunde aufgefordert wurde, schon in den allernächsten Tagen wiederzukommen, und zwar des Mittags. Ich hatte ein Drama geschrieben: „Alexandra“. Dieses Drama sollte ich vorlesen. Das war für mich kein Geringes. Ich wußte freilich, daß es mehr aus Güte für mich als aus Interesse für mein Stück geschah. Aber ich kam, las, wurde angehört und das Stück sofort zur Aufführung angenommen.

11.

Auf der Wartburg

Herbst 1884

Im Herbst dieses in Bergfrieden verbrachten Sommers wurde ich für die Dauer des Hoflagers auf die Wartburg geladen.

Herbst auf der Wartburg!

Das war wieder ein Zauber, der den Staunenden umfing. Ich behielt von jenem ersten Herbst auf der Wartburg, wie überhaupt von allen Herbsttagen, die ich durch viele Jahre auf der Burg der heiligen Elisabeth und Martin Luthers erlebte, die Erinnerung an eitel Glanz und Glück; Glanz in der herbstlichen Natur und Glück über das, was ich in jenen Herbstzeiten erleben durfte ...

Eines Septembertages auf der Burg eintreffend, fand ich den Hof noch nicht anwesend. Den fremden Gast bewillkommnete eine Familie, deren Namen ich ohne Rührung nicht nennen kann. Sie bestand aus dem Kommandanten der Wartburg, Schloßhauptmann von Arnswald, aus seinem Sohne Ernst und seiner Tochter Berta.

Daß es solche Menschen gab! Nur in dem geweihten Bezirk der Burg konnte dies der Fall sein. Es waren nicht nur unbeschreiblich gütige, sondern auch unglaublich weltentrückte Menschen, aus umdunsteten Tiefen auf Bergeshöhen gehoben. Und diese Bergeshöhe war Deutschlands Nationalheiligtum! Wenn man diesen Menschen über andere etwas Ungünstiges, Unlauteres oder gar Böses mitteilte, sahen sie den Berichterstatter ganz erschrocken an und fanden keine andere Erwiderung als: „Das kann doch wohl nicht möglich sein!"

Diese Grundgütigen also empfingen den Ankömmling, von dem sie nichts anderes wußten, als daß er Gast ihres Fürsten sei. Und wie empfingen sie ihn! Mit einer schlichten, selbstverständlichen Herzlichkeit, wie sich das bei ihnen eben von selbst verstand. Sie führten mich in die mir bestimmten Wohnräume über den ehemaligen Gefängnissen. Ich fand sie äußerst behaglich; auf allen Tischen blühten

in schönen Gefäßen Thüringens Herbstblumen. Gleich in der ersten Stunde meiner Ankunft fühlte ich mich heimisch, als sei ich ein langjähriger Freund des Hauses Arnswald.

Die Wohnung des Schloßkommandanten war ein Stück echter Wartburgromantik. Sie lag im Ritterhause: in dem nämlichen Hause, das Martin Luther als Junker Jörg beherbergt hatte und in dem sich also das Lutherzimmer befindet. Kein Gerät in der Wohnung des Kommandanten, das der Burg nicht würdig gewesen wäre! Als Reliquie aus den Zeiten deutscher Romantik hing in einer Fensternische die Laute Wolframs von Eschenbach. Und welch ein Blick von hoch herab über den Burgwall und die herbstlich bunten Waldungen, hinunter nach Eisenach und weit darüber hinaus ins Thüringer Land! Auch dieses liebe liebliche Thüringer Land war für mich ein Stück Heimatland.

Ein zweiter Gast war mit mir auf der Burg eingetroffen: Geheimrat von Rittgen. Dieser Herr war der Wiederhersteller der Burg, leider nicht ein sehr glücklicher. Es war ein ältlicher, sehr freundlicher Herr, mehr Bureaukrat als Künstler.

Nach dem Abendmahl saßen wir in dem Arbeitszimmer des Kommandanten beisammen, eine Bowle wurde gebraut und es ging ans Erzählen: Geistergeschichten der Wartburg! Auf der Burg der heiligen Elisabeth sollte die böse Frau von Orlamünde spuken und sonst allerlei Gespenstergelichter sein Wesen treiben. Der Vorgänger des gegenwärtigen Kommandanten war dessen Bruder, Bernhard von Arnswald, gewesen, der zu den letzten deutschen Romantikern gehörte. Unter ihm hatte der Wiederaufbau der Burg begonnen. Er war der Freund der edlen Herzogin von Orleans gewesen, die unten im Schloß in Eisenach residiert hatte; überhaupt der Freund und Ritter vieler hoher und schöner Frauen. Ganze Legenden waren über ihn verbreitet, so daß er zu den sagenhaften Gestalten der Burg gehörte. Dieser Bernhard von Arnswald war auf der Burg der weißen Frau häufig begegnet und hatte mit all dem anderen Geistergesindel als Hausgenossen ganz vergnüglich verkehrt. So erfuhr ich denn gleich am Abend meiner Ankunft alle Schauer des Geheimnisvollen und Überirdischen, fühlte mich daher in meinem Zimmer über den ehemaligen Gefängnissen nicht mehr allzu behaglich und erwartete

jeden Augenblick, die unangenehme Dame in Weiß bei mir eintreten zu sehen oder andere gespenstische Visiten zu erhalten ...

Dann aber der erste Tag auf der Wartburg!

Ein strahlender Morgen war's und ich in einem Rausch von Entzücken. Mit dem Kommandanten durchstreifte ich Höfe und Säle, besuchte das Pirkheimer- und das Lutherzimmer, die Kemenate der heiligen Elisabeth, das Burggrafenzimmer, den Sängersaal, die Kapelle. Mein freundlicher Führer hatte König Ludwig II. von Bayern durch die Burg geleitet. Im Sängersaal bat der Monarch, ihn allein zu lassen. Viele Stunden weilte König Ludwig, der Unglückliche, mutterseelenallein in den weihevollen Räumen, träumte sich in seiner damals schon kranken Phantasie in die Zeiten der Minnesänger und der heiligen Elisabeth zurück und erlebte im Geiste den zweiten Akt des Tannhäusers an der Stätte der Handlung. Die Vorstellung: der einsame König im Sängersaal der Wartburg hat etwas Bewegliches.

Später gesellte sich der Herr Geheimrat zu uns und hielt mir liebenswürdigerweise einen Vortrag über die Geschichte der Burg und ihre Wiederherstellung. Ich hörte sie später aus einem anderen, beredteren Mund: dem Mund des Burgherrn selbst.

Nach einigen Tagen hielt der Hof seinen Einzug. Großherzog Karl Alexander liebte die Pracht; sie mußte jedoch zugleich Schönheit, besonders aber der Umgebung angepaßt sein, voller Stimmung. Dies war nun auf der Wartburg mit ihren großen Erinnerungen im höchsten Maße der Fall.

Wie kannte der Fürst die Geschichte der Burg, welche zu erzählen er nie müde wurde; wie liebte er seine Wartburg! In dieser Liebe sprach sich das ganze tiefe Gemüt dieses nur zu oft und zu bereitwillig Verkannten aus. Es war in dieser Liebe keine Sentimentalität, sondern Gefühl. Und Gefühl ist alles!

Auch das hatte für mich etwas Rührendes: des Großherzogs Karl Alexander Glück, Fürst von Sachsen-Weimar zu sein. Dieses Glück war bei ihm von Andacht durchdrungen, von inbrünstigem Dank, daß er auserkoren war, als Herrscher gerade dieses Landes zu walten, des Landes, in dem Herder und Wieland, Schiller und Goethe gelebt und gewirkt hatten; zugleich Herr einer Burg zu sein, die verklärt war

durch eine der ergreifendsten Frauengestalten, geweiht durch den Aufenthalt des gewaltigen deutschen Reformators, der von der Wartburg aus dem deutschen Volk seine Bibelübersetzung gab. Man spricht so viel von der „Tradition Weimars“ und von der Pflicht der Fürsten Weimars, diese Tradition hochzuhalten. Großherzog Karl Alexander hielt sie nicht nur hoch, sondern heilig; und hoch und heilig hätte sie sein Sohn Ernst gehalten, wäre er seines Vaters Nachfolger geworden, gewiß kein unwürdiger Nachfolger, so schlicht im Wesen der Erbgroßherzog war. Das sollte später anders werden; ach, so ganz anders! Hörte ich doch aus dem Munde des Enkels des Großherzogs Karl Alexander: Weimars Tradition sei Weimars Unglück und Weimars Tradition habe sich überlebt!

Mit dem Großherzog kam die Großherzogin Sophie und Prinzeß Elisabeth, begleitet von dem ganzen Hofstaat, von dem kaum einer mir freundlich gesinnt war. Vor dem Generaladjutanten des Großherzogs, Herrn von Palezieux, scheute ich mich. Hatte man mir doch über diesen Herrn nicht genug des Unleidlichen, ja Gefährlichen berichtet. Des Gefürchteten Erscheinung überraschte mich: eine stattliche Gestalt, ein stolzes Gesicht, an einen Adler erinnernd. Sein Wesen glich seinem Gesicht. Man sagte mir, er genieße das unbegrenzte Vertrauen der Frau Großherzogin und beherrsche den Großherzog, der unter dem Einfluß dieses starken Geistes sehr leide. Auf mich machte er den Eindruck eines Mannes, der unbeirrt die Bahn ging, die er für die rechte hielt und die er sich selbst vorgezeichnet hatte. Zuerst schenkte er mir keinerlei Beachtung, das sollte sich indes bald ändern. Noch heute, nach dem tragischen Tod dieses Mannes, zähle ich zu seinen aufrichtigen Freunden und warmen Verteidigern, wie auch er mir während vieler Jahre nur Freundliches und Gütiges erwies. Gelegentlich sagte er mir: „Ich wollte Sie erst beobachten. Der Großherzog hat mit Künstlern und Dichtern die übelsten Erfahrungen gemacht. Daher war ich anfangs auch gegen Sie voreingenommen. Konnten doch auch Sie zu der großen Zahl jener gehören, und die ungewöhnliche Gunst, womit der Großherzog Sie sofort überschüttete, war mir verdrießlich. Bald jedoch erkannte ich, daß Sie von dem Großherzog nichts wollten, ja, daß Sie ihn von vielem Schädlichen mit seltener Offenherzig-

keit abhielten. So wurde ich Ihr guter Freund und ich bleibe es ..."

Da in den ersten Tagen nur der Geheimrat und ich ständige Gäste waren, erhielt ich bei Tafel meinen Platz zur Linken der Frau Großherzogin angewiesen. Der Geist dieser Fürstin erregte immer wieder meine höchste Bewunderung; aber anfangs fühlte ich mich durch die Nachbarschaft doch etwas bedrückt. Dieses Gefühl änderte sich indessen bald. Die hohe Frau machte mir ihre Nähe leicht. Sie zog mich in lange anregende Unterhaltungen, in denen ich mich durchaus frei äußern durfte. Ein Lieblingsgegenstand ihres Gespräches mit mir war Friedrich Hebbel. Sie verehrte den Dichter der Nibelungen und Maria Magdalenas auf das höchste, schilderte mir seine Persönlichkeit, seinen Aufenthalt in Weimar und wußte ihn vortrefflich zu charakterisieren. Auch der dänische Dichter Andersen war ihr großer Günstling. Und auch über dessen Beziehungen zu Weimar erfuhr ich aus ihrem Munde viel Interessantes. Ebenso von manchem anderen bedeutenden Mann, darunter Viktor Scheffel und Gustav Freytag.

Gleich nach der Ankunft der Herrschaften wurde mir eine neue Wohnung angewiesen. Sie lag im sogenannten Gaden. Bei fast allen Aufführungen des Tannhäusers ist, wenn der Venusberg versinkt und in lieblichster thüringischer Frühlingslandschaft die Wartburg emporsteigt, auf der Dekoration zur Rechten des Pallas der Gaden zu sehen.

Ich bewohnte in diesem Bau Räume, im Stil der alten Wartburg ausgestattet, mit einem Altan, von dem aus ich einen Blick gegen Süden hatte, weit hinweg über das Thüringer Waldgebiet. Ich sah keine Ortschaft, kein Haus, nur die herbstlichen Berge in ihren edlen Umrissen, ihren goldigen und purpurnen Farben, dahinter eine blauende Ferne.

Der Großherzog besuchte mich täglich schon am Vormittag und verweilte Stunden bei mir, immer wieder aus seinem reichen Leben erzählend: aus dem Leben des Enkels von Karl August! Voll ehrfurchtsvoller Liebe sprach er von seiner Schwester, der Kaiserin Augusta, voll staunender Bewunderung von Bismarck. Auch vernahm ich von ihm viele nicht bekannte Einzelheiten über den Krieg

mit Frankreich und die Kaiserproklamation zu Versailles. Mit dem russischen Hof eng verwandt, schilderte der Fürst seine häufigen Besuche am Zarenhofe, auch allerlei Politisches und Intimes. Die Schilderungen von Petersburger und Moskauer Festen klangen wie Märchen.

Mein eigenes Leben auf der Wartburg erschien mir ebenfalls als Märchen; es war auch märchenhaft, wie ich in dieses Leben hineingeraten war, gleichsam wie im Traum. Dabei paßte ich im Grunde gar nicht für das Hofleben, faßte alles, was mir dort Märchenhaftes geschah, als eines meiner vielen phantastischen Erlebnisse auf, das jede Stunde ein Ende haben konnte.

So genoß ich mein Wartburgleben als ein Wartburgmärchen. Es begann bereits frühmorgens, wenn neben der Kemenate der heiligen Elisabeth, in den riesigen Kaminen die gewaltigen Holzblöcke flammten und vor dem Feuerherd die Frühstückstafel aufgestellt war. Die Lakaien trugen rauchende Schinken auf, die man recht gut für die Schinken eines Bären halten konnte, in Thüringens Waldungen von Thüringens Landgrafen erlegt. Das zweite Frühstück wurde gemeinsam mit den Herrschaften eingenommen im Burggarten. Dieser Burggarten bestand aus einer umrankten Laube und bunten Blütenbeeten und hing wie ein Zaubergärtlein über einem tiefen Talgrund. Inmitten des Blühens kauerte auf einer niedrigen romanischen Säule ein bronzener Falke. In dem Gärtlein wuchsen nur solche Pflanzen, blühten nur solche Blumen, wie sie dort zur Zeit der heiligen Elisabeth gediehen sein mochten. Besonders Rosen: die Rosen der sanften Heiligen, und Edelraute, die Wappenpflanze des Thüringerlandes ...

Bald nach der Frühstückstafel wurde von den Herrschaften und dem Gefolge eine Ausfahrt unternommen bis tief in die Waldberge hinein, die in Herbstpracht glühten. Bei der Heimkehr von diesen Ausfahrten wurde gewöhnlich zum Tee bei der Prinzeß Elisabeth geladen. Das Wohnzimmer der Prinzeß war für mich auf der Burg das stimmungsvollste Gemach. Wände und Decke hatten eine braune Täfelung aus Zirbelholz, die von dem Großherzog im Bergell entdeckt war, auf einem alten Herrensitz der Planta. Bisweilen wurde ich aufgefordert, in diesem edlen Raume vorzulesen, eigene Sachen, die ich ungern genug vortrug. Abends dann die feierliche Haupt-

mahlzeit. Keine Laternen erhellten die Höfe, sondern Pechfackeln und in den Gemächern brannten Wachskerzen. Das paßte zu dem Ort. Bisweilen erschien auf der Tafel ein Gang nach Rezepten des Mittelalters zubereitet, darunter einmal ein Pfau in seinem prunkenden Federkleide angerichtet und mit einer Honigtunke gereicht.

Mein Traumleben hatte bereits einige Wochen gedauert, als eines Tages Prinzeß Elisabeth mit mir über irgend etwas wettete, worüber wir verschiedener Meinung waren. Ich gewann die Wette. Mein Gewinst sollte in einer Pfirsichbowle bestehen und zwar sollte sie auf dem alten Rennsteig der Thüringe getrunken werden. Also begaben sich der Hof, das Gefolge und die Gäste, die sich inzwischen vermehrt hatten, nach dieser historischen Stätte, einem Wall, inmitten dunkler Waldungen sich erhebend.

Wir fanden Teppiche ausgebreitet, Sitze errichtet und in einer Silberschale, von Rosen und Rauten umwunden, die Bowle unserer harrend. Da trat die Großherzogin auf mich zu, ein volles Glas in der Hand, ließ mir gleichfalls ein Glas reichen und sagte:

„Auf das Wohl des Bibliothekars der Wartburg!“

Auf solche Weise erhielt ich den Ehrentitel, den bisher nur ein Dichter, Viktor Scheffel, geführt.

Bibliothekar der Wartburg mit einer eigenen Wohnung auf der hohen Warte deutschen Geistes und deutscher Poesie: ich, Richard Voß!

Und das sollte kein Wartburgmärchen sein?

12.

Die Festwoche in Meiningen

1886

Im Winter 1886, kurze Zeit vor Weihnachten fand in Meiningen ein Ereignis statt, das ein literarisches genannt werden muß: Am Meininger Hoftheater wurden zum ersten Male Ibsens „Gespenster" aufgeführt.

Zu diesem Drama, das die ganze Kulturwelt in leidenschaftliche Erregung versetzte, ließ der Herzog von Meiningen unter seiner und der Freifrau Regie die Stücke zweier anderer Autoren zur Darstellung bringen.

Eines dieser Dramen war Echegarays „Galeotto" in der Übersetzung Paul Lindaus; das zweite meine „Alexandra".

Von dem Herzog eingeladen wurden Ibsen, Paul Lindau und ich. Zu der Festwoche — als solche waren die Reihen der Aufführungen gedacht — wurden verschiedene auswärtige Gäste erwartet. Theaterintendanten, hohe Persönlichkeiten und Schriftsteller.

Ich traf mit Ibsen in München zusammen. Vor Jahren hatte mich der große Mann in Bergfrieden besucht und er hatte mir gestattet, ihn in München sowohl wie in Rom wiederzusehen. Er hatte meine „Alexandra" gelesen und sich über das Stück mit freundlicher Nachsicht geäußert.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß für den letzten Schillerpreis, den der alte Kaiser Wilhelm erteilte, mein Drama „Alexandra" vorgeschlagen war. Die Preisrichter, bis auf einen einzigen, hatten dem Stück ihre Stimme gegeben. Unter den Richtern befand sich Paul Heyse, Erich Schmidt und der von mir hoch verehrte Gustav Freytag. Einer dieses geistigen Areopags erhob jedoch Einspruch gegen die Wahl.

Also — ich fuhr mit Henrik Ibsen nach Meiningen. Der Schnee lag hoch und es war bitterkalt. Wir wurden fürstlich empfangen, herzlich begrüßt und im Schloß einquartiert. Ich war Zeuge, als

Paul Lindau Henrik Ibsen vorgestellt wurde. Es war eine sehr komische Begegnung: Paul Lindau in seiner leichtlebigen witzigen Berliner Manier und der große nordische Schweiger. Paul Lindau sagte viel Ulkiges, Henrik Ibsen kaum ein Wort und er sagte es mit einem Gesicht wie aus Stein gehauen.

Am Tage der Gespensteraufführung saßen wir bei Tafel, als unerwartet im Speisesaal ein junges Paar erschien: Charlotte, Erbprinzessin von Meiningen, Prinzessin von Preußen, eine Schwester des Deutschen Kaisers, mit ihrem Gemahl, dem Erbprinzen. Im Sommer darauf besuchten mich die Herrschaften in Bergfrieden ...

Ibsen wohnte der ersten Aufführung der „Gespenster" mit Lindau und mir in der großen herzoglichen Loge bei. Trotz seiner monumentalen Ruhe schien er mir erregt zu sein. Das Haus war festlich erleuchtet und überfüllt. Im ersten Rang saßen viele bedeutenden Persönlichkeiten, darunter Hans von Bülow nebst Gattin. Den Oswald gab der junge Bartels, ein Schauspieler, der für die tragische Gestalt des unseligen Jünglings alles besaß. Oswalds Mutter war Frau Berger vom Meininger Schauspielhaus, die Regina Fräulein Schwarz, gegenwärtig Mitglied des Münchner Hoftheaters, Reginas Vater der genialische Weiser, der längst tot ist. Zum Erstaunen war — von der Spielleitung des Herzogs spreche ich nicht — was die Freifrau aus der Regina gemacht hatte: sie war Ibsens Regina, ein Frauenwesen, das Paul Lindau nicht begriff. Deshalb fragte er in seinem reinsten Berlinisch Ibsen eindringlich: „Lieber Ibsen, aber Ihre Regine! So was jibts ja jarnich!" —

Lindaus Frage machte Ibsen nervös. Ungeduldig versetzte er: „Es gibt aber solche Reginen! Bei uns gibt es solche!"

Es herrschte Gespensterstimmung auf der Bühne, Gespensterstimmung im Hause, und beim Publikum volles Verständnis für das damals noch wenig verstandene, leidenschaftlich umstrittene Drama, eine der furchtbarsten Tragödien des Lebens. Dieses Verständnis des Meininger Publikums erfolgte dank der Regie des Herzogs Georg und dem Geist der Freifrau von Heldburg, die mit den Künstlern die Rollen studiert hatte.

Von Akt zu Akt, von Auftritt zu Auftritt wuchs die Ergriffenheit. Der Vorhang fiel zum letztenmal und erst nach einem schweren

Schweigen fand die Erschütterung des Publikums ihren Ausdruck. Wieder und wieder mußte Ibsen an der Brüstung der Loge sich verbeugen; zuletzt auch auf der Bühne mit den Darstellern. Ein Abend war's, dessen Einzelheiten mir so lebendig blieben, als wäre es erst gestern gewesen.

Lange nachdem die „Gespenster" bereits über sämtliche deutschen Bühnen ihren Triumphzug gehalten hatten, gastierte in Deutschland als Oswald der Italiener Ermete Zacconi. Ich sah ihn im Münchner Hoftheater. Damals machte sein Spiel auf mich einen derartigen Eindruck, daß ich nach dem zweiten Akt das Haus verlassen mußte. Ungefähr zehn Jahre später sah ich Zacconi in Rom als Oswald wieder, eine Karikatur, über die ich zum Glück lachen konnte. Das römische Publikum raste vor Entzücken und hätte den Ausbruch des Wahnsinns bei Oswald am liebsten wiederholt gesehen! „Bis! Bis!" Allerdings waren sämtliche Personen des Dramas gleichfalls Verzerrungen. Dennoch konnten ihre Leistungen, mit der Ermete Zacconis verglichen, als Kunstwerke gelten. Der berühmte Tragöde war als Oswald ein Clown geworden.

Doch ich berichte weiter von der ersten Aufführung in Meiningen.

Nach ihr fand im Schloß großer Empfang statt. Ich fühlte mich unfähig, daran teilzunehmen, und zog mich in ein entferntes Gemach zurück. Demselben Bedürfnis nach Sammlung folgend, gesellte sich Prinz Ernst zu mir. Wir blieben bis spät in der Nacht zusammen in Gesprächen über die Eindrücke des Dramas, das in uns einen Sturm erregt hatte . . .

Paul Lindaus Übersetzung des „Galeotto" folgte den Gespenstern. Das ausgezeichnete Schauspiel erzielte einen vollen Erfolg und brachte dem von den Herrschaften und uns allen geliebten Übersetzer reiche Ehrungen.

Meine „Alexandra" bildete den Schluß der Festwoche und hatte auch großen Erfolg. Der Herzog hatte einen anderen letzten Akt gewünscht, den ich eigens für das Meiningensche Hoftheater schrieb. Die schöne Lang spielte die Alexandra mit starker Wirkung und die Regie war — eben die Regie des Herzogs! Über die Tragödie der Liebe und der Schuld breitete sich eine Stimmung, wie ich sie bei keiner anderen Bühne erleben sollte.

Von Meiningen aus begab ich mich auf die Wartburg, wohin der Großherzog meine Frau geladen hatte und das aus einem wirklich rührenden Zartgefühl. Da meine bürgerliche Frau bei Hof nicht erscheinen konnte, wünschte er sie besonders zu ehren. Mitten im eisigkalten Winter kam der alte Herr von Weimar eigens auf die Burg, um meine Frau zur Tafel zu führen. Ich sollte meinen, diese eine ritterliche Aufmerksamkeit spräche genug für ihn.

Noch jetzt weiß ich nicht: ist die Wartburg am herrlichsten in der Lieblichkeit des Frühlings, in der Pracht des Herbstes, oder in der Feierlichkeit des Winters, wenn die Welt tief verschneit liegt und in der Natur ein Schweigen herrscht, wie in einem Dom während des Gottesdienstes? Jedenfalls waren die Tage auf der winterlichen Burg nach den heftigen Erregungen der Meininger Festwoche der wundervolle Abschluß einer unvergeßlichen Zeit.

Auf der Burg bewohnten wir damals die Reformationszimmer; das Gemach meiner Frau lag unmittelbar neben dem Lutherzimmer. Eines Nachts sprang plötzlich mit Donnerkrach eine geheime Tür auf, so daß alle Gespenstergeschichten der Wartburg wieder lebendig wurden. Freilich weihte Martin Luther den Raum, die bösen Geister verscheuchend, wie zu seiner Zeit den Teufel, an den noch immer der berühmte Tintenfleck an der Wand erinnerte. Von dem Original war freilich nicht viel übrig geblieben.

Wieder wünschte der Großherzog meine Übersiedlung nach Weimar und wiederum mußte ich dankend ablehnen. Schließlich gab ich dem ritterlichen Burgherrn das Versprechen, mit meiner Frau einen Teil des nächsten Winters in Weimar zu verbringen. Selbst dieses geringe Zugeständnis trotz so viel empfangener Güte wurde mir nicht leicht . . .

Dann ging es von Meiningen und der Wartburg direkt nach Rom und Frascati in die Villa Falconieri.

Ich schrieb dort meinen Roman: „Villa Falconieri". Weder Zeitungen noch Zeitschriften wollten die Erzählung abdrucken, nur bei Westermann erschien ein Bruchstück. Ich mußte schließlich dankbar sein, überhaupt einen Verleger zu finden. Man sagt mir heute, der Roman sei eines der am meisten gelesenen deutschen Bücher.

Jedenfalls ist er der Ausdruck — ein nur sehr matter — meiner leidenschaftlichen Liebe zu der Falconieri und jedenfalls trug er dazu bei, das Falkenhaus in Deutschland bekannt zu machen. Mehr und mehr Neugierige kamen, um jetzt auch den Schauplatz des Romans kennen zu lernen. Ihrer wurden sogar zu viele, so daß ich mich vor allzu heftig Drängenden unfreundlich abschließen mußte. Nach wie vor bildeten unsere Gäste das schönste Glück dieses Aufenthalts. Außer unseren Hausgästen brachte der Mittagszug fast jeden Tag von Rom Bekannte, so daß wir wohl sagen durften: „Gäste kamen, Gäste gingen."

Unter denen, die da kamen, — ich nenne nur einige Namen — befanden sich Lenbach, Max Klinger und Otto Greiner, Engelbert Humperdinck, Brahms und Siegfried Wagner mit Henry Thode; sehr häufig der damals in Rom lebende Stephan Sinding mit norwegischen und schwedischen Künstlern. Alexander von Fielitz und andere gehörten zu unseren ständigen Hausgästen.

Es war im Frühsommer jenes Jahres, daß Großherzog Karl Alexander in Begleitung seines Generaladjutanten von Palezieux mich dort besuchte. Ich sah den Fürsten viel. Den einen Tag befand ich mich bei dem Großherzog in Rom, den anderen war er bei mir in der Falconieri, um sich von mir das Zauberreich Tuskulums erschließen zu lassen. Es waren damals gute Zeiten!

Auch im Sommer in Bergfrieden gestaltete sich unser Leben mit den Freunden von Jahr zu Jahr inniger. Außer unseren lieben Hausgästen kamen viele Durchreisende, so daß unser kleines Berghaus von liebenswürdigen, interessanten und wertvollen Menschen stets gefüllt war. Mit der Saletalp hatte sich ein eifriger Verkehr entwickelt. Entweder war ich drüben, oder die Freifrau und der Herzog kamen zu mir herüber. Ein Glück, nicht genug zu preisen, bedeutete für mich die Erlaubnis, während der Abwesenheit der Herrschaften in der Salet wohnen zu dürfen. Was ich dieser Erlaubnis an Wonne der Einsamkeit und Erleben großer Eindrücke verdanke, vermag ich nicht auszusprechen!

In späteren Jahren geschah es häufig, daß ich das helle Haus zwischen Königssee und Obersee bis in den November hinein nur mit dem Hausmeister, einer urwüchsigen Gestalt der Alpen, allein be-



Melanie Voß, die Gattin des Dichters
Nach dem Oelgemälde von Franz Lenbach

wohnte. War das letzte Fremdenboot vom Ufer abgestoßen, so befand ich mich in tiefer Einsamkeit.

Wildenten und Schwäne kamen bis dicht an das Haus, Hirsche ästen auf der Wiese; vom Bett aus konnte ich mit unbewaffneten Augen Gemsen erkennen und Adler kreisen sehen ...

Damals lebte jeden Sommer auf dem Salzberg bei Berchtesgaden Klara Schumann, diese große Künstlerin und edle Frau. Sie wohnte bei meiner lieben Jugendfreundin Moritz Meyer, dem Urbild der Judith in „Zwei Menschen", deren früher Tod zu dem unüberwindlichen Verluste meines an derartigem Kummer überreichen Lebens gehört. In dem nahen österreichischen Hallein waren Adolf und Auguste Wilbrandt jeden Sommer unsere Nachbarn in der durch sie berühmt gewordenen „Gemse", einem einfachen alpinen Gasthaus, hoch über dem Ort gelegen. Es war mir zur lieben Gewohnheit geworden, des Samstags von Berchtesgaden über Zill hinüberzuwandern und bis zum Montag bei den Freunden zu bleiben. Das waren Festtage für mich.

Besitze ich also nicht das Recht, von einem reichen Leben zu sprechen? Geliebt von meiner Frau, die nur für mich lebte, befreundet mit wertvollen Menschen, die mir ihre Neigung schenkten; Mitglied einer Gemeinde, die mich schätzte; und dann:

Ich konnte arbeiten!

Wohl durfte ich Hände und Herz erheben zu einer Gottheit, die mein Leben köstlich gemacht hatte.

Köstlich durch Sorge und Kampf und köstlich durch Liebe und Arbeit.

13.

Reiches Leben

1886—87

Mein Leben war also reich.

Die Opfer, die ich einer eifernden Gottheit dargebracht, um ihren Neid nicht zu erregen, waren schwere Erkrankung meiner Frau, waren meine schlummerlosen Nächte und eine rapid zunehmende Zerrüttung meiner Nerven. Aber ich hatte Freunde, die zu den Edelsten ihrer Zeit gehörten; es gelang mir immer von neuem, Kräfte zur Arbeit zu sammeln, so daß ich schon in aller Frühe am Schreibtisch sitzen konnte.

Häufig erhielt ich Briefe Unbekannter, die Unglückliche waren und ihr Unglück zu mir trugen. Auch das war für mich ein großes Glück und ist es bis zum heutigen Tage in reichem Maße geblieben. Stets erledigte ich in aller Frühe meine Korrespondenz, die jeden Tag gute zwei Stunden erforderte. Außer mit jenen mir oft unbekannten Unglücklichen stand ich mit vielen bedeutenden Männern und geistreichen Frauen in brieflicher Verbindung. Das mußte bei zunehmender Kränklichkeit leider etwas eingeschränkt werden. Aber den eifrigen schriftlichen Verkehr mit meinen unbekannten Freunden erhielt ich mir; und es gab für mich keinen Tag eigener schwerer Sorge, an dem ich nicht mein jugendliches Gelöbnis erfüllt hätte: wenigstens einem Leidenden oder Unglücklichen nach besten Kräften beizustehen oder eine Freude zu bereiten, mochte sie noch so klein sein.

Und dann — meine verschiedenen Wohnorte!

Ich lebte in Bergfrieden bei Berchtesgaden und in der Villa Falconieri bei Frascati und durfte allsommerlich die Saletalp bewohnen. In jedem Herbst verbrachte ich einen Monat auf der Wartburg und häufig befand ich mich als Gast des Herzogs von Meiningen auf der Villa Carlotta am Comer See. Das Verweilen an diesen Stätten verlieh meinem Leben allein schon den größten Reiz.

Während meines zweiten herbstlichen Aufenthalts auf der Wartburg mit dem Ehrentitel eines Bibliothekars erschien mit dem Hof eine junge ritterliche Gestalt: Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin, der Verlobte der Prinzeß Elisabeth. Er war eine schlanke, edle Erscheinung, fürstlich vornehm und menschlich warmherzig.

Ich wurde dem Herzog vorgestellt und es knüpfte sich zwischen uns, zwischen dem jugendlichen Fürsten und dem bereits Dreißigjährigen in jenen Herbsttagen auf der Wartburg ein Band, das mein Leben durchdauern und dieses in dunklen Tagen durchleuchten sollte, immer fester sich webend. Ich durchstreifte mit dem Herzog die Waldungen rings um die Burg, in Gesprächen, die mich mehr und mehr erkennen ließen, welch ein hochstrebender Geist in dem jungen Fürsten lebte.

Prinzeß Elisabeth, die von mir Hochverehrte, war also Braut. Der tiefe Ernst und das etwas Herbe ihres Wesens wurde durch das Glück der Frau auf das schönste gemildert. Die Teenachmittage in dem Wohnzimmer der Prinzeß — mit dem Getäfel jenes alten Gemachs der Planta aus dem Bergell — während dieses Herbstaufenthaltes gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Ich wurde aufgefordert, ein Stück meines Wesens, in irgend einer meiner Schriften niedergelegt, vor den beiden Glücklichen auszubreiten. Abends war der Hofstaat mit den Herrschaften oft bis in die tiefe Nacht hinein beisammen. Es wurde vorgelesen, wurden Zeichnungen alter Meister betrachtet oder ein Werk älterer Zeit vorgelegt.

Zu meinen Pflichten gehörte es, den Großherzog Karl Alexander auf Männer von Begabung aufmerksam zu machen. Ich versuchte dieser Pflicht nach bestem Vermögen nachzukommen, fand jedoch deren Erfüllung recht schwer. Für den Großherzog war Weimar die geweihte Stadt der deutschen Nation. Der Erwählte, den er in dieses Sanktuarium eintreten ließ, sollte das mit zur Gottheit erhobener Seele tun. Aber manche, die ich in seinem Namen aufrief, nach Weimar zu kommen, verlangten reale Garantien und der Großherzog sah sich nur zu häufig außerstande, diese zu geben. Zu den Männern, die ich nach Weimar bringen sollte, gehörte der damals noch ziemlich unbekannte geniale Max Klinger. Dieser war bereit, dem Ruf zu folgen und zwar unter den bescheidensten

Bedingungen; aber selbst diese wurden als zu hoch befunden. Als er später ein weltberühmter Meister geworden, wünschte ihn der Großherzog um jeden Preis nach Weimar zu ziehen. Doch jetzt lehnte Klinger ab.

In späterer Zeit war Richard Strauß an Weimars Hoftheater erster Kapellmeister. Richard Strauß forderte sehr bald höheres Gehalt, und zwar in bescheidenem Maße. Vergeblich versuchte ich den Großherzog zu bewegen, den genialen Mann durch Gewährung seiner Forderung an Weimar zu fesseln. Auch das gelang mir nicht. Solches und Ähnliches geschah oft. Es möge jedoch an diesen beiden Beispielen genug sein ...

Wie ich es versprochen, verbrachte ich einen Teil des nächsten Winters in Weimar. Meine Frau begleitete mich und der Großherzog war so gütig gewesen, in der Belvedereallee uns eine Wohnung zu beschaffen.

Diese Weimarer Zeit brachte für mich viel Ehrenvolles, Anregendes und Erfreuliches; aber auch manches Unerquickliche.

Jeden Tag wurde ich auf das Schloß berufen und jeden frühen Morgen erschien der mir schon seit langem wohlbekannte Schloßhusar mit einem Billet Seiner Königlichen Hoheit. Der Fürst teilte mir mit, wann er mich sehen wollte, welche Ausfahrt oder welchen Spaziergang er mit mir zu machen wünschte und was sonst der Tag mit sich brachte.

Fast jeden Tag waren Gäste zur Tafel im Schloß, häufig durchreisende Fremde von Ruf und Bedeutung, so daß es an Interessantem nie fehlte. Oder es waren aus Jena die Professoren geladen. Gelehrte und Reisende hielten Vorträge; am Hoftheater gastierten berühmte Künstler, intime musikalische Abende fanden statt.

Da ich täglich mit dem Großherzog zusammen war, ihm vorlas und ihm von neuer Literatur sprach — ich machte den Fürsten unter anderem auch mit Gottfried Keller bekannt —, war meine Frau fast immer allein, und ich empfand zu stark das Unnatürliche eines derart getrennten Lebens, als daß ich mich hätte glücklich fühlen können.

Ich berichtete an anderer Stelle, daß meine Frau eine Enkelin jenes Bergrats Glenck ist, der Goethes Freund gewesen, dessen

Familie aus Thüringen stammte und der als Erschließer von Thüringens Salzquellen zu Weimar in engster Beziehung gestanden hatte.

Über den Bergrat Glenck, den Großvater meiner Frau, berichtet Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe:

Sonntag den 24. Januar 1828. „Ich habe dieser Tage einen Brief von unserem berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten," sagte Goethe, „der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß".

„‚Ich habe eine Erfahrung gemacht,' schreibt er, ‚die mir nicht verloren sein soll!' Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Verlust von wenigstens tausend Talern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht gestützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird die zwölfhundert Fuß hinunter metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich tun sollen, und er hätte es auch sicher gleich getan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus heiter bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: ‚Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll!' Das nenne ich doch einen Menschen, an dem man Freude hat und der, ohne zu klagen, gleich wieder tätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu? Ist es nicht artig?"

Ein Gedicht Goethes auf den Großvater meiner Frau befindet sich im dritten Band von Goethes Werken.

* *
*

Ich hatte das von dem Großherzog mir zugedachte Gehalt von vornherein ausgeschlagen, so daß ich mich wenigstens in diesem Sinne frei fühlen durfte. Trotz meiner hohen Verehrung für den Fürsten ward es mir aus den angeführten Gründen nicht schwer, bald nach Weihnachten Weimar wieder zu verlassen, um nach Frascati zurückzukehren.

Als jeweiligen Übergang von einem Aufenthalt zum anderen: von Deutschland nach Italien, wählte ich München, oder Berlin, oder Wien. In jeder dieser Städte fanden wir Menschen, die unser Leben reicher machten. In Wien blieb es vor allem das Haus meiner mütterlichen Freundin, der Baronin Sofie Todesco, in dem ich mich wie zu Hause fühlte. Das Palais Todesco liegt gegenüber der großen Oper und enthält Gemächer, die für Meisterwerke des berühmten Münchner Künstlers, des Holzschnitzers Gedon gelten. Auch im Palais Todesco versammelte sich — ähnlich wie einst in der Villa Wertheimstein in Döbling — alles, was Wien an geistiger und künstlerischer Bedeutung besaß. Unter vielen anderen war der alte Bauernfeld nicht nur ein Freund des Hauses Todesco, sondern auch dessen Tyrann; die Baronin wagte nicht, mit Bauernfeld zusammen Gäste einzuladen, ohne vorher anzufragen, ob diese ihm genehm seien. Es geschah durchaus nicht immer, daß der leicht zornmütige alte Herr seine gnädige Zustimmung erteilte. Ebenso ängstlich bedacht war die Frau vom Hause, bei Bauernfelds Anwesenheit nur Gerichte auf den Tisch zu bringen, die des verwöhnten Feinschmeckers Leibspeisen waren. Wenn ihm einmal etwas nicht behagte, konnte er sehr unliebenswürdig werden. Dabei wurde im Palais eine Küche geführt, die selbst in Wien berühmt war! Durch mich wurde Johannes Brahms und später Ludwig Ganghofer bei der Baronin Todesco eingeführt. Daß ich Johannes Brahms meiner mütterlichen Freundin brachte, mußte ich leider bereuen: er war nicht nur der unfreundlichste, sondern auch der rücksichtsloseste aller Gäste. Von seiner Art im Palais Todesco Henrik Ibsen gegenüber werde ich später berichten . . .

Zu den Hausfreunden zählten außer Staatsmännern, Gelehrten, Schriftstellern, Musikern und Malern — die Decke im Speisesaal war von Hans Makart gemalt — die Künstler der Wiener Theater. Hausfreunde waren Girardi, Sonnenthal, das Ehepaar Hartmann, Auguste Wilbrandt-Baudius und von Sängerinnen namentlich Rosa Papier und Marie Wild.

Von Marie Wild will ich besonders erzählen.

Sie war von Gestalt kolossal, mit dem Gesicht einer Mohrin, dazu trug sie eine rotfarbene Perücke, die auf ihrem mächtigen Haupt

stets etwas schief saß, und war stets mit Geschmeide überladen. Sie war eine ebenso groteske Gestalt wie eine große Künstlerin, eine Künstlerin von Gottes Gnaden. Wenn sie im Palais Todesco in der denkbar geschmacklosesten Toilette die Arie der Donna Anna sang, ergriff sie ihre Zuhörer bis zur Erschütterung.

Diese Frau hatte das Unglück, sich in einen jungen Mann zu verlieben, einen Literarhistoriker von Geist, eine wohlgebildete Gestalt mit einem hübschen Gesicht. Die Liebende war damals bereits eine angehende Sechzigerin, aber ihre Leidenschaft die eines jungen Mädchens. Sie opferte dem Geliebten, was sie opfern konnte, und wurde daher von ihrer Familie unter Kuratel gestellt. Schließlich wuchs sich ihre Leidenschaft zur Krankheit aus, die sie dem Wahnsinn zuführte, so daß sie in eine Nervenheilanstalt gebracht werden mußte.

Ich will hier vorgreifend von dem tragischen Erlebnis berichten, das sich später (im Jahre 1891) abspielte.

Es war im Sommer und ich befand mich in Bergfrieden, als in Salzburg eine Mozart-Zentenarfeier stattfand, bei der Marie Wild mitwirkte. Also war sie wieder genesen! Aber ich konnte mich nicht entschließen, der Festaufführung beizuwohnen.

Einige Tage später wurde mir eine Dame gemeldet, die mich dringend zu sprechen wünschte. Ich befand mich wenig wohl und ließ daher fragen, wer die Dame sei?

Marie Wild!

Ich fühlte mich außerstande, die Dame zu sehen.

Doch schon war sie im Zimmer.

Wie aber sah sie aus!

Im Gesicht noch die Spuren der Schminke, auf dem ergrauten Haupt noch immer die fuchsige Perücke, dabei abgezehrt und zum Erbarmen elend. Sie sagte: „Sie ließen mich abweisen; aber ich mußte zu Ihnen kommen, mußte Sie sehen. Die Leute verspotten, sie verachten mich, halten mich für eine Närrin, für eine Verrückte. Ich bin es; aber Sie sehen ja, was ich auch sonst bin: eine Unglückliche, ich komme zu Ihnen, zu dem so viele Unglückliche kommen; Sie müssen auch mich anhören!"

Ich bat sie, sich zu beruhigen, sich zu setzen. Marie Wild sprach weiter: „Ich weiß, auch Sie haben kein Mitleid mit mir. Denn

eine Frau in meinem Alter und ein junger schöner Mensch — und die alte häßliche Frau liebt diesen jungen schönen Menschen. Ja, ich liebe ihn, liebe ihn, liebe ihn! Und ich gehe an meiner Liebe zugrunde. Ich will daran zugrunde gehen! Sie sehen mich heute zum letztenmal. Bevor ich jedoch sterbe, müssen Sie mich anhören. Ob Sie mich verstehen werden, weiß ich nicht. Aber anhören müssen Sie mich. Sie sind ja ein barmherziger Mensch. Hören Sie mich also aus Erbarmen."

Sie erzählte mir die Geschichte ihrer Liebe. Ich will sie nicht wiederberichten. Ich hörte ihr zu, wagte nicht, sie zu unterbrechen. Endlich sagte Marie Wild, deren bizarres Aussehen ich über der Tragödie ihrer Liebe vollständig vergessen hatte: „Ich komme aus einer Heilanstalt, denn ich bin eine Kranke. Krank, wie ich bin, setzte ich trotzdem durch, entlassen zu werden und in Salzburg die Donna Anna zu singen. Denn man hatte dem Manne, den ich liebe, gesagt: Ich sei aus unglücklicher Liebe zu ihm verrückt geworden. Das mußte für ihn furchtbar sein. Wie eine Last mußte es auf ihm ruhen. Ich wollte diese Last und diesen Fluch von ihm nehmen. Wenn er jetzt hört, daß ich in Salzburg die Donna Anna gesungen habe, wird er wissen, daß ich keine Verrückte bin, wie sie ihm gesagt haben. Und die Last wird von ihm genommen sein . . . Ich habe zu Ihnen gesprochen, wie ein Beichtkind zum Priester. Sie sollen noch mehr wissen, Sie sollen seine Briefe lesen. Sehen Sie hier — hier! Seit meiner Trennung von ihm trage ich sie beständig bei mir auf meinem Herzen; auf dem Herzen der alten häßlichen Frau die Liebesbriefe eines jungen schönen Mannes. Denn es sind Liebesbriefe. Lesen Sie, lesen Sie! Ich will nicht, daß Sie mich weniger hart beurteilen sollen; ich will von Ihnen nur besser verstanden werden. Gerade Sie sollen mich besser verstehen, der Sie so viel von Frauenliebe und Frauenjammer verstehen. Also lesen Sie, lesen Sie!"

Sie hatte die mit einem schwarzen Band umschlungenen Briefe aus ihrem Kleid gerissen, das Band aufgeknüpft und die Briefe mir vorgelegt. Ich weigerte mich, zu lesen, konnte jedoch nicht verhindern, daß sie den einen und den anderen nahm und daraus vorlas. Dabei stürzten ihr die Tränen aus den Augen, liefen über ihr welkes Ge-

sicht, mit der Schminke sich vermischend. Wie bei der Erzählung ihrer unsäglich traurigen Liebesgeschichte wurde sie auch jetzt von Fieberschauern geschüttelt, so daß die ganze gewaltige Gestalt erbebte. Ich dachte längst nicht mehr daran, eine alte häßliche Frau vor mir zu haben, ich zitterte selbst, weinte mit ihr. Bevor sie von mir schied, sagte ich ihr: „Marie Wild, hören Sie mich! Ich weiß, Sie wollen nicht länger leben. Ich weiß, Sie wollen sterben, sich töten. Sie besitzen in mir von Stund an einen treuen Freund. Diesem treuen Freund geben Sie das Versprechen und Sie müssen es ihm geben mit einem Eide."

„Was soll ich Ihnen versprechen?"

„Bevor Sie sterben, bevor Sie freiwillig aus dem Leben scheiden, rufen Sie mich. Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Ich bin jederzeit bereit, Ihrem Ruf zu folgen. Sie müssen es mir, wie gesagt, nicht nur versprechen, sondern auch geloben. Hören Sie wohl, Marie Wild: geloben müssen Sie es mir!"

Sie gelobte es und schied.

Nach kurzer Zeit empfing ich aus Wien ein Paket. Es enthielt eine Handarbeit, eine mit Flitter besetzte kleine gelbe Decke, unglaublich geschmacklos. Bei der Decke lag ein Zettel, darauf nur drei Worte standen: „Lebewohl und Dank!"

Am nächsten Tage las ich in der Zeitung: „Die berühmte Sängerin Marie Wild hat in Wien Selbstmord begangen und zwar Selbstmord auf fürchterliche Art. Sie erstieg in einem Hause das oberste Stockwerk und stürzte sich aus dem Fenster herab, zertrümmerte ein Glasdach und fiel, gräßlich verstümmelt, tot auf den mit Steinen gepflasterten Hof. Die Tat beging sie in geistiger Umnachtung, der sie schon seit längerem verfallen war."

Ich trauerte um sie; nicht nur um die große Künstlerin und große Unglückliche, sondern auch um die große Liebende. Denn das war die arme verrückte Marie Wild gewesen.

Ihr letztes Andenken halte ich hoch in Ehren.

14.

Freunde in München und in Berlin

1887—88

Geistiger Mittelpunkt unserer Geselligkeit in München waren die Häuser von Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Wilhelm Jensen und Michael Bernays.

Ein erlesener Kreis von Frauen und Männern, besonders von Frauen, umgab den Dichter Paul Heyse, der so sprach, wie er schrieb, ein Meister auch der Rede, der schönen Rede. Ihm zuzuhören war für mich ein ästhetischer Genuß. Von hellenischer Schönheit mußte er als Jüngling gewesen sein; auch in des Mannes Zügen lag etwas Unzerstörbares. Wundervoll wirkte seine Frau. Sie war stets die gleiche; stets die gleich ruhige, gleich vornehme Natur. Ich verehrte Paul Heyse auch als Dramatiker, hatte als Knabe der Erstaufführung seines „Kolberg" am Berliner Königlichen Schauspielhaus beigewohnt und mit dem vollen Hause dem Dichter dieses wahrhaft vaterländischen Werkes zugejubelt. „Kolberg" soll ein Lieblingsstück unseres Kaisers gewesen sein, das er sich als Prinz zu seinem Geburtstag, gewissermaßen als Festspiel, von der Hofintendanz erbat. In Deutschlands gegenwärtiger großer Not sollte Paul Heyses „Kolberg" auf allen deutschen Bühnen gespielt werden, wie Lessings „Minna von Barnhelm", Heinrich Kleists „Hermannschlacht" und die Dramen Schillers und Wildenbruchs. Aber gerade in der Zeit von Deutschlands heiligem Krieg und Deutschlands heiliger Not gibt es im Deutschen Reiche Bühnen, die fast nur Strindberg und Wedekind aufführen. Darüber mögen spätere Zeiten richten.

Wildenbruch beobachtete mich einmal bei der ersten Aufführung eines Dramas Paul Heyses am Berliner Hoftheater und schickte mir am nächsten Tag folgenden Vers:

„Er hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nicht.

Er sitzet im Theater
Und hat für ihn den Kater,
Als wär's ein Stück von ihm."

Als Dramatiker litt Paul Heyse ein Martyrium. Aber er besaß den unerschütterlichen Glauben an ein Aufleben seiner Dramen nach seinem Tode. Dieser Glaube war für ihn ein Glück ...

Für Michael Bernays blieb ich der Richard Voß, den er „entdeckt" hatte. Er gab glänzende Gesellschaften. Nach den stets sehr üppigen Mahlzeiten pflegte er zu sprechen: Goethes Gedichte, oder aus Faust, Tasso, Iphigenie. Bernays Goethe sprechen zu hören, war höchster literarischer und künstlerischer Genuß. Er hätte mit seinen Goethevorträgen selbst den größten der damaligen Sprecher, Ernst Possart, geschlagen.

Eine andere befreundete Stätte war für uns das Haus von Frau Anna von Kühlmann, einer Tochter von Oskar von Redwitz, die Mutter des Staatssekretärs Richard von Kühlmann und Schwiegermutter Alfred von Heymels. Richard von Kühlmann sah ich aufwachsen und wurde von ihm und seiner wunderschönen Schwester Gitta „Onkel Voß" genannt. Mit sechzehn Jahren war er geistig so entwickelt, daß ich ihn „Seine Exzellenz, der Herr Reichskanzler" titulierte. Eines Tages brachte er mir ein Buch, legte es vor mich hin und sagte ernsthaft: „Onkel Voß, wollen Sie es zu etwas bringen, so müssen Sie solche Bücher schreiben." Des Buches Titel war entweder Bel ami oder gar Demivierges.

Frau Anna von Kühlmann gehörte zu den berühmten Schönheiten Münchens und wurde von einem Kreise von Verehrern ebenso umringt, wie früher in Konstantinopel, wo ihr Gatte, Otto von Kühlmann, Direktor der Ottomanischen Bank gewesen war.

Eines der behaglichsten Häuser des damaligen Münchens war das Haus des Mariniers Fürsten Eugen Wrede und seiner Gattin Mary Wrede, dadurch besonders behaglich, weil es in unserem Freundeskreise das einzige Haus war, in dem man ohne besondere Einladung des Abends erscheinen konnte. Fürst Wrede hatte die zierliche Gestalt eines Jünglings und die Willenskraft eines Mannes von Eisen. In der Schlacht von Lissa hatte er auf dem Tegetthof mitgekämpft. In München wurde er von seinen Freunden nur „das

Fürstl" genannt. Der berühmte Rennreiter und Held von Lille in diesem Kriege ist sein Sohn Karl, eine der tapfersten Persönlichkeiten unserer Armee.

Befreundet waren wir mit dem Hause Hornstein in der Arcisstraße. In dem oberen Stockwerk des kleinen palastartigen Hauses hatte einst der jugendliche Paul Heyse mit seiner ersten anmutigen Gattin gewohnt und nach ihm sich darin die Tragödie mit seinem Schwager Franz Kugler und dessen herrlicher Mutter abgespielt: Der Sohn erlitt einen Märtyrertod und die Mutter folgte ihm unmittelbar darauf freiwillig aus dem Leben.

Baron Hornstein besaß etwas Geniales, ebenso seine Tochter Lolo, die zweite Gemahlin Franz von Lenbachs. Diese war eine überaus eigentümliche Frauennatur, die ebenso gewaltsam abstoßen als unwiderstehlich anziehen konnte. Lolo von Hornstein die Lieder ihres Vaters singen zu hören, oder sie in einer Wohltätigkeitsvorstellung spielen zu sehen, war ein ganz besonderer Genuß. Sie konnte alles, was sie wollte; konnte alles erreichen, was sie erstrebte, und sie erstrebte Großes. Bisweilen kam über sie etwas geradezu Dämonisches, so jung sie auch noch war.

Franz von Lenbach porträtierte damals (1886) meine Frau und mich. Von meiner Frau malte er Bilder, die zu seinen ausgezeichnetsten Gemälden gehören. Verschiedene seiner Skizzen zu diesen Bildern wurden später von einem ungetreuen Verwalter gestohlen und verkauft. Ihm zu einem Bilde zu sitzen war ein Erlebnis. Während er mich malte, sprach er von seinen Göttern Tizian und Rubens und immer wieder von Tizian und Rubens. Er sprach in seiner heimatlichen Mundart, aber er sprach hinreißend. Als meine Frau ihm zu ihrem Porträt saß, traf sie jedesmal mit der jungen Gräfin von Moltke zusammen. Die Nichte des Feldmarschalls wurde in einem flaschengrünen Sammetkleid von Lenbach gemalt, und meine Frau war von ihrer Schönheit entzückt. Auch Lenbach fand die Komtesse schön, äußerte sich jedoch auffällig kühl über sie. Niemand konnte ahnen, daß die junge Dame bald darauf seine Gattin sein würde; denn ganz München glaubte, er liebe Lolo von Hornstein, von der er sich leidenschaftlich wiedergeliebt wußte.

Eine der von mir am meisten bewunderten und am höchsten

gestellten Frauen der Münchner Gesellschaft war die Fürstin Sophie Öttingen-Spielberg, eine Tochter der Fürstin Pauline Metternich. Sie und ihr Gatte, Fürst Albrecht, galten mir als die wahren Repräsentanten der großen Welt.

Ebenso vornehm-edel, wie ihre Haltung, war die innere Noblesse des schönen Paares. Zwanzig Jahre und länger sind seit unserer ersten Bekanntschaft mit diesen beiden Ausnahmemenschen vergangen. Fürst Albrecht ist tot, und die Fürstin lebt in dem schönen Palais in der Leopoldstraße in seinem Geiste weiter. Jede mit ihr verbrachte Stunde wird von mir als Bereicherung meines Lebens empfunden ...

Durch Öttingens lernte ich die Fürstin Pauline Metternich kennen. Sie erschien jeden frühen Winter in München, wo sie im Hotel Continental stets die gleichen Gemächer bewohnte; und es wurde für mich zur lieben Gewohnheit, jeden Nachmittag Schlag fünf Uhr zu ihr zu gehen, einer Stunde, zu der sie nur mich empfing. Sie gehört zu den historischen Frauen unserer Zeit. Daß ich ihr nahetreten durfte, ist einer der großen Glücksfälle meines Lebens. Einmal tat sie, was sie seit Jahren nicht mehr getan hatte: sie sang für mich ihre „Chansons", um derentwillen sie in Paris am Hofe Napoleons berühmt gewesen war. Stimme hatte sie wohl niemals gehabt. Sie brauchte aber auch keine zu haben. Ihr Vortrag genügte, um das Publikum hinzureißen.

Sie war schon eine alte Frau, als sie mit ihrem Enkel, dem Erbprinzen von Öttingen, einem der schönsten Jünglinge, die ich je sah, im Palais Öttingen den Niggertanz tanzte, um mir zu zeigen, „wie" er getanzt werden müßte! Ich kannte damals den vielbesprochenen Tanz nicht und war entzückt von der Anmut, womit die Fürstin, die „alte" Frau, den nicht unbedenklichen Tanz ausführte. Gelegentlich einer großen Gesellschaft im Palais Öttingen führte sie mit mir die Quadrille an. Es war der erste und einzige Tanz meines Lebens und sei deshalb von mir erwähnt.

Die Fürstin Metternich hat ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Sie sollen erst nach ihrem Tode erscheinen, wenn überhaupt jemals, wie sie mir sagte. Es ist jedoch keine Autobiographie. Die Erinnerungen bestehen aus einzelnen zusammenhanglosen Abschnitten ihres

fast überreichen Lebens, in dem sie in Paris nicht nur eine große gesellschaftliche, sondern auch eine politische Rolle gespielt hatte.

Aus diesen Erinnerungen las mir an jenen Nachmittagen die Fürstin öfter vor. Sie war das, was Goethe eine „Natur" nennt, und wie sie waren ihre „Erinnerungen", wahrhaft funkelnd und flammend, sprühend von Geist und Witz. Die interessantesten Abschnitte schienen mir die über den Kanzler Metternich, ihren Großvater mütterlicherseits, und ihren Vater, den Grafen Sandòr, zu sein. Ich wußte bis dahin nicht, daß der Mensch auch im Reiten ein Genie sein konnte. Graf Sandòr, der die Treppe der Ofener Festung hinaufritt, war ein solches Genie.

Es folgten die Abschnitte: Kaiser Napoleon, Kaiserin Eugenie, Richard Wagner, die erste Tannhäuseraufführung in Paris, König Ludwig II. von Bayern, Kaiserin Elisabeth von Österreich, Kaiser Wilhelm und viele andere.

Ich spreche die Hoffnung aus, die Fürstin möge ihrem Vorsatz untreu werden und ihre „Erinnerungen" der Welt nicht vorenthalten; denn die ganze Kulturwelt wird diese Blätter lesen und die Frau bewundern, deren Name in der Geschichte bestehen wird.

Zu einer ihrer berühmten Wohltätigkeitsvorstellungen wünschte sie ein von mir verfaßtes Feststück, eine Pantomime großen Stils, zu der sie mir das Thema gab. Ich schrieb sie und nannte sie „Schönheit". Die Sache wuchs unter meiner Phantasie ins Ungemessene. Trotzdem nahm die Wiener Hofoper das Festspiel an, und Mahler selbst dachte daran, dazu die Musik zu schreiben. Auch sandte mir die Hofoper einen ihrer Regisseure, mit dem ich alle Einzelheiten der Aufführung besprach. Ich bedurfte jedoch zu meiner „Traumdichtung" so vieler junger schöner Menschen, daß selbst Wien, die Stadt schöner Jugend, sie nicht aufbringen konnte. Auch stellten sich die Kosten des Festspiels, wie ich es mir dachte und wie ich es anders nicht haben wollte, als beinah unerschwinglich heraus. So unterblieb die Sache.

Ebenso anregend wie die Nachmittage im Hotel Continental waren die intimen Abende mit der Fürstin Metternich im Palais Öttingen verbracht. Wir saßen in dem Arbeitszimmer des Fürsten Albrecht um den runden, so vertrauten, mit rotem Filz überzogenen

Tisch, auf dem unter einem großen grünen Schirm die Lampe brannte, und plauderten nach Herzenslust. Häufig erzählte Fürstin Pauline, was sie in ihren Erinnerungen noch nicht aufgezeichnet hatte oder aus Diskretion nicht aufzeichnen wollte. Und wie sie erzählte! In dieser Frau war alles Leben und Bewegung. Dabei war sie von einer erstaunlichen Natürlichkeit und Gesundheit der Empfindung. Sie nannte die Dinge ohne Rücksicht auf irgendwas und irgendwen beim rechten Namen. Nur über Bismarck konnte ich nicht mit ihr sprechen!

Einen großen, überaus reizvollen Gegensatz zu Fürstin Pauline bildete ihre zweite Tochter, die Prinzeß Klementine, eine zarte Gestalt, ebenso gütig wie lieblich. Sie ging ganz in der Mutter auf, so daß sie kein eigenes Leben führte und es auch gar nicht führen wollte.

Und rings um den runden Tisch die anderen: der Sohn des Hauses, jener prachtvolle Jüngling, der gleich seinem Bruder so früh ins Grab sinken sollte; die Tochter des Hauses, die nachmalige Erbprinzessin von Ratibor; die Frau und der Herr des Hauses, Fürstin Sophie und Fürst Albrecht, der auf mich wie ein lebendiges Kunstwerk wirkte. In solchem Kreise konnte ich mich wohl glücklich fühlen ...

Eng befreundet wurden wir in München mit Johanna Jachmann-Wagner, der Großnichte des Meisters, der ersten „Elisabeth". Es war Johanna Jachmann-Wagner, die für mich eines Jugendtraumes schönste Erfüllung war, sie hatte bereits in meinen Knabenjahren tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie zu jener Zeit nur noch Pauline Lucca und Albert Niemann; und wie — Lilli Lehmann, die Herrliche, heute meine bewunderte, geliebte Freundin.

Viele Jahre sind seit jenen Knabenjahren vergangen; aber der ganze Zauber dieser begnadeten Künstler steht mir noch heute so lebendig in Erinnerung, daß ich sie mir in jeder ihrer Rollen vorstellen kann. Albert Niemann als Tannhäuser in der großen Erzählung des letzten Aktes, oder als Cola Rienzi; oder als Siegmund in der Walküre. Pauline Lucca im Don Juan als Zerline, in einer alles andere überragenden Gestaltung dieser Figur, so daß die Oper nicht mehr Don Juan, sondern „Zerline" hätte heißen sollen. Oder

in Meyerbeers Effektstück „Die Afrikanerin", wo die kleine Person unter dem Giftbaum von geradezu monumentaler tragischer Größe war. Und ich sehe Johanna Jachmann-Wagner vor mir als Königin Elisabeth und als Iphigenie, als Lady Macbeth und als Margarete in Richard dem Dritten.

Dann die Abende bei Joseph Kainz.

Der Königsgünstling hauste recht bescheiden in einer möblierten Wohnung in der Maximilianstraße. Wenige Freunde und gute Bekannte versammelte er an freien Abenden um sich und las ihnen vor: Clavigo und Traum ein Leben und Rosmersholm.

Dieses Drama war damals vor kurzem erschienen, und wir waren samt und sonders begeisterte Ibsenianer — wie es jetzt fanatische Anhänger Strindbergs und Wedekinds gibt. Aber damals waren es doch andere, bessere Zeiten!

Über König Ludwig den Zweiten, den Unglücklichen, sprach er niemals. Das gereicht ihm zur Ehre. Dann erfolgte des Königs tragischer Tod; vorher hatte Joseph Kainz das Münchner Hoftheater verlassen und war nach Berlin ins Deutsche Theater gegangen, für die Berliner nicht nur ein neuer Stern, sondern eine neue Sonne.

Diese Bühnensonne hatte ihren strahlendsten Aufgang bei der ersten Aufführung des Don Carlos. Ich wohnte ihr in Berlin bei. Auch für mich war der Don Carlos von Joseph Kainz eine Offenbarung. In meinem Entzücken über diese Neuschöpfung des Schillerschen Helden ahnte ich damals nicht das Unheil, das aus dieser Gestaltung des unglücklichen spanischen Königssohns für das deutsche Theater entstehen sollte: jeder Don Carlos wollte fortan ein Joseph Kainz sein.

Der ganze Schiller wurde von nun an „kainzisch", das heißt: naturalistisch gegeben. Es gab keinen Jambus mehr. Die moderne Zeit und die moderne Schauspielkunst löste den Schillerschen Jambus in Prosa auf. Wehe dem Schauspieler, der fortan gewagt hätte, Schiller — schillerisch zu sprechen. Er wagte es auch gar nicht mehr! Und es gab keine Regie, keine Kritik, die dem Unwesen Halt geboten hätte. Im Gegenteil! Frankreich besaß für seine großen Klassiker seine große Tradition. Aber Deutschland meinte Frankreich weit

voraus zu sein; denn Deutschland gab der neuen Zeit, was der neuen Zeit gehörte — was die neue Zeit haben wollte.

Wenn in Deutschland die Kunst nur recht modern sein konnte! Nur dann war sie überhaupt erst eine Kunst!

* * *

Von den großen Bühneneindrücken meiner ersten Jugendzeit sprechend, gedenke ich einer tragischen Gestalt, die später den stärksten Eindruck während meines ganzen, doch schon langen Lebens auf mich gemacht.

Dieses seltene Erlebnis gab mir ein fremder Tragöde: der Amerikaner Edwin Booth.

Er kam mit einer schlecht zusammengesetzten Truppe dritten Ranges nach Berlin und spielte dort im Residenztheater.

Der Amerikaner kam mit einer deutschen Truppe und führte mit ihr König Lear und Hamlet auf, er allein englisch sprechend!

Nur von seinem Hamlet will ich berichten.

Der Vorhang hebt sich. Der König und die Königin von Dänemark sitzen, von ihrem Gefolge umgeben, auf dem Thron. Die Handlung beginnt.

Ich spähe nach Hamlet aus und entdecke endlich einen alten Mann, hoch und schlank, mit sehnigem Halse, ungeschminkt. Aber Züge und Haltung sind edel.

Sollte etwa der Alte der junge Hamlet sein?

Er ist es, und er spricht. Spricht englisch in der deutschen Truppe, und plötzlich ist der alte Mann nicht mehr der alte Mann: er ist jung, er ist ein Prinz, ist jeder Zoll ein Prinz, wie Lear jeder Zoll ein König ist; und daß er allein unter den anderen englisch spricht, höre ich nicht mehr.

Ich sehe und — sehe fortan nur ihn, höre fortan nur ihn.

Aber — wie ist denn das? Soll Hamlet, Prinz von Dänemark, nicht eine problematische Natur sein? Eine der allerproblematischsten Naturen der Weltliteratur? Wurden über diesen Hamlet, der von dem ruhelosen Geist seines gemordeten Vaters gemahnt wird, dessen Tod an seinem Mörder zu rächen, und der seine Mission nicht zu erfüllen vermag — nicht Bände von Kommentaren geschrieben?

Diesen Hamlet sehend und hörend, frage ich mich selbst beständig: „Ist denn das möglich? Ich meine, ist es möglich, daß über Hamlet ganze Bibliotheken geschrieben werden? Alles in dieser von Schmerz und Haß zerrissenen, von Schwäche und Grauen erfüllten jungen Menschenseele ist ja so einfach, so selbstverständlich; ist eben, wie es anders gar nicht sein kann! Und dann Bibliotheken von Kommentaren, Analysen; von immer neuen Begründungen, Erfassungen, Erkenntnissen?"

Weiter frage ich mich: „Heißt es nicht, die Schauspielkunst wäre lediglich reproduktiv, also nachschöpferisch und nachgestaltend? Seht und hört diesen jungen Hamlet, der ein alter Mann ist! Seht und sagt auch dann noch, daß ein großer Schauspieler nicht zugleich ein großer Schöpfer und Gestalter sein muß."

Nach dem Hamlet von Edwin Booth sah ich keinen anderen Hamlet mehr. Es wäre mir als eine Entweihung jenes einen großen Eindrucks erschienen.

Wer das Glück hat, einen solchen empfangen zu haben, soll ihn festhalten.

* * *

Gern erinnere ich mich des Prinzen Georg von Preußen, dieses fürstlichen Romantikers. In seinem schönen Palais in der Wilhelmstraße gab der Prinz intime Frühstücke, die in ganz Berlin berühmt waren; und zwar nicht etwa wegen ihrer Üppigkeit, sondern wegen des an der Tafel herrschenden Geistes. Es war der Geist einer aussterbenden Zeit, zu deren letzten Repräsentanten der Prinz gehörte. Zu dem kleinen Kreise der häufig Geladenen zählten Georg von Hülsen, Ernst von Wildenbruch und ich. Prinz Georg war ein ausgezeichneter Erzähler und liebte es, wenn man ihm aufmerksam zuhörte. Seine Geschichten behandelten ausschließlich Selbsterlebtes mit längst verstorbenen Künstlern und anderen bemerkenswerten Persönlichkeiten einer vergangenen Generation. Besonders gern und lebhaft berichtete er von der Rachel. Er hatte die Tragödin gut gekannt und verstand es meisterhaft, ihre Auffassung tragischer Gestalten lebendig zu machen, so daß die Künstlerin in ihrer ganzen Größe vor uns stand. Wir mußten gestehen, daß unsere Zeit keine

zweite Rachel besaß, weder in Sarah Bernhardt noch in Eleonore Duse. Selbst nicht in Charlotte Wolter.

Der Prinz Georg von Preußen war Dichter. Seine Dramen führte das königliche Schauspielhaus mit großer Pracht auf. Sie waren edel empfunden; aber ihr Autor blieb der königliche Dilettant. Auch im Hause Olfers begegnete ich dem liebenswürdigen Prinzen häufig . . .

Eine der Frauen Berlins, die auf mich am stärksten und zugleich am beruhigendsten wirkte, blieb Babette Meyer, Bismarcks einstmalige Freundin.

Ich sage ausdrücklich: am beruhigendsten. Sie war nicht nur geistreich und witzig, sondern auch weise und gütig, und besaß für die heftige Erregung einer leidenschaftlichen Menschenseele das wohltuendste Verständnis. Meine Stücke wurden damals an verschiedenen Bühnen Berlins oft aufgeführt, und ich befand mich bei jeder ersten Aufführung in einem Zustand, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzte. An jedem solchen Schicksalstag sagte meine Frau zu mir: „Geh heute zu Babette! Bleibe bis zum Anfang der Vorstellung bei Babette! Was dann kommt, ist meine Sache.“

Was meine Frau ihre Sache nannte und wie sie ihre Sache durchführte — ohne sie hätte man mich schon damals in einer Nervenheilanstalt unterbringen müssen . . .

Die intimste Freundin von Babette Meyer war Marie von Weber, eine Tochter des Schriftstellers und Technikers von Weber und eine Enkelin des Schöpfers des Freischütz, des Oberon und der Euryanthe. Sie war eine überaus stattliche, ja hoheitsvolle Erscheinung. Sie war schön. Und sie war stolz.

Ich werde von dieser durchaus hervorragenden Frau noch sprechen müssen.

15.

Beginn der schweren Erkrankung

1888—1891

Ich durfte von manchem Frohen, von manchem Heiteren und Geselligen berichten. Mein höchstes Glück blieb meine Frau und mein Leben in der Villa Falconieri mit unseren Freunden. Immerhin hatte sich zwischen so viel Leuchtendem ein dunkles Band gezogen: ein zunehmendes Nervenleiden.

Schon in erster Jugend, als mein Organismus noch vollkommen unentwickelt und überzart war, hatte ich Schweres erlebt. Auch später hatte ich viel gelitten und zuviel gearbeitet. Häufig saß ich mit einem Eisbeutel auf dem Kopf bis in die tiefe Nacht hinein am Schreibtisch, um schon in aller Frühe die Arbeit wieder fortzusetzen.

Jetzt aber bereitete sich eine Katastrophe vor: ich hatte Wahnideen, Selbstmordgedanken, die auszuführen mein beständiges Streben war. Unablässig mußte ich behütet werden. Meine Wärterin war meine Frau. Was sie in diesen Zeiten mit mir durchlitten und wie sie es durchlitt, das auszusprechen, fehlt mir das Wort.

Wir befanden uns wieder in Frascati. Die Ärzte wünschten jedoch für mich — und es sollte sich zeigen, daß es eine durchaus falsche Maßregel war — einen Aufenthalt in Rom; sie erhofften wohl durch Zerstreuung eine Besserung. Damit ich dort in möglichst schönen Räumen wohnen sollte, mietete meine Frau ein Stockwerk des sogenannten „Tempietto", des kleinen berühmten Palasts über der spanischen Treppe vor Trinità de' Monti.

Hier hausten wir nun, traurig genug. Ich war unfähig, auch nur wenige Zeilen zu schreiben. Um meiner Mutter, der beinahe Achtzigjährigen, bisweilen mit einigen Worten selbst Nachricht zu geben, um mich zu dieser Anstrengung aufzuraffen, bedurfte ich Tage.

Eine qualvolle Schlaflosigkeit verschlimmerte meinen Zustand, so daß sich gegen den Frühling die Notwendigkeit ergab, ein Sana-

torium aufzusuchen. Aber dort drüben lag das Albanergebirge. Ich sah Frascati; sah die Falconieri, die Terrasse, den Steineichenhain. Im Glanz der Abendsonne leuchtete das Haus gleich einem Märchenschloß. Ich flehte meine Frau an: „Hilf mir, daß ich in keine Heilanstalt gehen muß! Laß uns in die Falconieri zurückgehen! Dort werde ich gleich wieder gesund, dort werden wir wieder glücklich! Es ist Frühling. Auf Tuskulum blühen die Veilchen. Laß mich noch einmal die Veilchenblüte auf Tuskulum erleben! Es ist nicht wahr, daß ich krank bin. Und bin ich es wirklich, so werde ich an der Stätte gesunden, wo wir beide glücklich waren; ich gesunde in der Villa Falconieri sofort."

Aber ich war krank und den Bitten meiner Frau gegenüber machtlos. Also fort von Rom, in eine Nervenheilanstalt.

Sie lag in der Steiermark, nahe der schönen Stadt Graz; ihr Begründer war der berühmte Professor Krafft-Ebing und sie hieß „Mariagrün."

Gleich anfangs sollte ich in der Anstalt einer Erschütterung unterliegen. Durch Zufall geriet mir eine norddeutsche Zeitung in die Hände, in der ich las, am königlichen Schauspielhaus in Berlin sei ein Drama von Richard Voß — mein strengster Richter, Adolf Wilbrandt, hatte es für die Burg angenommen — aufgeführt worden und habe beim Publikum Erfolg gehabt. Aber der Kritiker des Blattes zerriß das Stück mitleidslos, um zum Schluß seinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß der immerhin begabte Verfasser sich in einer österreichischen Nervenheilanstalt befinde und dort seiner völligen geistigen Zerrüttung entgegengehe.

So stand es gedruckt in der Zeitung zu lesen!

Es war jedoch nicht das allein, was mich so tief traf. Ich hatte vor längerer Zeit einem jungen Berliner Schriftsteller, der ohne Mittel eine Zeitschrift gründete und mich um einen Beitrag bat, das bewußte Stück zum ersten Abdruck überlassen, wofür mir damals der Strebsame nicht genug danken konnte. Jahre vergingen; und als das Drama aufgeführt wurde, war es derselbe dankbare Herr, der mit einem kühlen Bedauern über meine unheilbare geistige Zerrüttung das Stück zu den Toten warf . . .

Professor Krafft-Ebing war gegen mich die Güte selbst. Vor

allem mußte mir Schlaf verschafft werden. Dies zu erreichen wurde jedes Mittel versucht. Aber alles versagte. Nun sollte Hypnose helfen. Wie quälte man sich mit mir! Und auch das vergeblich! Ich fand auch damals und nur bei völliger Ermattung nicht mehr als einige wenige Stunden Schlummer.

Von meiner Frau getrennt, fühlte ich mich als Kranker unter Kranken sehr unglücklich. Ich durfte keine Besuche empfangen und nur Bücher lesen, die mir nach sorgfältiger Auswahl gestattet wurden. Unter anderer „leichter" Lektüre gab man mir einen Band Rosegger. Ich las die herrliche „Waldheimat", stieß auf eine Erzählung, die mich tief ergriff, als der Arzt in mein Zimmer trat und zu mir sagte: „Sie dürfen zwar eigentlich niemand sehen; ich bringe aber trotzdem einen Besuch, der Sie freuen wird."

Dieser Jemand trat ein: eine kleine schmächtige Gestalt, ein schmales blasses vergeistigtes Gesicht, Augen, die mich durch Brillengläser voll herzlichen Mitgefühls anschauten.

Peter Rosegger!

Welche Freude! Und welche Freude jedesmal, wenn ich ihn wiedersehen durfte! Gleich in erster Stunde lernte ich ihn lieben. Seitdem wuchs meine Liebe zu ihm zugleich mit meiner Verehrung und heute ist Peter Rosegger für mich nicht nur einer der gütigsten Menschen, sondern ein Dichter, dem längst der Nobelpreis hätte erteilt werden müssen. Denn wer so wie er als Dichter wie als Mensch auf zwei große Völkerschaften wirkt, verdient den höchsten Ehrenpreis. Nun, dieser höchste Preis wird Peter Rosegger von seinem Steirervolk und von seinem Vaterland zugesprochen, bestehend in seines Volkes Liebe, Treue und Dankbarkeit . . .

In der tiefen Dunkelheit, in der sich damals mein Gemütsleben befand, waren die mit Peter Rosegger verbrachten Stunden die einzigen lichten Augenblicke.

Ostern kam. Ich hörte in der Anstalt die Osterglocken über das leuchtende Frühlingsland hinbrausen, die Auferstehung des Herrn einläutend. Für mich gab es — so glaubte ich damals — kein Auferstehen mehr. Tot war ich, tot blieb ich: geistig tot.

Zum erstenmal sollte der erste Mai als Arbeiterfest gefeiert werden, und ich wurde Zeuge eines „Maienwunders", eines anderen,

als es im Jahre 1915 Italien erlebte! Am Vormittag kam Rosegger zu mir in einer Aufregung, daß es ihn wie Fieberschauer schüttelte. Noch in der Tür rief er mir zu: „Stelle dir vor, sie lassen die Stadt von Patrouillen durchziehen!"

Er erklärte mir, die Regierung befürchte im Volk Unruhen und halte Graz militärisch besetzt. Der Sohn des Volks war außer sich. Nachmittags wollten die Aufwiegler, die Umstürzler, die zukünftigen Anarchisten, eine Zusammenkunft halten und diese sollte in einem Gehölz stattfinden, das unmittelbar an die Anlagen der Anstalt stieß. Rosegger wollte hin. Er wollte die Versammlung der Arbeiter besuchen, wollte zum Volk sprechen. Ob ich nicht mitkommen möge?

Freilich wollte ich und wir verabredeten, daß ich Rosegger am Hilmteich treffen sollte.

Zur bestimmten Stunde fand ich mich ein. Auf der Landstraße zogen die Leute zum nahen Wald: Männer, Frauen, Kinder, Alt und Jung, so harmlos vergnügt, als strömten sie einer Frühlingsfeier und nicht einer von Militär und Polizei überwachten Versammlung zu.

Wir schlossen uns dem Zuge an, gelangten in das sprießende Gehölz und erfreuten uns des fröhlichsten und vergnüglichsten Anblicks.

Die ganze schöne Waldung ward von heiterem Volk erfüllt. In Gewerke und Familien gesondert lagerten sie, unter dem von der Maisonne durchleuchteten Smaragdgrün der Wipfel. Die Frauen kochten Kaffee und die Männer tranken den Wein des Landes, dessen glühende Farbe das einzig Blutrote des Tages war. Jede Gruppe führte ihre Musik mit sich, so daß der ganze Wald von Melodien schallte. Lieder wurden gesungen: Volkslieder, Liebeslieder — patriotische Lieder. Jetzt wurde Rosegger erkannt, von allen Seiten umringt und stürmisch begrüßt. Der Peter! Es war ihr Dichter! War der Dichter der grünen Steiermark, war der Dichter des steirischen Volks! Also feierte das steirische Volk seinen Dichter und der gefürchtete staatsgefährliche erste Mai ward zu einem Peter-Rosegger-Fest.

Noch ein anderes erlebte ich in jenem Refugium kranker Menschen mit Peter Rosegger; eines Tages kam er zu mir mit einem ganzen

Stoß Bücher. Er legte sie vor mich hin auf den Tisch und schlug einen der Bände — es waren ihrer fünf oder sechs — auf. Ich sah nicht Druckerschwärze; ich sah auf grobem gelblichem Papier in verschiedenen Typen mit fast ängstlicher Sauberkeit und Sorgsamkeit wie von einer Knabenhand nachgemachte Druckschrift. Ich sah mit wenigen schlechten Farben gemalte Bilder, naive Zeichnungen. Ich sah einen von derselben Hand geschriebenen Kalender mit den Regeln der Bauern für Witterung, Ernteaussichten; mit der Bezeichnung von Festtagen, Märkten, Sprüchen, den Namen des österreichischen Kaiserhauses: alles genau uraltem ehrwürdigem Kalenderherkommen gemäß. Ich las die Titel von Erzählungen, für das Volk geschrieben, las moralische Ermahnungen; las Gedichte, allerlei „Heiteres und Buntes"; las Rätsel und was der Sohn der grünen Steiermark in seinem Kalender sonst gern lesen und hören will, darunter Anzeigen verschiedensten Inhalts über Vieh, Stand der Saaten usw. Die größeren Geschichten waren „illustriert". Von der nämlichen ungeschickten Knabenhand in nur zwei oder drei Farben, die aus Ziegelstaub und ähnlichem Material dürftig genug hergestellt schienen.

Ich las, staunte und fragte: „Was für Bücher sind das?"

Stolz ward mir erwidert: „Meine Kalender."

„Deine Kalender?"

„Ich schrieb sie in Krieglach als Gaisbub und auf der Stör als Schneiderlehrling."

„Mit solcher Schrift?"

„Es mußten doch Bücher sein, die wie gedruckte aussahen."

„Wann schriebst du sie?"

„Nachts in meiner Kammer, ganz heimlich, bei einem Stümpchen Kerze, das ich mir auf irgend eine Weise verschaffte. Es waren geweihte Stunden, sage ich dir!"

„Todmüde schriebst du sie?"

„Müde war ich freilich. Aber schreiben mußte ich. Es war meine glücklichste Zeit."

„Und du schriebst diese wundersamen Bücher für —"

„Für das Steirervolk. Dort oben gab es nichts zu lesen in der Einöd. Also mußte ich schreiben. Ich schrieb, wie ich mir dachte, daß solche Bücher geschrieben werden müßten. Ich verlieh sie an

Mägde und Knechte, an die Unwissenden und der Belohnung und Freude Bedürftigen. Die Farben zu den Bildern machte ich mir selbst. Weil Papier und Tinte aber immerhin etwas kosteten und ich nichts hatte, so gut wie nichts, mußte ich für das Verleihen Geld erheben: ein paar Kreuzer für einen Kalender. Nur ein paar, weißt du! Die Dirnlein und Knechtlein dort hatten ja doch selbst nichts."

„Also eine wirkliche Leihbibliothek mit wirklichen Abonnenten hattest du als Gaisbub und Schneiderlehrling für dein liebes Steirervolk?"

„Freilich, freilich!"
Und er strahlte über sein ganzes gutes Gesicht.

„Du hattest viele Abonnenten?"
„Wenigstens einige; aber —"

„Nun?"
„Wenn es zum Zahlen kam —"

„Nun?"
„So zahlten sie nicht, schimpften mich oft wohl gar. Doch das machte mir nichts. Schön war es darum doch, ganz herrlich schön! Und — ja, und schreiben mußte ich eben. Es geschah daher nur aus purer Selbstsucht."

Und der „selbstsüchtige" Peter Rosegger sah die vielen Bände an mit einem Blick — ein Blick war's, den ich nie vergessen werde.

Wenn der Hand, die jene Bücher im einsamen Kämmerlein bei einem Stümpchen schlecht brennender Kerze so mühselig und so selig für sein liebes Steirervolk und für sich selbst mit der Kunst eines Mönchleins in Druckschrift zeichnete und dazu die Bilder malte — wenn dieser uns allen teuren Dichterhand einmal die Feder entfallen sollte, so haben zwei große Nationen einen Dichter verloren, zu dessen letzter Ruhestätte sowohl, wie zu dessen ärmlichem Geburtshaus sie in Prozessionen wallfahrten sollten; denn beide Stätten sind geweiht.

* * *

Im Hochsommer wurde mir gestattet, nach Bergfrieden zu gehen. Es stand noch immer herzlich schlimm um mich. Zum erstenmal konnten wir keine Gäste haben. Ich war so menschenscheu, daß ich

mich auf den einsamsten Wegen versteckte, wenn ich glaubte, auch nur einem unserer Bauern zu begegnen.

Im Herbst 1890 sollte ich in die Anstalt nach Mariagrün zurückkehren. Da bot mir statt dessen der Herzog Georg von Meiningen den Aufenthalt in der Villa Carlotta am Comer See an. Dort brauchte ich nicht zu fürchten, Menschen zu begegnen.

Dankbar nahm ich das Anerbieten des edlen Fürsten an und wir übersiedelten mit unseren Dienstleuten im Oktober vom Königssee an den Comer See, dem lieblichsten aller italienischen Seen, an dem ich vor Jahren zum erstenmal meine Frau gesehen hatte — gesegnet sei der Tag! ...

So schön es in der Villa Carlotta auch war, kamen dort noch für mich schwere Zeiten des Leidens. Da saß ich eines Tages im Januar 1891 beim Frühstück, als meine Frau plötzlich ausrief: „Was ist dir? Du bist totenbleich? Was siehst du?"

Plötzlich war es über mich gekommen wie eine Vision: Gestalten traten vor mich hin, so lebendig, als ob sie sich leibhaftig im Zimmer befänden.

Und ich, der ich noch vor kurzem nicht fähig gewesen, nur einen Brief zu schreiben, begann ein Drama zu verfassen, dessen Personen jene von mir geschauten Gestalten waren. In einer Woche hatte ich das Stück beendet. Und gab ihm den Titel: „Schuldig!"

Ich reichte das Werk am Wiener deutschen Volkstheater ein und nach wenigen Tagen schon kam ein Telegramm, das Stück sei angenommen und solle bereits im nächsten Monat aufgeführt werden. Ich erfuhr von einer Künstlerin, Adele Sandrock, die am deutschen Volkstheater in meinen Stücken „Eva" und „Alexandra" Erfolge gehabt, die ganz Wien in Aufregung versetzten. Diese junge Tragödin sollte auch in „Schuldig" die Hauptrolle spielen. Die Direktion lud mich auf das dringlichste ein, der Erstaufführung beizuwohnen.

Eine frohe Erregung bemächtigte sich meiner. Ich konnte wieder arbeiten, war also nicht mehr krank, war wieder gesund, wieder daseinsberechtigt, würde wieder leben.

Wir warteten den Frühlingszauber in der Villa Carlotta, die

Azaleen- und Rhododendronblüte nicht ab, sondern reisten über Venedig nach Wien, wo meine mütterliche Freundin, die Baronin Todesco, für uns in einer Vorstadt eine möglichst ruhige Unterkunft gesucht hatte. Sie empfing uns auf dem Bahnhof und fuhr mit uns in ihr Palais, wo ich ausruhen sollte, um mich dann in die für uns gemietete Wohnung zu begeben, von der wir erst jetzt hörten, wo sie lag: in dem mir so wohlbekannten Döbling.

Am Abend verabschiedeten wir uns von der gütigsten aller Frauen, fuhren nach Döbling, fuhren durch ein Tor in einen von allen Seiten umschlossenen Hof. Als wir ausstiegen, stand unsere Freundin uns erwartend am Eingang einer Vorhalle und führte uns mit strahlendem Lächeln in das hell erleuchtete Haus, ein altertümliches kleines Palais mit einer „fürstlichen" Einrichtung, mit einem großem Warmhaus voller Palmen und blühenden Pflanzen. Im Speisezimmer stand der blumengeschmückte Tisch gedeckt und unser eigener Diener, der vorausgefahren war, meldete, es sei serviert!

Bald darauf fand die Erstaufführung von „Schuldig" statt. Welch ein Abend! Welch eine Aufführung und welches Publikum! Es war der größte Erfolg meines Theaterlebens.

Meine lieben Wiener, ich werde euch diesen Abend niemals vergessen!

Der Arzt hatte mir auf das strengste verboten, bei einem etwaigen Erfolg auf der Bühne zu erscheinen. Also blieb ich in der Loge. Aber das Publikum wollte mich durchaus sehen und rief wieder und wieder ungestüm nach mir. Man brachte nicht nur Kranz auf Kranz in die Loge, sondern sogar zwei schlanke Lorbeerbäume, mit buntem Bandwerk geschmückt, wurden mir zu beiden Seiten aufgestellt. Als ich das Theater verließ, warteten — wie bei jener ersten Aufführung in Frankfurt am Main — vor dem Theater Hunderte von Menschen auf mich, um mich zu grüßen und um mir die Hände zu drücken.

* *
*

Also war es doch ein Auferstehen gewesen und ich hatte ein Ostern gehabt.

* *
*

Der Held dieses Dramas ist, wie bekannt, der Sträfling Thomas Lehr, im Zuchthause Nummer 36 benannt.

Die letzte Nachricht, die mir von der Königin von Rumänien zuteil ward, war eine Depesche mit den Glückwünschen zu meinem großen Erfolg und der Unterschrift:

„Ihre arme Nummer 36.“

16.

Die einsame Königin

1892

Ich war schon lange Jahre Bibliothekar der Wartburg, aber es befand sich auf der Wartburg keine Bibliothek. Also ward es für mich eine Ehrensache, eine Bibliothek zu beschaffen. Wenigstens den Anfang dazu. Der Bedeutung der Burg gemäß, mußte dieser Anfang in einer möglichst reichhaltigen Lutherbibliothek bestehen. Es sollte mir denn auch mit Hilfe eines sächsischen Mäzens glücklich gelingen, den Grundstock zu legen. Das war ein Herr Klemm aus Dresden, von dem man mir sagte, er hätte in seiner Jugend dem Schneiderhandwerk angehört. Jetzt war er ein reicher Mann und ein großer Bibliophile.

Wie zart die Güte des Großherzogs gegen mich war, davon könnte ich Beispiel auf Beispiel berichten. Wenn der Fürst den Eindruck erhielt, daß das Hofleben mich ermüdete, schickte er mich für einige Tage von der Burg fort in die Einsamkeit, die mir nun einmal von je unentbehrlich war. Ein Hofwagen entführte mich nach Wilhelmsthal, nach jenem, von Karl August und Goethe erbauten, inmitten von Wald und Wiese gelegenen Thüringer Schloßidyll. Im Kavalierhaus fand ich alles auf das sorglichste vorbereitet und die Lieblichkeit der Umgebung wirkte auf mich wie ein Goethesches Gedicht. Ich hatte manchen Aufruhr in mir niederzukämpfen, was mir während meines Verweilens in der köstlichen Abgeschiedenheit mit ihren großen Erinnerungen denn auch jedesmal gelang. Das Herzogtum Sachsen-Meiningen grenzte an das Wartburggebiet. Auf einem der Meiningischen Waldberge besaß Herzog Georg das Jagdhaus „Kissel“. Zwischen den beiden Fürsten herrschte kein sehr freundliches Einvernehmen, woran — ich sage das mit Bedauern — der Großherzog Karl Alexander die Schuld trug. Dieser sonst so ritterliche Fürst hatte sich während eines Besuches des ihm nahe verwandten

Herzogs Georg wenig ritterlich gegen dessen Gemahlin, die Freifrau von Heldburg, gezeigt, und Herzog Georg vergab nicht, was gegen die geliebte Frau gefehlt wurde; wie er auch niemals dem jungen Kaiser die Kränkung vergeben hat, die der Monarch seiner Gemahlin zuteil werden ließ. Doch davon will ich später berichten.

Auch folgendes hatte zu der Entfremdung der beiden Fürsten geführt, von denen jeder edel und gut war. Gelegentlich eines Besuches des Großherzogs hatte dieser leutselig zu dem Herzog geäußert: „Wärst du nicht der Herzog von Meiningen, so würde ich dich zu meinem Hofgärtner machen.“

Als ich mich auf der Wartburg befand, hielt der Herzog seine alljährlichen Jagden auf dem „Kissel“ ab und lud mich ein, ihn und die Freifrau zu besuchen. Ich teilte dem Großherzog die Einladung mit und mir wurde sogleich Urlaub gewährt. Ein Hofwagen brachte mich an die Meiningensche Grenze, wo mich ein anderer Hofwagen erwartete. Wie ich später erfahren sollte, hat mir der Herzog Georg meine Beziehungen zum Großherzog sehr verübelt . . .

Auch das Jagdhaus Kissel war in seiner Weltabgeschiedenheit ein Thüringer Idyll; von Schloß Altenstein gar nicht zu reden.

Auf der ganzen Welt konnte es solche Landschaft nur in Thüringen geben! Das Jagdhaus war bunt umrankt und bunt umblüht und das Leben darin von einer Behaglichkeit, wie nur eine edle Frau sie gestalten kann: Die Freifrau gab dem Leben des Hauses die Stimmung, wie sie es auch war, die der Umgebung des Herzogs von ihrer starken Wesenheit mitteilte. Namentlich ward unter dem Einfluß der Freifrau Herzog Georg ein Bürgerfürst in des Wortes schönster Bedeutung . . .

Auf die Burg zurückgekehrt, sollte ich Häßliches erfahren. Ich war dem Oberſthofmeister, Grafen Beust, eine äußerst unbequeme und unangenehme Persönlichkeit. Eines Tages stand ich in rührender Unschuld inmitten des Gefolges, als der Herr Graf zu uns trat und zu einer der Damen der Frau Großherzogin in heftiger Erregung äußerte: „Indiskretionen über Indiskretionen!“

Der Urheber dieser „Indiskretionen“ sollte ich ahnungsloser Engel sein. Das ging folgendermaßen zu:

Der Kommandant von Arnswald, mit dem ich mich während

meines Aufenthalts auf der Burg auf das innigste befreundet hatte, war so gütig gewesen, meine Frau einzuladen, selbstverständlich nach Abreise des Hofs, und wohlverstanden als Gast der Familie von Arnswald. Dieser harmlosen Sache hatte man die Wendung zu geben verstanden: ich würde meine Frau gleich nach Abreise des Hofes auf die Burg kommen lassen und in meine Amtswohnung einquartieren. Später hörte ich, welchen Aufruhr die winzige Sache in der Hofgesellschaft erregt hatte. Sie ward dem Großherzog und der Frau Großherzogin feierlich vorgetragen und den Herrschaften als eine beispiellose Indiskretion meinerseits geschildert. Ich sollte jedoch eine Fürsprecherin erhalten und zwar in der Person der Prinzeß Elisabeth. Diese erklärte: „Voß begeht keine Indiskretion; Voß besitzt Takt, ist überhaupt ein anständiger Mensch. Die Sache muß sich anders verhalten."

Da sie sich in der Tat vollkommen anders verhielt, brachte die Sonne meine Unschuld sehr bald an den Tag; ein Umstand, der die wenig freundlichen Gefühle des Herrn Grafen und anderer für mich nicht gerade freundlicher machte. Mir aber zeigte die Angelegenheit, wie es an einem Hofe zuging; und die kleine Erfahrung bestärkte mich in dem Vorsatz, mich möglichst fern von allem zu halten, was mir Ähnliches einbringen konnte, und nur ein eben so treuer, wie dankbarer Diener des gütigen Fürsten zu sein, dem zu danken und den zu verehren ich alle Ursache hatte.

Ich glaube von mir sagen zu können, daß ich in meinen Beziehungen zu Weimars Fürstenhaus stets mir selbst getreu blieb und das bis zur heutigen Stunde ...

Ende Oktober kehrte ich mit meiner Frau über Venedig nach Frascati zurück. In Venedig erhielten wir durch Zufall in einem Palast am Canale Grande eine wirklich phantastisch schöne Wohnung, so daß unser Aufenthalt in der Lagunenstadt sich verlängerte. Gerade zu jener Zeit ereignete sich in Rumänien die Tragödie der Königin mit der Hofdame Vacarescu und ihrem mit unauslöschlicher Schande bedeckten Neffen und Thronfolger, dem gegenwärtigen König Ferdinand von Rumänien.

Von der noch in hohem Alter wunderschönen Mutter der Gräfin Schleinitz — ich erinnere mich nicht, ob die Freundin und Förderin

Richard Wagners schon damals Gräfin Wolkenstein hieß, — und den beiden durch ihre Originalität und Wohltätigkeit berühmten Damen Delchen und Lexchen Schleinitz erfuhr ich, daß man die Königin von ihrer leidenschaftlich geliebten Freundin gewaltsam getrennt hatte, und daß sie mit einem vom König Karol gewählten Hofstaat in Venedig weilte, wo Pierre Loti ihr befreundet wurde. Von Venedig aus begab sich die Königin Elisabeth nach Pallanza am Lago Maggiore. Auch jenen Aufenthalt hatte der König bestimmt und seine Gemahlin unter Obhut eines Arztes gestellt, auf dessen Ergebenheit der schwer gekränkte Herrscher sich unbedingt verlassen konnte. Königin Elisabeth wurde in Pallanza gleichsam in Gewahrsam gehalten, durfte nicht korrespondieren, wenigstens nicht mit gewissen Personen, die auf die Königin nicht nur einen unheilvollen, sondern einen geradezu gefährlichen Einfluß ausübten.

Ich traue meinem Gedächtnis nicht so ganz und kann nicht genau berichten, wie es kam, daß ich in Venedig mit jenem vortrefflichen Arzt in Korrespondenz geriet. Genug, ich erhielt von ihm die Aufforderung, nach Pallanza zu kommen, da er glaubte, meine Art würde auf den Gemütszustand der Königin günstig einwirken. So hatte ich denn auch dieses Erlebnis.

Die Königin Elisabeth von Rumänien, die Dichterin Carmen Sylva, und König Karol von Rumänien sind tot und mögen beide an gebrochenem Herzen gestorben sein; aus Scham über Rumäniens Haltung in dem Völkerkrieg, dessen Brand zur Stunde, da ich dieses schreibe, in vollen Flammen steht und der Welt ein schmähliches Schauspiel gibt: ein Hohenzoller läßt sein Volk gegen Deutschland kämpfen!

Dieses Dramas gedenkend, erinnere ich mich, mit welcher Verachtung, ja, mit welchem Widerwillen Königin Elisabeth über ihren Neffen sprach. Was ich sonst mit ihr in Pallanza erlebte, däucht mir heute eine Fieberphantasie. In Pallanza war Königin Elisabeth krank, schwer krank, gemütskrank. Gemütskrank wurde beinahe ich selbst nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt dort. Ich besaß viele Briefe der Königin an mich. Auf unerklärliche Weise sind die meisten dieser Briefe aus meinem Besitz verschwunden. Möchten sie niemals wieder zum Vorschein kommen! Denn manche Leser könnten vergessen,



Melanie Voß, die Gattin des Dichters
Nach dem Pastell von Franz Lenbach

9

daß es die Briefe einer Schwerkranken sind, und es könnte daraus Unheil entstehen. Was ich von jenen Tagen erzählen darf, will ich berichten. Ich will nur davon erzählen, was aufklärend wirken könnte ...

Ich bekenne es unumwunden: vom ersten Augenblick an geriet ich vollständig unter den Bann der Königin; doch hatte die Magie, die sie auf mich ausübte, nicht das mindeste damit zu tun, daß sie eine Königin war. Wohl war sie auch für mich eine Gekrönte. Nur, daß ihre Krone nicht aus Gold bestand, funkelnd von Edelsteinen und Perlen; auch nicht von Rosen durchwunden, sondern sie trug für mich eine Dornenkrone. Diese Königin war dornengekrönt durch ihren Glauben an die Menschen, durch ihre Liebe zu den Menschen, zu solchen, die ihrer Liebe und ihres Vertrauens sich unwert gezeigt hatten. Nicht nur als Königin war sie damals tief unglücklich, sie war es auch als Gattin und Mutter. Das Kind, das sie dem König geboren, das sie angebetet hatte, war gestorben und ihre Mutterliebe trieb mit der Gestorbenen einen Totenkult.

Ich sagte: unglücklich auch als Gattin, woraus sie — leider — kein Hehl machte. Aber sie war eben eine kranke Frau, sprach gleichsam im Delirium, wußte kaum, was sie redete. Gewiß hat sie auch anderen als mir das Intimste ihrer Ehe dargelegt. Ich kann nur wünschen, daß jene anderen es so verstanden haben, wie ich es damals verstand: daß eine gemütskranke Frau zu ihnen sprach; eine — ich muß es auf das nachdrücklichste noch einmal sagen — vollkommen Niedergebrochene. Aber sie hätte trotzdem ihre kranke Seele nicht so entschleiern, nicht die Geheimnisse der Frau hätte sie preisgeben dürfen. Daß sie es tat, sie, die nicht nur eine Königin, sondern zugleich eine königliche Frau war, beweist ihren Zustand vollkommener Zerrüttung.

Gleich bei meiner ersten Begegnung ergriff mich das Mitleid mit ihr so heftig, daß ich einen körperlichen Schmerz empfand; war ich doch dem Unglück einer edlen Frau gegenüber von jeher hilflos, bin es noch heute. Ich habe früher oft gesagt und ich sage es heute wieder: Ich hätte für die Königin von Rumänien damals mein Leben lassen können, wäre ich imstande gewesen, durch meinen Tod ihr zu helfen, sie gesund und glücklich zu machen, eine glückliche Gattin und Herrscherin über ein Volk, dem sie ihre Liebe gab; freilich einem ihrer Liebe unwürdigen Volk! Schon am ersten Tag war ich Zeuge

eines Ausbruchs von solcher Leidenschaftlichkeit, daß ich ihr später sagte: „Majestät hätten sich als Dichterin einen anderen Namen beilegen sollen als Carmen Sylva.“

„Welchen anderen Namen?“

„Tempesta. Denn bei Majestät ist alles Aufruhr und Sturm.“

Bald daraufhin erhielt ich ein kostbares Geschenk mit dem darauf eingravierten Namen: „Tempesta.“

In der Umgebung der Königin befanden sich nur wenige Personen. Das Amt einer Oberhofmeisterin hatte eine alte, überaus würdige Dame aus dem großen rumänischen Geschlecht der Sturdza; eine Jüngere, deren Namen ich vergaß, war Hofdame. Dazu kam der sorgsame Arzt und dessen gütige Gattin, meine Frau und ich. Der Arzt und ich waren fast beständig um die kranke Königin, häufig bereits am frühen Vormittag, oft bis nach Mitternacht. Wir mußten sie beständig beruhigen, sanft auf sie einreden, ihr zusprechen. Sie konnte kein Glied rühren, wenigstens bildete sie sich das ein. Und sie bildete sich auch ein, keine Speisen zu sich nehmen zu können. Es war jeden Tag eine harte Arbeit, sie zum Essen zu bewegen. Sie genoß nur Seeforellen. Der Fisch mußte gekocht werden und eiskalt sein und sie quälte sich, Bissen für Bissen zu schlucken. Nach dieser Hauptmahlzeit trugen sie die Lakaien zu einer Ausfahrt die Treppe hinunter und setzten sie in einen Fahrstuhl. Sie war stets sehr phantastisch gekleidet, etwas zu phantastisch. Ihr dichtes schönes Haar war schon damals ergraut. Dabei war sie noch jung und aus ihrem blassen Gesicht leuchteten die Augen in dem strahlenden Blau der Genzianen.

Eine Kinderschar wartete täglich auf das Erscheinen der Majestät. Das gab dann einen rührend-lieblichen Anblick. Die kranke Königin, die die Kinder zu sich kommen ließ und Backwerk und Süßigkeiten unter sie verteilte. Von den Kindern begleitet, fuhr sie auf der Straße längs des Seeufers oder hinauf nach San Remigio, dem Besitztum einer reichen englischen Familie, von der Herrlichkeit eines Garten Eden. Auch dort harrten ihrer Kinder. Eine Tochter der Besitzerin dieses Paradieses ließ eine Anzahl kleiner Mädchen erziehen. Die Zöglinge von San Remigio trugen hellblaue Kleidchen; junge Schönheiten befanden sich darunter. Der wundersame Ort, die lieblichen Kinder, — hätte Goethe San Remigio gekannt, er hätte,

angeregt durch diese Begebenheiten, in Wilhelm Meisters Wanderjahren eines der reizvollsten Kapitel geschrieben. Auch Mignon hätte unter die Schar der Blaugekleideten gut gepaßt, Mignon in weißen schleppenden Hüllen mit Schwanenfittichen auf einem Thronsessel, als ein Engel des Himmels ihrer Verklärung nahe. Es soll ja doch der Lago Maggiore gewesen sein, an dessen hesperischen Gestaden Goethe die Gestalt der Mignon erdacht hat. Jubelnde Kinder gaben der Königin das Geleit hinauf, von jubelnden Kindern wurde sie unter den Palmen in den Blütengefilden von San Remigio empfangen. Aus der Tiefe strahlte der See herauf, leuchtete das Gebirge herüber, der ganze Ort ein Tempel der Erdenschönheit . . .

Es kamen die frühen Winterabende und ich mußte auch jetzt bis in die späte Nacht hinein um die Königin sein. Wie bekannt liebte sie sehr — nur allzu sehr! — vorzulesen: ihre eigenen Gedichte, Novellen, Dramen. Sie las Stunden und Stunden, und es hätte die Leidende tief gekränkt, würde sie bei ihren Zuhörern Zeichen der Ermüdung bemerkt haben. Ich erkannte durchaus ihre ungewöhnliche große Begabung und bewunderte sie aufrichtig, aber ich konnte mir nicht verhehlen, daß ihrem Talent ein Wichtiges fehlte: die ernsthafte Arbeit. Häufig wünschte sie nur mich als Zuhörer. Besonders lag ihr daran, mir ein Drama vorzulesen, dessen Stoff einer alten rumänischen Sage entnommen war. Ich fand das Stück grausam quälend und schlecht im Aufbau und ich verehrte die Verfasserin viel zu innig, dachte von ihr viel zu hoch, um ihr nicht meine aufrichtige Meinung zu sagen, natürlich in rücksichtsvollster Weise, wie es einer Kranken und Unglücklichen gegenüber angemessen war. Später erfuhr ich, daß ich meine Kritik doch nicht zart genug gehalten und die Dichterin auf das tiefste damit gekränkt hätte. Dieser Frau auch nur einen Augenblick Leid zugefügt zu haben, machte mich unglücklich.

Eine andere Vorlesung, bei der ich wiederum allein anwesend war, geriet mir nicht nur zum Leid, sondern geradezu zur Qual. Die Königin las Aufzeichnungen, die erst nach ihrem Tode veröffentlicht werden sollten. Diese Aufzeichnungen aus dem Leben einer Königin und unglücklichen Frau waren furchtbar. Furchtbar in der Zügellosigkeit ihrer Phantasie und aller Empfindungen ebenso wie in der pathologischen Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks. Es war darin

etwas Ungebändigtes, Erschreckendes. Zugleich etwas Revolutionäres. Eine Königin, die so dachte und empfand, durfte nicht Königin sein.

Ich geriet außer mir, sprang auf und sagte: „Majestät dürfen diese entsetzlichen Blätter niemals zurücklassen! Diese Blätter müssen vernichtet werden! Sie begehen ein Verbrechen, wenn Sie sie nicht vernichten: ein Verbrechen an sich selbst und an der Majestät Ihres königlichen Berufes." Es waren böse Stunden ...

Und es waren böse Stunden, wenn sie mit mir über den König sprach, für den ich die höchste Verehrung hegte. Sie verzieh ihrem Gemahl nicht, daß er die Verlobung ihres Neffen, des Thronfolgers, mit ihrer Hofdame und Freundin gewaltsam gelöst hatte; verzieh ihm nicht die Entfernung ihres elsässischen Sekretärs, den sie für ihren treuesten Freund hielt; verzieh ihm nicht, daß der König sie aus Rumänien gewissermaßen ausgewiesen hatte und sie in der Fremde unter Aufsicht halten ließ. Jedenfalls wie eine Verbannte.

Jeden Tag erfolgte ein leidenschaftlicher Ausbruch von Verachtung, Zorn und Widerwillen gegen ihren Neffen, den damaligen Thronfolger und gegenwärtigen König. Sie schalt den Jüngling einen Schwächling und Feigling, willenloses Werkzeug eines Jeden, der ihn in die Hand bekam und ihn festzuhalten verstand. Allerdings war er auch ein Werkzeug in ihrer eigenen Hand gewesen. Doch das ist nicht ganz richtig. Vielmehr hatte der Erbe der Krone Rumäniens sich zum Werkzeug einer nationalen Partei gebrauchen lassen, die in ruchloser Weise auch die Königin für ihre Zwecke auszunützen verstand. Sie, die Königin, mit ihrem starken und stolzen Geist war selbst Werkzeug gewesen. Das traurige Schauspiel hätte sich niemals ereignen können, wäre Rumäniens Königin keine Dichterin gewesen, mit einem Überschwang an Phantasie. Die Oberhofmeisterin, jene alte ehrwürdige Dame, gab mir von dem Vorgefallenen ausführlichen Bericht. Dieser Bericht war eine Tragödie, die Tragödie einer Königin, die an die Menschen heilig glaubte und von ihnen grausam getäuscht wurde. Mit dämonischer Kunst hatte man verstanden, ihre Anlage zur Mystik auszubeuten und sie tiefer und tiefer in die dunklen Irrgänge einer Geisterwelt zu führen, Irrgänge, die die Erschütterte an den Rand eines Abgrundes brachten. Und — sie stürzte hinab.

Die Schatten Abgeschiedener erschienen der Unseligen und die

Toten, unter denen sich der Geist ihres Vaters befand, geboten ihr, zum Heil Rumäniens die Verbindung des Thronfolgers aus dem Hause der Hohenzollern mit einer Tochter aus rumänischem Geschlecht herbeiführen zu helfen. Die Geister ließen nicht eher von ihr ab, bis sie in halber Entgeisterung ihrem Befehle gehorchte:

Vor dem Altar einer Kirche verlobte die Königin in nächtlicher Stunde den Neffen mit ihrer Hofdame; so das Gebot der Toten erfüllend.

Und immer wieder die Anklage: „Der Schwächling hat die Verlobung gelöst, der Feigling brach seinen Eid, der Meineidige, der Elende, der Nichtswürdige!"

In höchste Ergriffenheit versetzte mich ein Tagebuch ihres Bruders, der als Knabe gestorben war und das Leben eines Märtyrers geführt hatte. Die Königin las mir die kleine Schrift vor, und ich wurde dabei von des Lebens ganzem Jammer gepackt. Ob sie die Hinterlassenschaft des kleinen Helden später herausgab, blieb mir unbekannt. Sie müßte wie eine Heiligenlegende wirken.

Ach, und was sie mir von Wied und ihrer Mutter erzählte!

Es waren eben viele böse Stunden, verbracht mit der einsamen Königin; denn einsam war sie, in Wahrheit eine Verlassene, eine Verbannte. Dabei das Mitleid, das blutige Mitleid, von dem ich verzehrt ward, ohne helfen zu können ... Schließlich mußte ich sie verlassen: es ging über meine Kraft. Meine Abreise glich einer Flucht. Ich habe die Königin von Rumänien nie wieder gesehen. Sie wollte mich nicht wieder sehen!

Ich hatte eine zu schlimme Zeit mit ihr verlebt und sie war gegen mich zu aufrichtig gewesen. Ich war ein unbequemer Zeuge von Ausbrüchen ihres Seelenleids, ihrer Verzweiflung.

Der Königin Elisabeth von Rumänien widmete ich meinen Roman „Ein Königsdrama: Der einsamen Königin."

* * *

Der einsamen Königin, die für mich keine treue Königin war, in Treue gedenkend, erinnere ich mich einiger Strophen, die ich unter der Nachwirkung jener Tage in Pallanza und San Remigio später niederschrieb.

Auf dem Wunderfelsen von San Remigio lebte ein wundersames

Frauenwesen, Sophie Browne, von mir „Dida" genannt. Die kranke Königin liebte die Holdselige, und der Königin und ihr las ich unter den Palmen und Rosen von San Remigio mein Drama „Alexandra" vor. Der Buchausgabe dieser Liebestragödie setzte ich dann als Erinnerung jene Strophen voraus. Sie mögen mir helfen, die Stimmung der Tage zu schildern, die ich mit Carmen Sylva und dem von ihr geliebten jungen Mädchen verbrachte. Also lasse ich sie zum Schluß dieser Aufzeichnungen über Rumäniens von mir noch im Tode verehrte einsame Königin folgen:

... Nacht wird es und Sciroccowind umfährt
Das hohe helle Haus am Strande, wühlt
Die Wogen auf des wonnevollen Sees,
Daß sie wie Meerluft flattern um den Fels,
Der San Remigio aufhebt von der Erde,
Als wär' der Ort des Schönen Heiligtum,
Das nicht der Staub der Scholle dürft' berühren.

Im Garten am Gestade liegt der Schein
Weißer Kamelien auf dem schwarzen Laub,
Gleich wundersamen Mondscheinblüten; und
Von Olea fragrans der süße Duft
Zieht wie des Südens schwüler Atemzug
Wollüstig durch die blauen Dämmerungen.

Gesang im Zimmer! Eine Frauenstimme
Voll tiefen dunklen Wohllauts, sturmdurchbebt
Wie vor dem Fenster die Magnolienwipfel,
Singt von der Sphinx, die alle tausend Jahr'
Lebendig wird im Flammenmeer der Wüste.

Todtraurig ist das Lied; todtraurig sie,
Die am Klavier es singt, im schwarzen Kleid.

Um ihre Stirn, die eine Krone trägt,
— Ein Kranz von Dornen würde wen'ger drücken —
Lockt sich das Haar. Gleich blassem Sternenschimmer
Liegt's auf dem Haupt, das gerne möchte ruhen
In Kirchhofserde lieber als auf Purpur,
Und müde, sterbensmüde ist der Blick
Der Augen, der genzianenblauen Augen,
Mit ihrem Schimmer, der vom Himmel ist.

Geendet ist das Lied der Königin,
Der besten und — der ärmsten! Alle schweigen
Und lauschen auf des Südwinds wilde Stimme,
Die wie ein Seufzer klingt verlorener Seelen.
Lakaien kommen, bringen Lichter, schüren
Das Feuer im Kamin. Es leuchten auf
Die Blumen, die die kranke Majestät
Umblühen, als wenn ewiger Frühling wäre,
Indes ihr Lebenssommer längst verwelkt ...

Dann ruft sie leise: „Dida!“ Und die Freundin,
Die hold ist wie ihr Name, kommt, die Wangen
Noch bleich von Herzweh über den Gesang,
Den hoffnungslosen, der erhabenen Frau.

„Auf deiner seligen Höhe von Remigio,
Malst du die Welt, geliebte Künstlerin“ —
So spricht die Fürstin — „anders, leuchtender,
Als wir, der dunklen Tiefe trübe Sänger.

Jetzt kommt mein Dichter an die Reihe, dir
Zu sagen, was er litt. Er kennt das Leid —
Sieh auf sein weißes Haar! Wie ich es kenne —
Sieh auf mein weißes Haar! Mögst, Sonnenkind,
Du nie erfahren, wie sich unser Tag
Umwandeln kann in sternenlose Nacht.
Dir sei das Leben heiter wie die Kunst.“
Und die Bewegte zu sich niederziehend,
Winkt mir die Fürstin ... Ich begann.

Ich las dies Buch, das düstre Trauerspiel
Unsel'ger Leidenschaften, Schuld und Sühne.
Und wiedrum Schweigen, als zum letztenmal
Der Vorhang sank. Nur der Scirocco stöhnte
Wie mit ersticktem Schluchzen ... Ich sah auf
Und schaute in zwei dunkle Mädchenaugen,
Die mit erschrecktem großem Kinderblick
Mich ansah'n wie in tiefem stillem Mitleid,
Der Frauenseele heiligste Empfindung.

* *

Und Jahre gingen hin seit jenem Abend
Am Seestrand bei der müden Königin.
In Roms Campagna, in den Einsamkeiten
Des deutschen Hochgebirgs, sah ich vor mir
Das mitleidsvolle schöne Augenpaar.
Und oft im Saale, mitten im Gewühl
Geschmückter Gäste; bei dem Beifallsrufen
Des vollen Hauses — — — Oder wenn in mir
Der Mensch nicht aus noch ein mehr wußte; wenn
Der Dichter an sich selber wollt' verzweifeln —
Dann fühlte ich die mitleidsvollen Augen
Wie Himmelslichter schweben über mir,
Den Weg mir weisend aufwärts zu den Sternen.

* *

Dann kam ein Frühling — — Wie ein Blumenhügel
Entstieg der sanften, azurblauen Flut
Der Fels von San Remigio, so voll Schönheit,
Als hätte über jener Stätte sich
Der Himmel aufgetan, von seinen Wundern
Und ewiger Lenzesherrlichkeit ein Stück
Herabzuschütten auf den Berg am See,
Daß doch die armen Menschenkinder schon
Auf Erden säh'n ein Stücklein Paradies.

Im weißen Kleid, umstrahlt vom goldnen Tag,
Durch Blütenfelder unter Palmen schreitet
Die stillverehrte Freundin, Dida, sie!
Und ich an ihrer Seite, daß ich wiederum
Das braune Augenpaar mit sanftem Glanz
Aufleuchten sähe — wiederum voll Mitleids! . . .
In ihrer Hand hält sie dies kleine Buch —
Nicht nur in ihrer Hand — im Herzen trägt sie's.
So nehme sie es denn von Herzen hin.

War Alexandras Leben Leid und Nacht —
Das deine sei von Glück und Glanz umwoben,
Zu stillen lichten Höhen aufgehoben,
Und allen guten Göttern dargebracht.

17.

Vertrieben!

1892

Im Herbst kehrten wir nach Frascati in die Villa Falconieri zurück. Nach Rom kam ich jetzt noch seltener als früher. Ich sollte mich möglichst schonen und war dankbar, wieder die Freunde bei mir sehen zu dürfen.

Ich hatte auch wieder ein Pferd, konnte meine Ritte aufnehmen: durch die Wiesengründe und Waldungen der Villa Rufinella hinauf nach Tuskulum; oder ins Molaratal, wo meine alten Freunde, die Hirten, mich freudig willkommen hießen und wo ich im Frühling die Narzissenwiesen wieder leuchten sah. Ich ritt hinunter in die Campagna bis nach Colonna, oder nahm den bekannten Weg über Grotte ferrata hinauf nach Rocca di Papa; oder ich ritt über Marino nach Castel Gandolfo längs des hohen Randes des Nemisees nach Nemi.

Auferstehung war's, Ostern!

Von den deutschen in Rom lebenden Künstlern besuchte mich diesen Winter vielfach Otto Greiner. Dieser seltene Mann war nicht nur ein Genie in seiner Kunst, sondern auch ein ganz besonderer Mensch. Er erzählte viel von dem Elend seiner Jugend, die er unter der Hefe des Volks verbracht hatte. Einmal sagte er zu mir, er hätte in seiner Jugend nicht gewußt, daß es eine anständige Frau gäbe. Wenigstens hätte er unter den Weibern seiner Jugendzeit keine anständige Frau gekannt. In den Verhältnissen, unter denen er aufwuchs, konnte er keine gute Schulbildung genossen haben. Trotzdem war er mehr als „gebildet" und fand nur das wirklich Große groß. So auch in der Literatur. Damals las er mit Leidenschaft die griechischen Tragiker. Auch Homer und Virgil. Unter dem Einfluß von Homer entstand sein „Odysseus und die Sirenen". Mir schien, als schaffe der Künstler sein Werk unter Qualen in Jahren

mühseligster Arbeit. Der Blick von der Terrasse seines Ateliers über Kolosseum und Coelius hinüber zum Forum, Palatin und Kapitol war überwältigend. Vor ihm hatte dort Klinger gehaust, den ich später in seinem Studio im alten Rom an dem kleinen Platz mit dem Schildkrötenbrunnen aufsuchte. Wenn mich Otto Greiner bei sich einließ und ich aus seinem Atelier auf die Terrasse hinaustrat, mußte ich oft denken: „Wenn ich einmal von Rom fortmüßte, so sterbe ich an Heimweh. Ich gehöre zu denen, die an ihrer Romliebe sterben. Gute Geister mögen mich bewahren, jemals Rom zu verlieren, ohne die Hoffnung auf Rückkehr." Das nämliche galt auch von Otto Greiner. Es ward dann auch so: In München starb er, an einer Erkältung, wie es hieß. Ich aber weiß es besser: Otto Greiner starb an seinem zornigen Schmerz über Italiens Verrat, starb an Heimweh nach Rom.

Von den italienischen Künstlern war mein Freund — ich spreche diesen mir geheiligten Namen mit Scham aus, Aristide Sartorio. Auch er ein Genie! Dabei schien er an Gemütsart ein Kind; er schien so! Für mich war er nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein großer Dichter in Farben. Seine Aquarelle der römischen Campagna waren epische Gedichte. Ich bewunderte ihn außerordentlich. Bei uns in der Falconieri war er wie zu Hause. Als Gastgeschenk hat er mich, als sein Vaterland den schmählichen Verrat beging, verhöhnt und beschimpft, nachdem ich ihn einst, gelegentlich eines Besuchs des Großherzogs Karl Alexander, dem Fürsten vorgestellt und durchgesetzt hatte, daß er, seinem heißen Wunsch entsprechend, an Weimars Kunstschule eine Professur erhielt. Er benahm sich in Weimar schmählich und ich hatte während seines ganzen dortigen Aufenthalts beständig zu beruhigen und zu versöhnen, ehe ich das Unwürdige seiner Handlungsweise erkennen mußte.

Für Otto Greiner waren wir zu „feine" Leute — wie er sich ausdrückte. Er wollte nur kommen, wenn wir allein waren. Namentlich sollten ihn bei uns keine „Damen" genieren. Er ging dann aber doch nach Bayreuth und zeichnete in Wahnfried Siegfried Wagner. Seinen etwas sehr rücksichtslosen Äußerungen nach hat er sich in Deutschlands geistigem „Olympia" wenig wohl gefühlt. Später erkrankte er auf das gefährlichste, so daß seine Freunde in größter

Sorge um ihn waren und ihn bereits aufgegeben hatten. Er genas, zum Glück für die Kunst und für alle, die ihn als Maler und Mensch hochhielten. Eine junge Römerin aus Via Bocca Leone ward seine Frau. Eines Tages brachte er sie uns und wir erhielten von dem so überaus verschiedenen Paar den angenehmsten Eindruck. So oft ich die beiden sah, verstärkte sich meine Zuversicht auf eine glückliche Ehe. Die Heirat Otto Greiners mit der Römerin, die manche seiner Freunde von ihm abfallen ließ, war für den Künstler eine Rettung ...

Im Frühling 1892 besuchte uns in Frascati der Herzog von Meiningen mit seiner Frau, der Freifrau von Heldburg. Eines Nachmittags unternahmen wir eine Spazierfahrt. Wir fuhren in zwei Wagen. Im ersten saß meine Frau mit einem unserer Gäste, im zweiten die Freifrau, der Herzog und ich. Es war ein Frühlingstag von strahlender Schönheit, wie er nur im Albanergebirge möglich ist. Der Mai lachte und leuchtete. Chöre von Nachtigallen sangen und die Wiesen waren Gefilde von Asphodelen. Freilich waren die schönen klassischen Pflanzen die Blumen des Hades, also die Blumen der Behausungen der Toten. Wer von uns aber hätte an diesem glanzvollen Tage an Tod gedacht? Nur der Herzog, durch die Asphodelenfluren fahrend, dachte daran, wie er mir später sagte.

Wir fuhren über Rocca di Papa nach Palazzuolo, der für mich wundersamsten Stätte im ganzen Albanergebirg. Auf den Wiesen über dem altertümlichen Kloster, dem Boden, auf dem einst Albalonga stand, schimmerten zwischen scharlachroten Orchideen die Narzissen, von denen wir in heller Fröhlichkeit große Sträuße pflückten.

Nahe bei dem einstmaligen Sommersitz der Farnese erhebt sich eine mächtige Steineiche, unter deren schattenden Zweigen wir häufig Rast gehalten hatten und „Merenda" machten; auf gut Deutsch ein „Picknick". So auch an diesem Tage mit den Meiningenschen Herrschaften. Uns umgab eine Herrlichkeit ohnegleichen. Tief unter uns die dunkle Flut des Albanersees, am jenseitigen Rand die graue Papststadt Castel Gandolfo, weit darüber hinaus die Wildnisse der Virgilischen Landschaft und der lichte Meeresstrand vom Circekap bis zum Golf von Tolfa. Über uns ragte Rocca di Papa mit dem Hannibalsfeld und dem Gipfel des Monte Cavo, dem Mons Albanus der Alten, der einst Latiums höchstes Heiligtum trug.

Wir genossen die Schönheit der Stätte in Feiertagsstimmung, beluden uns nach dem Mahl mit unserer blumigen Beute, suchten die Wagen auf, die uns auf die Wiese nicht hatten folgen können, und setzten die Fahrt nach Aricia fort. Die Wälder des Monte Cavo strahlten in smaragdgrüner Frühlingspracht, die Straßen säumten purpurfarbige Zyklamen und blaue Orchideen und wir freuten uns unseres Lebens. Plötzlich, bei einer Biegung der Straße, hielt der erste Wagen. Ich sah meine Frau von ihrem Sitz sich erheben und hörte sie herüberrufen: „Wir sind überfallen!" In demselben Augenblick tauchte, ebenso wie neben ihr, dicht neben dem Herzog, ein Kerl auf, das Gesicht bis zu den Augen verhüllt und die Flinte mit gespanntem Hahn auf die Brust des Herzogs gerichtet.

Mein erstes war, aufzuspringen und dem Wegelagerer heftig zu drohen; aber die Freifrau gebot mir, mich nicht zu rühren, der Herzog zog seine Brieftasche und begann, auf ein Zeichen des Banditen, der sein Gewehr beständig auf ihn gerichtet hielt, deren Inhalt auf die Straße hinabzuwerfen. Während ich seinem Beispiel folgte, dachte ich: „Was wird nun geschehen? Die Bande hat erkannt, daß es sich um eine vornehme Herrschaft handelt, wird mit dem geringen Raube sicher nicht zufrieden sein und wird nach altem Banditenbrauch einen von uns als Geisel ins Gebirge und in die Buschwälder schleppen. Dieser eine werde ich sein und der Herzog wird die Ehre haben, mich auszulösen. Vielleicht schneiden sie mir — gleichfalls nach alter gentiler römischer Brigantensitte — eines meiner Ohren ab und senden dies Teil meines werten Ichs als zarte Mahnung dem Herzog. Genug, die Sache ist zwar sehr romantisch, steht aber doch schief."

Ich dachte es noch, bereitete mich bereits vor, auszusteigen und den Banditen zu folgen, als urplötzlich ein schriller Pfiff ertönte und der Schuft, die Kassenscheine vom Boden hastig aufraffend, ins Dickicht sprang und darin verschwand. In demselben Augenblick hieben die Kutscher, die sich während der ganzen Zeit nicht gerührt, auch nicht ein einziges Mal sich umgeschaut hatten (um später nichts aussagen zu können), auf die Pferde ein und jagten davon. Gleich darauf erklärte sich das Unerwartete unserer Rettung: Die Banditen hatten jedenfalls Posten ausgestellt und diese das Herannahen Berittener gemeldet, Beamter des Fürsten Chigi, in dessen Waldung der

Überfall stattgefunden und zwar in unmittelbarer Nähe des Ortes. Erst nach Jahren wurden die Täter festgenommen und erhielten, da es sich ergab, daß sie in einem einzigen Sommer nicht weniger als zwölf Überfälle vollführt hatten, eine lange Galeerenstrafe. Ich erwähne die Sache als Zeichen, wie schön man trotz des einigen Königsreichs sozusagen vor den Toren Roms auch jetzt noch überfallen und ausgeraubt werden kann! Unter Umständen auch in aller Gemütsruhe ermordet; solche Morde geschahen während unseres Frascataners Aufenthalts jedes Jahr ...

Einige Tage darauf beehrte mich die Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar mit ihrem Besuch. Und nun ereignete sich etwas Komisches: Unsere Falconieri wurde von Carabinieri förmlich umlagert und als wir nachmittags nach Tuskulum fuhren, um im griechischen Theater den Tee zu nehmen, wurde der Wagen der Frau Erbgroßherzogin von Wachen gleichsam umpanzert. In Zukunft meldete ich jeden hohen Gast polizeilich an und wurde fortan jedes Mal in gleicher Weise durch eine hohe Regierung vor Überfällen geschützt, und das sogar im Park der Villa selbst ...

Wie jeden Frühling, begaben wir uns auch dieses Jahr nach Olevano und Subiaco zu längerem oder kürzerem Aufenthalt. Ebenso nach Porto d'Anzio und Astura, dieser Meereswarte der Romantik. Ich erhielt die staatliche Erlaubnis, in Astura zu wohnen, doch war die schöne Wildnis von der Malaria derart verseucht, daß ich nicht wagen durfte, dort länger zu bleiben. Aber jeder Besuch von Astura — Ferdinand Gregorovius hat Asturas erhabene Schönheit in einer Weise geschildert, die klassisch genannt werden muß — jeder Besuch dort war für mich ein Ritt ins romantische Land. Und dieses Land war Latium; war das virgilische Meeresgestade in der Nähe des Circekaps, also homerisches Land!

Unterdessen waren zwischen Weimar und mir durch die Schuld eines neuen Intendanten des Hoftheaters unerfreuliche Ereignisse vorgefallen, ein bedauernswerter Beweis, wie Hofluft auch den Besten zu schädigen vermag.

Das Großherzogspaar feierte am 8. Oktober 1892 seine goldene Hochzeit, ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, zu der Festvorstellung das Festspiel zu verfassen, dessen Thema mir gegeben ward. Ich

schrieb die Verse und der Herr Intendant war davon entzückt. Plötzlich eine ganz andere Nachricht! das Festspiel entspräche den Wünschen des Hofes durchaus nicht und müßte umgearbeitet werden. Unter anderem dürfte ich Luther vor dem Reichstag nicht so sprechen lassen, wie er in Wirklichkeit gesprochen hatte, denn das sächsische Königspaar würde bei der Feier anwesend sein und könnte sich als katholische Fürsten verletzt fühlen — als wäre der Kurfürst von Sachsen nicht einer der wichtigsten Beschützer des gewaltigen Reformators gewesen! Der Inhalt eines anderen Bildes war Wilhelm von Oranien, der zur Rettung von Vaterland und Volk sein sämtliches Hab und Gut hingibt. Diese Entäußerung jeglichen Besitzes — des großen Oraniers ewiger Ruhm! — hätte jedoch die Frau Großherzogin, die Enkelin eines unsterblichen Ahnen, verletzen können. Also auch den Oranier sollte ich anders sprechen lassen!

Ich weigerte mich, etwas gegen meine künstlerische Überzeugung zu tun, und zog nach lebhaftem, nicht gerade leidenschaftslos geführtem Depeschenwechsel meine Arbeit zurück. Nun war Weimars Hofintendanz in Not: die Festlichkeiten standen vor der Tür und das Festspiel fehlte! Man drängte und drängte in mich, ich blieb jedoch fest. Schließlich gestattete ich eine Umarbeitung von seiten der Intendanz, gab indeß zu der Umgestaltung meinen Namen nicht her. Also wurde an dem Abend das Festspiel eines Anonymus am Hoftheater zur Darstellung gebracht.

Zu spät erfuhr der Großherzog das Vorgefallene. Da ich mich geweigert hatte, nach Weimar zu kommen, kam der Fürst im nächsten Frühling eigens nach Berchtesgaden, um mir die von mir zurückgeschickte Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft selbst zu überbringen. In diesem einen Zuge läßt sich die Herzensgüte und der feine Takt des hohen Herrn erkennen! Er kam täglich in aller Frühe schon zu mir herausgefahren, zum Morgentee, den er selbst bereitete, da meine Frau gerade krank lag . . .

Im Hochsommer darauf befanden wir uns, wie alljährlich, auf der Saletalp, als ich von neuem heftig erkrankte, mich jedoch auf das entschiedenste weigerte, in die Anstalt zurückzukehren. In ihrer Angst verfiel meine Frau auf den Ausweg, die Wunderhilfe Ernst Schweningers anzurufen. Sobald mein Zustand es erlaubte, reisten

wir nach München, wohin Schweninger uns beschieden hatte. Bei der ersten Konsultation befand er sich in übelster Laune, so daß es zwischen uns zu einem heftigen Auftritt kam. Er wollte nicht mein Arzt, ich nicht sein Patient sein. Meine arme Frau hatte Mühe, zwischen uns zu vermitteln. Schließlich willigte er ein, mich zu behandeln, aber nur aus dem Grunde, weil ich ein „Fall" sei, der ihn interessiere.

Die Kur, der er mich unterwarf, erregte damals in Münchner ärztlichen Kreisen Aufsehen. Ich wohnte im Hotel Marienbad unter Obhut eines von Schweninger angestellten Pflegers, der mich streng nach den ihm erteilten Verordnungen behandelte. Von frühmorgens an bekam ich jede halbe Stunde heiße Arm- und Kopfbäder. Das Wasser hatte über vierzig Grad und war gerade noch zu ertragen. Das Haar fiel mir aus und meine Arme wurden blutrünstig. Nach jedem Bad erteilte mir der Pfleger, ein junger Herkules, sechzig Nackenschläge. Dann packte er mit beiden Händen meinen Kopf und riß ihn sechzigmal so tief hinunter, wie er nur konnte. Kaum hatte ich mich von dieser Prozedur notdürftig erholt, kam wieder das glühend heiße Bad, kamen wieder die furchtbaren Schläge ins Genick und das Herabreißen des Kopfes. Diese Tortur dauerte bis zum späten Nachmittag. Auch mußte ich mich wohl sechsmal des Tages niederlegen; der Bademeister kniete auf meinen Leib und massierte mich mit seinen Knien. Fand ich nach all dem keinen Schlaf, so mußte ich aufstehen, ein Stück Roastbeef essen, dazu ein Glas starken Burgunder trinken und so lange gymnastische Übungen machen, bis ich in halber Bewußtlosigkeit auf das Bett sank.

Ich führte diese Kur volle fünf Monate durch. Sie war grausam, aber sie erhielt mich am Leben; erhielt mich meiner Frau. Nur ihretwillen besaß damals das Leben für mich noch Wert.

* * *

Im März 1892, nach jenem für mich schrecklichen Winter, beabsichtigten wir uns wieder in die Villa Falconieri zu begeben. Da erreichte uns ein Brief der Besitzerin, der Prinzessin Lancelotti: Die Villa Falconieri sei an die Mönche von Tre Fontane verkauft!

Ich hatte die Villa Falconieri verloren, hatte mein Paradies

verloren, fühlte mich daraus wie von einem Engel mit dem feurigen Schwert vertrieben, nur daß ich keinen Sündenfall begangen hatte.

Mein Schmerz war grenzenlos und nur wenige können mich darin verstehen. Denn nur wer mit mir in der Villa Falconieri gelebt hat, kann ermessen, was dieser Aufenthalt für mich bedeutete. Es war reinstes, höchstes Erdenglück!

Und jetzt —

Die Villa Falconieri Besitztum der Mönche von Tre Fontane! Sie, die ewig Schweigenden, die die Schönheit der Welt nicht sehen durften, sollten fortan auf dem schönsten Erdenfleck hausen. Sie sollten mein Arbeitszimmer bewohnen, das Brautgemach der Falconieri, mit dem Völkchen der kleinen gaukelnden Liebesgötter in den Blütenbäumen; die Halle durchschreiten, von deren Decke die holde Göttin niederschaute, umringt von Nereiden und Tritonen. Und der Steineichenhain, der Zypressenteich — —

Verloren! Verloren!

Ich stand vor einem Grabe, darein Unwiederbringliches versunken war. Meine grenzenlose Trauer um das Verlorene, um das Gestorbene, würde dauern, solange ich selbst lebte.



Melanie Voß, die Gattin des Dichters
auf den Ruinen von Tuskulum
Nach einer Photographie

18.

Mein leuchtendes Haus

Verse gesprochen bei Anlaß der Abschiedsfeier in Villa Falconieri am 2. April 1902

Abschied von der Villa Falconieri

Mein leuchtendes Haus, zum letztenmal
Tu auf für mich Tore und Türen ...
Ich trete still durch das hohe Portal;
Ich schreite schweigend durch Halle und Saal,
Die Gäste, die Freunde, zu führen —
Mein leuchtendes Haus, zum letztenmal!

So kommt denn; folgt mir, folgt mir hinein,
Wo euch Frühlingslüfte umweben;
Wo in der Göttin geheiligtem Hain
Feiertagsglück hüllt den Weilenden ein,
Wo zum Traume sich wandelt das Leben ...
So kommt denn; folgt mir, folgt mir hinein!

Zum letztenmal bin Wirt ich hier heut;
Doch gilt's keinem rauschenden Feste.
Der Tisch ward gedeckt, das Mahl steht bereit,
Und wie in alter, glücklicher Zeit
Heiß' ich willkommen die Gäste —
Zum letztenmal bin Wirt ich hier heut!

Und ziehe bald, ach, bald ich hinaus,
Dann gibt es kein Wiederkommen,
Dann hat man von meinem leuchtenden Haus
Für immer und immer geschlossen mich aus;
Dann hab' ich Abschied genommen —
Wenn bald, ach, bald ich ziehe hinaus.

Ihr, die ihr als letzte tratet mit ein,
Lebenslang werd' ich eurer gedenken ...
Der Genius des Ortes möge euch weih'n;
Von seiner verklärenden Schönheit ein Schein
In eure Seelen sich senken!
Ihr, die ihr das letztemal tratet mit ein,
Wollt freundlich der Stunde gedenken!

Dritte Lebenszeit

Herbst

„Weil nicht alle Blütenträume reiften —“

Inhalt

I.

Es herbstelt

1900—01

Der Herbst hält als König seinen Einzug. Seine Krone ist der funkelnde Neuschnee der Alpen, sein Mantel die in Scharlach und Purpur strahlenden Wälder. Er wandelt über Wiesen, die zu seinem Einzug mit frischen Blüten sich schmücken, mit blauen und violetten Genzianen und blassen Zeitlosen: wenn ein Herrscher Einzug hält, müssen auf seinen Weg Blumen gestreut werden.

Rings um Bergfrieden liegt ein leuchtender Zauberkreis. Die Buchen und Ahorne des Parkes strecken ihre rotbraunen, ihre goldigen und roten Zweige bis in die Fenster meines Waldhauses herein und der antike Jüngling auf meinem Altan wird von all dem Herbstglanz wie von einer Glorie umstrahlt.

Es ist noch sommerwarm und auf den Matten liegt, nachdem die Nebel sich lösten und verschwanden, der Sonnenschein ausgebreitet, wie aus Goldfäden gewebte Schleier. Die Flur ist übersponnen von den silbernen Netzen der Spinnen, Tau hängt daran. Jeder Tropfen scheint ein Juwel; es ist ein Funkeln und Flimmern wie in einem Traumland.

In dem antiken Sarkophag auf der Wiese blühen noch die Geranien. Wie glühende Blutstropfen fallen sie hernieder auf den Stein, und das Haus umranken bis zum Dach blaue Winden und violette Klematis. Alles in der Natur ist bunt und heiter. Aber es ist Herbst und bald weht der Wind von den Zweigen welke Blätter nieder, bald kommt der erste erstarrende Frost.

Meine Freunde sind auch jetzt um mich: Du, meine geliebte Ollee, die du mit mir viele bange Nächte durchwachtest und durch mein Leben goldene Fäden der Treue webst. Frau Minna Herzlieb mußte freilich fort; aber ihr Herz ist so beschaffen, daß ich sie nicht anders nennen kann als eben Frau Minna Herzlieb, die Holde,

Gute und Reine! Wie schön ist es doch, in Herbsttagen von Freundschaft wie von weichen Armen umfangen zu sein!

Der Wind weht und die welken Blätter fallen. Sie fallen auf viele Gräber. Seitdem meines Lebens Sommer vorüber, mußte ich an vielen neuen Gräbern stehen. Es sind Gräber, in die ich geliebte Tote zur letzten Ruhe hinabsenken, und es sind Gräber, in die ich nicht weniger Geliebte bergen mußte, die noch am Leben sind. Ich freue mich, daß sie im Licht der himmlischen Sonne weilen, aber der Schmerz um diese lebendig Gestorbenen ist wenn möglich noch größer, als um jene wirklich Toten. Wohl dem Menschen, der an einem Grabe stehen und trauern darf.

Tot ist meine Mutter, die in hohem Alter starb; tot sind meine beiden, von mir sehr geliebten Erzieher. Tot ist die edle Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, tot ist der Erbgroßherzog, tot der Großherzog Karl Alexander, mein Großherzog. Noch in seinen letzten Lebenstagen sandte er mir seine Grüße.

Der Beisetzung des Großherzogs in der Fürstengruft zu Weimar konnte ich nicht beiwohnen, konnte nur zu seiner Totenfeier aus Italien herbeieilen. Kuno Fischer, der seit meinen Jünglingsjahren Hochverehrte, hielt die Gedächtnisrede. Er hatte mich ja im Jahre 1871 dem Großherzog vorgestellt und es war Kuno Fischer, der in dieser Rede von der Freundschaft sprach, die den Großherzog Karl Alexander durch ein halbes Menschenleben mit mir verbunden hatte.

Als heilige Hinterlassenschaft meines gütigen Herrn fühlte ich mich nach wie vor an Weimar gekettet. Dieses Gefühl gewann an Kraft durch die Freundschaft der Mutter des jungen Großherzogs; wurde zur festen Vereinigung durch die Töchter des verewigten Fürsten, Prinzessin Marie Alexandrine Reuß und Prinzessin Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Der Herzog Johann Albrecht hatte inzwischen für seinen minderjährigen Neffen die Regentschaft angetreten und sein verantwortliches Amt in einer Weise verwaltet, daß das dankbare Land seinen Namen noch heut mit einem Segensspruch nennt. Ich war häufig sein Gast in Schwerin sowohl, wie in Wiligrad.

Dieses Wiligrad haben sich der Herzog und die Herzogin in

feierlicher Einsamkeit am Ufer des Schweriner Sees gebaut. Um für das Haus den nötigen Raum zu gewinnen, mußte hart am Seeufer der Platz erst gerodet werden. Die das Gebäude umgebenden Terrassen, Gärten und Anlagen gehen allmählich in den Wald über.

Dieses Kunstwerk wurde beseelt durch den Geist des Fürstenpaares, der es schuf. . .

Solche Erlebnisse haben einen festlich heiteren Klang. Dennoch war mein Herbst angebrochen. Manches darin war farbenfroh und wurde bestrahlt von Lebenssonnenschein. Aber Herbst war es dennoch. Er begann für mich mit dem Verlust der Villa Falconieri. Oft dachte ich darüber nach, über meine fanatische Liebe zu dieser einzigen Stätte. Es liegt darin etwas geradezu Mystisches. Wie mir jeder Tag, den ich dort verbrachte, zu einem Weihetag ward, so schien mir jetzt jeder Tag fern von der geliebten Stätte ein verlorener zu sein. Es ist dies freilich eine große Undankbarkeit gegen das viele Gute, das mein Leben mir auch jetzt noch bietet.

Beweglich waren mir die vielen Briefe Unbekannter, die ich über den Verlust der Falconieri von allen Seiten erhielt. Ich hatte nicht geahnt, daß man wußte, wie eng mein ganzes Dasein mit meinem „leuchtenden Hause" verbunden war; daß man sich in der Öffentlichkeit darum überhaupt kümmerte. In sämtlichen Briefen dieser Unbekannten war Verständnis, Empfindung für meinen Schmerz.

Ich konnte nicht von der Falconieri loskommen; wenigstens in ihrer Nähe mußte ich sein. Nicht in Frascati selbst, das hätte ich damals noch nicht ertragen. Also begaben wir uns nach Rom. Konnte ich doch von Rom aus das Albanergebirge erblicken! Ich sah es in seiner leuchtenden Schönheit daliegen von den Loggien des Vatikans aus; von San Pietro in Montorio, vom Janiculus und von Villa Doria Pamfili. Und ich sah es, wenn ich auf dem Lateranplatz stand, den Aventin erstieg, oder sonst eine Höhe der Siebenhügelstadt. Die Ortschaften des Albanergebirgs flimmerten, und es leuchtete die Villa Falconieri mit ihrer wie auf hohem Fels gebauten Terrasse aus dem Dunkel ihres Steineichenhains unter der ragenden Burg von Tuskulum.

In Rom sahen wir jetzt viele Menschen. Aber ich spreche nicht von den Salons der großen Welt; denn ab und zu mußten wir

auch einen solchen Salon besuchen, fühlten uns jedoch von der großen Gesellschaftskomödie, die darin sich abspielte, auf das heftigste abgestoßen. Gewiß war es große Welt; aber diese große Welt war ein Ausstattungsstück, nur zu häufig einer glänzenden Posse gleich.

Diese „jours" der römischen großen Welt! Equipage auf Equipage fuhr vor den Palast. Betreßte pompöse Dienerschaft auf der Treppe, in der Halle, im Vorsaal. Der Eingetretene wurde nach seinem Namen befragt, dieser von einem Sekretär oder dem Haushofmeister für das wöchentlich erscheinende „Journal der großen Welt" gebucht. Schon auf der Treppe hatte der Fremde gehört, ein Kardinal würde erwartet, eine Nachricht, die unter der Damenwelt, der katholischen sowohl wie der protestantischen, große Bewegung hervorrief. Denn ein Kardinal! In seiner strahlenden Tracht stand er dann in dem pompösen Saal und empfing die Huldigungen der zu ihm Drängenden. Ein Schauspiel war's! Ein glänzendes Schauspiel, wenn Roms Frauenwelt in all ihrer Herrlichkeit die Eminenz umgab und wenn nun gar durch das Fenster die untergehende Sonne sie bestrahlte, so daß himmlische Gluten die rote Gestalt umhüllten! Der Strom der internationalen Fremdenflut, der Rom jeden Winter überschwemmte, ergoß sich zum Teil nur deshalb in die ewige Stadt, um während der Empfangszeit von Palast zu Palast, von Salon zu Salon sich zu stürzen. Für diese Rompilger bedeutete Rom eben auch nichts anderes, als — einen Salon . . .

Ein Haus, in dem wir uns besonders wohl fühlten, darin wir heimisch waren — solange wir die Villa Falconieri bewohnten, hatte ich dort ein kleines entzückendes Absteigequartier — dieses gesegnete Haus war das Heim zweier deutscher Damen: Helene Oppenheim und Maria Zernitz. Es lag in der Via Gregoriana und die edelste geistige Geselligkeit wurde dort gepflegt. Die Damen empfingen fast jeden Abend. Es kamen Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Musiker, geistige Größen Italiens wie fremder Nationen. Das anregende Moment dieser abendlichen, vielmehr nach römischer Sitte nächtlichen Zusammenkünfte, ging von unserer Freundin Maria Zernitz aus.

Helene Oppenheim gehörte zu den Intimen der schwer zugänglichen Eleonora Duse. Sie war Vertraute der unseligen Leidenschaft der Tragödin für den unwürdigsten, den infamsten aller Freunde

einer edlen Frau. Von diesem Mann ging eine fast magische Gewalt auf die Frauen aus, eine Gewalt, die aus des Mannes Sinnlichkeit herrührte, einer Sinnlichkeit, der selbst eine Eleonora Duse erlag. Es war die Hypnose der Wollust und einer Liebeskunst, die sich Opfer auf Opfer erkor, der Opfer auf Opfer verfiel. Neben dem Leichnam des einen bedeckte der satanische Liebhaber den Mund des nächsten Opfers mit Küssen, die Giftwarzen und Seuche verbreiteten: die Gabriele d'Annunzioseuche, eine Pest wütender Sinnlichkeit. Es war zu jener Zeit, daß ich einen Roman „Die Liebe der Daria Lante" begann, dessen Heldin ein solches d'Annunzioopfer ist: Eleonora Duse selbst.

Damals fand gerade die Uraufführung der „Francesca da Rimini" statt, mit Eleonora Duse in der Titelrolle. Auf keiner Bühne, bei keiner Vorstellung hatte sich jemals etwas ereignet, den Vorgängen dieser Aufführung ähnlich. Das Publikum raste vor Wut und Haß, die dem Dichter galten, dem später vergötterten Gabriele d'Annunzio! Mit der Haltung einer noch nicht zum Leben erweckten wandelnden Statue gab Eleonora Duse die unselige Liebende und eines seligen Liebestodes Sterbende. Aber kaum ein Wort ihrer Rolle, kaum ein Wort der ganzen Tragödie wurde verstanden. Das römische Publikum — die vornehme und geistige Elite des römischen Publikums — zischte, pfiff, heulte, höhnte, johlte! Und das geschah im Teatro Costanza dem Dichter der Francesca; geschah dem heutigen Genius Italiens, dem Apostel des „sacro egoismo", dem geistigen Führer, Feldherrn und Heros seines Vaterlandes, das in dem Treubruch gegen seine Bundesgenossen so infam war, wie Gabriele d'Annunzio in seinem Liebesleben es ist.

Eleonora Duse und Gabriele d'Annunzio wohnten im Hotel de Russie an der Piazza del Popolo. In der Nacht nach der Francescaaufführung entstand im Hause wüster Lärm, aus den Zimmern Eleonora Duses dringend. Fremde und Personal erwachten und liefen auf dem Gange zusammen: Der Dichter raste gegen die Tragödin, auf die er alle Schuld der Ereignisse des Abends warf, und — Eleonora Duse ließ alle Schuld auf sich werfen.

So mußte denn Eleonora Duse ihr Schicksal erleiden.

Björnstjerne Björnson war im Haus Oppenheim-Zernitz während

seiner römischen Winter Hausfreund. Dort machte ich die Bekanntschaft des großen Mannes, des genialen Dichters und geistigen Königs seines nordischen Vaterlandes. Er war so gütig gewesen, mir seinen Besuch in Frascati anzuzeigen, und ich stand ganz unter dem Bann seines machtvollen Wesens. Zu meinem schmerzlichen Bedauern ward mir die Erinnerung an diese wahrhaft granitne Gestalt Norwegens zuletzt tief verdunkelt. Björnson hörte, ich sei ein Bekannter von Henrik Ibsen, und zog mich über diesen in ein Gespräch, während dessen Verlaufs ein solcher Ausbruch von Haß gegen den von mir hochverehrten Dichter erfolgte, daß ich mich entsetzte. Als ich Ibsen leidenschaftlich verteidigte und selbsterlebte, edelste Züge seines Charakters berichtete, geriet Björnson in heftigste Erregung: „Ibsen log Ihnen etwas vor! Ibsen lügt immer! Überdies ist er ein Trinker. Haben Sie den Mann niemals betrunken gesehen?"

Ich konnte mich nur schweigend abwenden; aber für mich war das Bild eines hehren Geistes vom Piedestal gesunken und sein Menschliches in Trümmer geschlagen: ich hatte einen Blick in Allzumenschliches getan. . .

Im Salon Oppenheim-Zernitz machte ich auch die Bekanntschaft des Bildhauers Chiaradia. Diesem Künstler war von der Konkurrenz für das Denkmal König Viktor Emanuels der erste Preis erteilt worden: der Preis für die Statue des Herrschers, der Italien vereinigt hatte und durch die Porta Pia in Rom eingezogen war. Es sollte eine Reiterstatue sein und sie sollte den Mittelpunkt eines ungeheuern und zugleich ungeheuerlichen Prunkmonuments bilden.

Dem Künstler war von der Regierung zur Ausführung seiner Arbeit das Mausoleum des Kaisers Augustus als Werkstatt eingeräumt worden, an der nämlichen Stelle, an der in dem gewaltigen Bau die irdischen Reste des ersten großen römischen Kaisers, sowie die des letzten Volkstribunen Cola di Rienzi beigesetzt waren — an dieser nämlichen Stelle bildete Chiaradia das Monument des ersten großen Königs eines geeinigten Italiens. In meinem römischen Roman „Richards Junge" versuchte ich die Gestalt dieses Mannes zu zeichnen. Er war eine tragische Figur. Der Künstler hatte sich durch seinen Sieg zahlreiche Feinde gemacht, unter denen sich auch

ein Todfeind befand. Dieser war kein anderer, als der Architekt des Riesenbaus unter dem Kapitol selbst, für welchen, um den notwendigen Raum zu schaffen, rücksichtslos zerstört und abgerissen worden war. Jener Mann nun verfolgte den Schöpfer der Reiterstatue mit unversöhnlichem Haß.

Chiaradia arbeitete an seiner Statue, wie Otto Greiner an seinem großen Odysseusgemälde. Aber der Bildhauer hatte mit einer Heerschar von Feinden zu kämpfen. Jeder Entwurf, den er vollendet hatte, wurde von einer Kommission besichtigt und regelmäßig verworfen. Dabei bestanden diese „Entwürfe" stets in einem Riesenmonument aus Gips.

Und was war das Ende?

Der Mann, der ein großer Künstler war, zugleich ein prachtvoller und machtvoller Mensch, wurde langsam einem furchtbaren Geschick zugetrieben. Er starb im Wahnsinn. Was aber war das Ende seines Todfeindes, des Architekten jenes Riesenbaues aus antikem Marmor, Vergoldung und Stuck?

Auch er starb im Wahnsinn.

Könnte man da nicht von dem Walten einer göttlichen Gerechtigkeit sprechen?

Das Werk Chiaradias steht aber heute dennoch auf dem Kapitol. Freilich erlebte der Künstler diesen Triumph nicht mehr.

* * *

Ein Salon, der diesen Namen im besten Sinn des Wortes verdiente, war der Salon der Baronin Eichthal in Via Ripetta. Es war eine seltsame Frau: herb bis zur scheinbaren Härte, dabei von erstaunlichem Wissen, bekannt und befreundet mit den bedeutendsten Männern aller Herren Länder, überall in Beziehungen stehend zur vornehmen und geistigen Welt. Wer sie in ihrer wahren Wesenheit kennen lernte, wem sie gestattete, sie kennen zu lernen, mußte diese häufig verkannte Frau nicht nur hochhalten, sondern sie auch bewundern! Ihre Klugheit war Weisheit und ihre Schärfe die Folge bitterster Erfahrungen, die sie bereits in früher Jugend gemacht. Es waren diese Erfahrungen, die es zustande gebracht, sie gegen alles Unwahre, gegen jeden Schein mit tiefer Verachtung zu erfüllen. Mir war sie

eine Freundin in des Wortes schönster Bedeutung und ich allein weiß, wie viel ich ihr danke; sie hat mein Leben reicher gemacht und mir Kraft gegeben, den Kampf mit dem Leben weiter zu führen.

Im Salon dieser merkwürdigen Frau versammelte sich also damals alles, was Rom an geistiger Bedeutung besaß. Die hohe katholische Geistlichkeit besuchte ihr Haus; und die Diplomaten aller Herren Länder unterhielten mit ihr regen Verkehr. Mit ihrem scharfen Verstand die Gäste beobachtend, empfing sie alle, um alsdann ihre Auswahl zu treffen, so daß zu ihrer nächsten Umgebung nur solche gehörten, die sie als echt erkannt zu haben glaubte . . .

Inzwischen war aus Rom mehr und mehr ein Neurom entstanden. Die Neurömer hatten das glorreiche Werk der Zerstörung vollbracht! Ohne jedes Bedenken hatten sie die Untat begangen und waren überdies stolz darauf. Für diese Romulusenkel gab es nichts wahrhaft Heiliges; wenn sie auch jeden Stein aus ihrer alten großen Zeit heilig hielten und jeden Stein womöglich mit einem schützenden Gitter umgaben.

In diesem Winter hatten wir im Hotel de Russie Wohnung genommen, als die verwitwete Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar, Mutter des jungen Großherzogs, nach Rom kam. Und bald nach ihrer Ankunft sollte ich etwas erleben, das mir heute wie ein Wunder erscheint.

Die Fürstin wußte von meinem Schmerz um den Verlust der Villa Falconieri und erreichte für mich, daß ich wieder zeitweise in die Villa einziehen durfte.

Die Besitzung gehörte nun den Mönchen von Tre Fontane, also dem strengsten aller katholischen Orden. Nur im Hochsommer bewohnt, stand sie während der übrigen Zeit des Jahres verlassen. Dennoch war es wie ein Wunder, daß ich, der Protestant, dank der Fürsprache der Frau Erbgroßherzogin, sie bewohnen durfte, sogar meine alten Zimmer erhielt, so daß mein Schreibtisch wieder in dem Brautgemach der Falconieri stand, in der Ecke zwischen den beiden Fenstern der jungen blumenstreuenden Göttin! Wiederum brauchte ich vom Papier nur aufzusehen, um einen Ausblick zu haben vom Meeresgestade über Rom und die Campagna hinweg, bis zum Sabinergebirge. . .

Ich befand mich in einem immerwährenden Traumzustand von Glück. Ich hätte niederknieen mögen, die Scholle umfassend, auf der ich wieder heimisch sein durfte!

Freilich konnte nur ich allein mein leuchtendes Haus bewohnen; meine Frau mußte mit unseren treuen Dienstboten im Hotel Frascati Unterkunft nehmen. Doch durfte sie schon morgens früh in die Villa kommen und bis zum späten Abend bleiben. Dann mußten sie und unsere Leute verschwinden. Ein Sohn des Kustoden war mein Diener. Auch hatte ich wieder ein Pferd. So lebte ich bis in den Hochsommer hinein; bis sie — die Ewigschweigenden, ihren Einzug hielten. . .

2.

Eine Maifeier

1902

Ein zweiter Frühling in dem Trappistenkloster der Villa Falconieri! Vor fünfundzwanzig Jahren hatten wir zum erstenmal die Villa bewohnt. Das war bekannt geworden. Die Gemeinde wollte mir eine Ehrung bereiten, denn sie behauptete, meine Erzählungen aus dem Albanergebirge, sowie meine vielen Schilderungen Frascatis hätten den Fremdenbesuch sehr vermehrt und die Stadt schuldete mir Dank.

Die Gemeinde beschloß daher, mir das Ehrenbürgerrecht zu erteilen. Außerdem sollte im Munizipium mir zum Gedächtnis ein „Voß-Saal" mit meinem Bildnis feierlich eingeweiht werden. Zugleich unternahmen es gute Freunde, mir bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zu bezeigen. Ihr Ausdruck sollte in einem Bronzerelief und in einer Marmortafel bestehen. Das Relief führte der Bildhauer Joseph Kopf aus und meine Freunde setzten unter das Porträt ein Wort aus meiner Erzählung „Villa Falconieri": „Er gab zu sehr sein Herz!"

Auf der Marmortafel wurden einige Strophen eingegraben, an mich von einem Freunde gerichtet, den ich sehr geliebt habe und dann verlieren sollte. Sie lauten:

„Wenn in dem Leid, das mir die Menschen brachten,
Wenn in der Qual, an der ich lange trug,
Die Jahr und Jahre mich in Fesseln schlug,
Wenn ich nicht lernte, Welt und mich verachten, —

Was anderes war es, als dein hohes Trachten,
Als deine Seele ohne Arg und Lug,
Die nicht nach Namen, Amt und Herkunft frug,
Die mich zum Menschen unter Menschen machten?

Was zweifelnd ich bei frommen Dichtern las,
Mich Märchen dünkte, Knaben zu erbauen,
Das durft' ich nun lebendig vor mir schauen:
Ich fand den Freund, ich fand ihn und genas.

Und müßt' es einsam in der Fremde sein,
Das wird zum Fest mir noch das Sterben weihn!

Richard Kandt an Richard Voß
Ruanda

Das Munizipium bestimmte für die Feier einen Maitag. Welch ein Weihetag war das für mich! ...

Die Gemeinde und die Freunde trafen allerlei festliche Vorbereitungen. Gewinde von Lorbeer und Steineichenlaub zogen sich in der Halle der Villa Falconieri von Säule zu Säule, violette Anemonen und purpurfarbene Zyklamen waren gestreut. Zweige von Oliven und Myrten bedeckten den Boden sämtlicher Räume, in welchen ein römischer Frühling blühte und duftete. Mein verhülltes Porträt und die Tafel waren mit Rosen und Narzissen bekränzt. Viele Freunde und Bekannte aus Rom kamen, ein Abgesandter des Klosters, ferner eine Vertretung der Gemeinde mit dem Syndakus an der Spitze, dazu die Bevölkerung von halb Frascati. Auch die städtische Musikkapelle in ihrer ganzen Pracht stellte sich ein. Sie spielte die preußische Nationalhymne, der Syndakus hielt eine Ansprache, Rede folgte auf Rede, einige junge Enthusiasten sprachen Gedichte; Relief und Tafel wurden enthüllt, während die Musik „Deutschland, Deutschland über alles" intonierte.

„Deutschland, Deutschland über alles —"

Heute, im Jahre 1916, am zweiten Jahrestage von Italiens Judastat — es geschah gleichfalls eines Maitags — da ich dieses niederschreibe, welche Erinnerung an das Hohelied des deutschen Volkes, damals mir zu Ehren in der Villa Falconieri gespielt!

In meiner Ergriffenheit, die mich über mich selbst erhob, improvisierte ich als Dank für das mich überwältigende Erlebnis einige Verse, deren einer mir bis heute in Erinnerung blieb:

Ein Menschenalter hab' ich gelebt,
Geträumt, gedichtet, gerungen, gestrebt
In meinem leuchtenden Hause ...

Nach einigen Jahren (1905) beschlossen die Mönche von Tre Fontane, mein Bildnis und die Tafel aus der Halle zu entfernen. Ich konnte es gut verstehen. Sie selbst schlugen vor, für beides einen anderen Ort der Aufstellung zu wählen, und es wurde der feierlichste aller Plätze zum Andenken an meinen vieljährigen Aufenthalt in der Villa Falconieri bestimmt: Im Park, unterhalb des Zypressenteiches!

Dieser jetzt allgemein bekannte, ja berühmte, von vielen Malern und Dichtern verherrlichte Zypressenteich der Villa Falconieri liegt auf einem Tufffelsen über antiken Ruinen und wird von Reihen hoher Zypressen umschlossen. Von einem kleinen, von Lorbeer, Ginster und Laurustinus umbuschten Rondell aus führen zu beiden Seiten Rampen zu dem dunklen, regungslosen Gewässer empor. Die Wand wird in der Mitte durch eine Nische unterbrochen; in ihr ist eine römische Gewandfigur aufgestellt, ein in seine Toga gehüllter Senator. Zur Rechten und zur Linken dieser Nische sollten Relief und Tafel eine bleibende Stätte finden.

Der Ort war so hehr und ernst wie ein Camposanto, wie eine Stätte des Todes, und das ganze glich einem Gemälde von Böcklin.

Auch mit dieser zweiten Feier überraschten mich meine Freunde. In festlichem Zuge wurde ich an den mit Gewinden von Lorbeer, Steineichenlaub und Frühlingsblüten geschmückten Ort geleitet. Musik erklang geheimnisvoll aus den Tiefen des Gehölzes. Ich mußte auf einem mit scharlachroten Rosen geschmückten Sessel Platz nehmen. In der Nische stand ein mit scharlachroten Rosen bekränzter Jüngling in antikem Gewande und sprach zu mir als Genius des Ortes. Darauf erschienen junge, holde Frauengestalten, Tilda Rassow und Helene Jachmann, gleichfalls in den edlen Faltenwurf der Antike gekleidet, sprachen als Nymphen und gute Geister mich an, bekränzten Bildnis, Tafel und mich selbst.

All dieses Wundersame durfte ich, Beglückter, an der geliebten Stätte erleben; erleben an dem Zypressenteich der Villa Falconieri.

* * *

Inzwischen hatte mir der Herzog von Torlonia bereits im Jahre 1900 angeboten, einen Teil seiner Villa in Frascati zu mieten



Richard Voß

Relief von Joseph Kopf in der Villa Falconieri
aus dem Jahre 1902

Die Villa Torlonia liegt nahe der Stadt und ihre Anlagen und Wasserwerke sind wahrhaft königlich zu nennen.

Das Haus ist ältesten Ursprungs, erhebt sich auf gewaltigen antiken Unterbauten und war in früherer Zeit Eigentum des großen Hauses Conti, die ihre Abstammung von dem einstmals so machtvollen Geschlecht der Grafen von Tuskulum ableiten. Der Palast, das Casino, hat eine schwere massige Architektur. In diesem Casino lebte ein berühmter Schriftsteller aus der Famlie Conti, der in dem alten Hause seiner Ahnen eine der ersten Virgilübersetzungen verfaßte.

Prachtvoll sind die Terrassen und Wasserwerke von Vignola und Fontana. Es sind Meisterstücke dieser beiden genialen Männer.

Der Park erstreckt sich, dem ansteigenden Terrain folgend, bis hinauf zur höchsten der Terrassen und zur letzten und herrlichsten der Fontänen. Wie Urwald umfängt es den Wanderer, sämtliche Wege überzieht eine dicke Schicht von leuchtendem Moos und das Unterholz ist ein undurchdringliches Gewirr von Lorbeer und Laurustinus, Ginster und Goldregen. Efeuumsponnene, halb verschüttete Eingänge führen in geheimnisvolle Grotten; oder der Wanderer steht plötzlich vor dem Gemäuer eines antiken Landhauses oder altrömischer Badeanlagen, darüber der Ginster sein blühendes Gold fluten läßt.

Ein Ruhm ihres Schöpfers aber sind die Treppen der unteren, lang sich hinstreckenden Terrasse. Sie durchschneiden sich auf das kunstvollste, die Zwischenräume füllt üppiger Rosenflor. Treppen und Balustraden bestehen aus Travertin, dem die Zeit eine Färbung von dunkler Goldbronze verlieh.

Von der zweiten Terrasse führt eine breite Allee uralter Steineichen zu den Wasserwerken Fontanas. Ein freier, weiter Platz breitet sich davor aus, besät mit kleinen Stücken bunter Mosaiken; es soll hier das Lokal eines riesigen Festsaales des großen Schwelgers Lukull gewesen sein. Über einem mächtigen Wasserbecken erhebt sich eine pompöse Architektur mit einer langen Reihe von Nischen, in denen in früherer Zeit antike Statuen aufgestellt waren. Über jeder Nische befindet sich eine Groteske, deren Mund ein Wasserstrahl entströmt. Riesige Vasen krönen das Ganze. Darüber bauen sich andere Wasserkünste auf. In vielfachen Kaskaden stürzt ein

Bach herab, überragt von den Wipfeln vielhundertjähriger Steineichen. Zur Zeit der Laurustinusblüte ist diese Wildnis weiß durchleuchtet, zur Zeit des Ginsterzaubers goldig durchstrahlt; Zyklamen ziehen im ersten Frühling einen Purpursaum um die dichten Gebüsche.

Die großartigste dieser überwältigenden Anlagen bildet die oberste Terrasse mit dem ungeheuren monumentalen Bassin aus Travertin, in dessen Mitte einer gewaltigen Schale eine haushohe Wassersäule entsteigt.

Auch hier Wildnis, Einsamkeit, Schweigen. Auch hier der Boden, die Steinsitze und die Architektur des Wasserwerkes dicht mit Moos überzogen. Auch hier eine Erdenschönheit, welche die Natur zu einem Tempel macht. Und in diesem Heiligtum der Schöpfung durften wir fortan mehrere Frühlinge und Sommer verleben!

Nur gegen besondere Erlaubnis des Herzogs war damals der Park zugänglich, die Gärten jedoch blieben für jeden Fremden geschlossen. Hinter dem Kasino befindet sich ein abgegrenzter Raum des Parkes, unter dessen Steineichen Palmen, Bananen und andere exotische Pflanzen gedeihen. Hier war unser Teeplatz. Aus dem durch zwei Stockwerke reichenden Speisesaal führte eine von Azaleen und Rhododendren umblühte Treppe unmittelbar in den Park und Garten. Der Saal hatte einen Riesenkamin, der große Blöcke Holz verzehrte, und eine Fontäne aus weißem Marmor; die zwei großen Schalen dieses schönen Brunnens wurden von dem Gärtner stets mit frischen Blumen gefüllt, während der Rosenblüte mit la France- und Marschall-Nielrosen; diese umrankten den Palast bis zu dem Altan des ersten Stockwerkes. In der Mitte des Speisetisches wurde zu den Mahlzeiten ein Korb frischer Blumen ausgeschüttet. So war es in der Villa Falconieri Sitte gewesen, so blieb es in der Villa Torlonia. Das gleiche Blühen und Duften wie dort erfüllte auch hier die von uns bewohnten Räume.

Wieder durften wir unsere Freunde um uns versammeln. Die ersten kamen mit uns aus Deutschland, die letzten gingen mit uns, und der Mittagszug brachte fast immer liebe Tagesgäste.

Meine Popularität in Frascati hatte nachgerade etwas Komisches angenommen. Wenn die Fremden anlangten, wurden sie von

Frascatis holder Gassenjugend bereits auf dem Bahnhof umlagert. Jeder Deutsche, von dem lustigen Gesindel auf den ersten Blick als solcher erkannt, wurde mit Angeboten bestürmt, ihn zu „Sor Riccardo, il gran poeta tedesco“ zu führen. Oder wenn die Leute diesen Sor Riccardo nicht kannten, dann doch in die Villa Falconieri. Wollten wir mit unseren Gästen eine Ausfahrt machen, so hatte ich die zweifelhafte Ehre, die Wagen weit über den Tarif zahlen zu dürfen, eben meiner Popularität halber. Überdies — es wäre gegen meine Ehre gewesen, gegen die Ehre des Ehrenbürgers, mit den liebenswürdigen Halunken zu handeln. Frascatis Kutscher hatten mir zwar bei irgendeiner Gelegenheit eine Deputation geschickt, die sich bei mir für „Hebung des Fremdenverkehrs“ bedankte. Aber jede Ausfahrt mußte ich darum doch doppelt bezahlen. Auch im übrigen war diese Popularität ein teures Vergnügen. Meine Frau bekam Ständchen über Ständchen. Und ein jedes kostete ein hübsches Sümmchen. Unsere Dienstleute wurden von dem musikalischen Attentat stets rechtzeitig unterrichtet, damit ja für die Herren Musiker und Sänger des süßen Weines von Frascati zur Genüge vorhanden war ...

Wie in der Villa Muti, deren Terrassen und Gärten uns gegenüberlagen, konnte ich mit bloßem Auge wiederum bei klarem Wetter die Fischernachen bei Ostia und Fiumicino erkennen, und das Land der Äneide lag von neuem ausgebreitet vor mir. Aber so großartig die Villa Torlonia auch war, besaß sie bei weitem nicht die feierliche Schönheit der Villa Falconieri. Da ich mit einem Aufenthalt in dieser endgültig abgeschlossen hatte, vermied ich, bei meinen Wanderungen und Ritten in ihre unmittelbare Nähe zu kommen. Nur von Tuskulum hielt mich nichts fern. Ich erreichte den Berg und die Ruinen durch die Waldungen und Wiesengründe der Villa Aldobrandini, mit gütiger Erlaubnis des Besitzers. Fast jede Woche ritt ich ins Molaratal, von wo aus ich über Rocca Priora und Monte Compatri zurückkehrte. Auf diesen Ritten hatte ich manches Erlebnis, das nur allzusehr an Italiens romantisches Zeitalter der Brigantenherrschaft erinnert.

3.

Nachklänge

1905

Heute möchte ich, zurückblickend auf vergangene Jahre, von freundlichen Bildern reden, Bildern, von Sonne umstrahlt, von Lebensfreude durchleuchtet. Zu solchen glanzvollen Bildern gehört immer wieder die Wartburg, gehören die Erinnerungen an meine Wartburgjahre.

Zusammen mit Franz Liszt befinde ich mich wieder in dem alten Schlosse in Eisenach, in dem Gespenster umgehen sollen. Ich fahre mit diesem gütigsten aller genialen Künstler den Wartburgberg hinauf, vorüber am Elisabethenquell, höre den Meister der Töne im Sängersaal seine Rhapsodien spielen, höre von Knabenstimmen gesungen die Lieder der alten Minnesänger und höre leise, geheimnisvolle Klänge gleich den Melodien aus einer Geisterwelt den Saal durchklingen. Der Kommandant der Wartburg, von Arnswald, entlockt diese Töne — nur er und ich sind anwesend — in hellen Mondscheinnächten im Sängersaal der thüringischen Zither, deren Meisterspieler der Alte war. Bei den leisen Klängen schweben, wie von den alten Weisen heraufbeschworen, schwankende Gestalten durch den Saal. Sie treten aus den Gemächern der Landgrafen, steigen von der Sängertribüne herab, schreiten durch den Silberglanz des Mondlichtes zu den weitgeöffneten Türen des Altans, ziehen hinaus, schwinden glanzvoll dahin: die heilige Elisabeth und ihr Gemahl, die alten Grafen der Thüringer Lande, die Minnesänger, von Wolfram von Eschenbach geführt. In diesen Geisterreigen kann die böse Frau von Orlamünde nicht eindringen . . .

Von der Wartburg hinab geleitet mich die Erinnerung durch die Wälder Thüringens nach Schloß Wilhelmstal, wo mein Geist die Gestalten des Herzogs Karl August, der Herzogin Luise und deine ewige Herrlichkeit, Goethe, grüßt! Ich wandle mit dem Ver-

klärten durch das Schloß, in den Park und durch die Fluren, die silbriger Nebeldunst umhüllt, auf den Ilmwiesen vor Goethes Gartenhaus, wo in glanzvollen Nächten auch ich dem Erlkönig mit seinen Töchtern begegnet bin.

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

* *

Und ich möchte von den Maientagen der Villa Carlotta erzählen, zur Zeit der Azaleen und Rhododendronblüte. Jedes Jahr ließ Herzog Georg von Meiningen die geliebte Stätte verschönern, Waldgründe hochstämmiger Edelkastanien wurden in den Park miteingezogen und ihre dämmernden Schatten von Blütenströmen durchflutet, dunkle Schluchten von gelben pontischen Azaleen vergoldet und der Lauf der Bäche von Papyrusdickichten umsäumt.

Eines Jahres im Mai kamen besonders interessante Gäste in die Villa: aus Rom der Kardinal Hohenlohe. Er ward mit fürstlichen Ehren empfangen, vom Dampfboot mit der Prunkgondel abgeholt, von deren Rand schöne Teppiche ins Wasser niederhingen. Zoll für Zoll ein Kirchenfürst, erschien er zur Tafel in rotem Seidengewand. Er blieb mehrere Wochen und wieder hörte ich aus seinem Munde Kirchengeschichte, darunter wieder manches nicht Bekannte und geheimnisvoll Verschleierte. Der Kardinal gestattete mir Aufzeichnungen zu machen, was ich törichterweise unterließ. Auch lud er mich zu sich ein, nach Rom in seinen Palast von Santa Maria Maggiore. Er wollte mir seine Erinnerungen diktieren. Besonders seine Flucht nach Gaëta mit Pius IX., sowie seine Beziehungen zu den letzten Päpsten und seinen Feinden, den Jesuiten. Auch dazu kam es nicht. Bald darauf starb er: eines tragischen Todes, wie man sich zuflüsterte ...

Gäste der Villa waren in diesem nämlichen Mai der Großfürst Michael mit seiner unebenbürtigen schönen Gemahlin, der Gräfin Meremberg. Auch das rumänische Kronprinzenpaar sah ich dort auf seiner Hochzeitsreise; sie jung und reizvoll, er eine mehr als unscheinbare Persönlichkeit. Überdies konnte ich nicht vergessen, mit

welcher grenzenlosen Erbitterung und tiefen Verachtung Königin Elisabeth zu mir von diesem unwürdigen Thronfolger gesprochen hatte ...

* * *

Wir führten jetzt ein etwas unstetes Leben, was mich jedoch nicht hinderte, viel zu arbeiten, freilich unter beständigen körperlichen Leiden.

Meistens verbrachten wir einen Teil des Sommers in Bergfrieden mit unseren gewohnten Hausgästen und vielen Tagesbesuchen. Auch in Berchtesgaden selbst hatten wir mit der Zeit Freunde gewonnen. In großer Verehrung hing ich an der Herzogin Marie von Anhalt, der geborenen Prinzessin von Baden. Nach wie vor beglückend waren meine Beziehungen zu der Saletalp. Boten zwischen dem dortigen Kaser und Bergfrieden gingen hin und her. Gerade befand ich mich dort, als der junge Kaiser Wilhelm dem Herzog Georg seinen Antrittsbesuch in Meiningen ankündigte, und erlebte mit dem Herzog und der Freifrau die Katastrophe dieses lange vorher angekündigten Kaiserbesuches.

Die Schwierigkeit der Stellung der Frau von Heldburg sollte dadurch erleichtert werden, daß dieser Besuch nicht in Meiningen selbst stattfand, und so wurde nach vielfachen diplomatischen Verhandlungen beschlossen, daß der Kaiser und der Herzog auf einem der herzoglichen Jagdschlösser zusammenkämen. Dabei konnte auch Frau von Heldburg zugegen sein, gewissermaßen als Frau vom Hause, was in Meiningen selbst nicht möglich gewesen wäre. Alles war zwischen den Ministern aufs genaueste bestimmt und ausgearbeitet worden, als von der Wilhelmstraße urplötzlich an den Herzog die Forderung gestellt wurde, die Freifrau möge der Begegnung des Kaisers mit dem Herzog fern bleiben! Ich war Zeuge des tief schmerzlichen Eindrucks, den diese Mitteilung auf den Herzog machte. Er depeschierte zurück: „Wo ich bin, ist meine Frau."

Also fand die Begegnung des ältesten und des jüngsten Souverains überhaupt nicht statt, und Kaiser und Herzog sind sich im Leben niemals wieder begegnet! Mir aber erzählte der Herzog, als Prinz Wilhelm habe der Kaiser ihm und der Freifrau auf der Salet seinen

Besuch abgestattet und des Herzogs Gemahlin auf das liebenswürdigste begrüßt.

* * *

Von vielen besonderen oder bedeutenden oder liebenswürdigen und liebenswerten Menschen müßte ich an dieser Stelle sprechen. Viele davon knüpften mit mir einen festen Bund, andere verschwanden nach kürzerer oder längerer Zeit, Erscheinungen gleich, darunter leuchtende und tief dunkle.

Viele von ihnen vertrauten mir ihren Kummer, ihre Schicksale an und gestatteten mir, mit ihnen zu leiden. Auch die Zahl der Unbekannten, der Unglücklichen, die Trost und Hilfe bei mir suchten, mehrte sich, mich mit einem Ring umschließend, der mich bisweilen wie eine Kette in Banden schlug. Es war des Lebens ganzer Jammer, der mich im Verkehr mit fast allen diesen Gestalten packte. Und ich konnte wenig helfen, trösten und lindern ...

Auch in Rom mehrten sich von Jahr zu Jahr die Gräber. Tot war die Fürstin Karoline von Wittgenstein, tot Franz Liszt, tot Lewin Schücking und seine Tochter, tot Malwida von Meysenbug, tot Helene Oppenheim. An dem offenen Grabe dieser Letzten (1905) sprachen Björn Björnson, ein hoher italienischer Staatsmann und ich. Diese Reden mögen von dem edlen Wesen der Verstorbenen Zeugnis ablegen. Der Gestorbenen schwesterliche Freundin, Maria Zernitz, lebte und wirkte in ihrem Geiste fort und das Haus behielt seine berühmte internationale Geselligkeit hervorragender Politiker, Dichter und Denker, Maler und Musiker.

Allwinterlich kam jetzt Marie von Ebner-Eschenbach nach Rom und bezog stets das nämliche „Appartamento mobigliato“ am spanischen Platz, wo auch unsere Freunde Erhardt wohnten; der Hausherr selbst, der Gütigste der Menschen, war seinem einzigen Sohn in den Tod nachgefolgt. Auch dieses gastliche Haus versammelte nach wie vor seine Freunde um sich. Bei Marie von Ebner-Eschenbach, in deren Kreis wir schon in Wien getreten waren, verlebte ich Stunden, wie sie nur das Wesen dieser einzigen Frau ihren Freunden schenken konnte! Sie gehörte zu den auserwählten Menschen und das als Dichterin sowohl, wie auch als Frau. Dabei war sie von der

feinsten Welt; von jener Welt, welche die große Welt nicht nur genannt wird, sondern große Welt ist.

Ein wenig gern gesehener Besuch war die später wegen ihrer Deutschfeindlichkeit berüchtigte Annette Kolb aus München. Sie war damals Hausgast beim französischen Gesandten Barrère in Rom im Palazzo Farnese; in jeder Faser nur Französin, obgleich Tochter eines deutschen Vaters. Sie besaß einen unausstehlichen geistigen Hochmut und eine unangenehme Affektiertheit.

Bei der Art ihrer deutschen Landsleute war es möglich, daß sie in Münchens Geselligkeit, sogar in Münchens großer Welt, eine gewisse Rolle spielen durfte. Wo Fräulein Annette Kolb erschien, sprach die Gesellschaft ihr zu Ehren mit Vorliebe französisch. Später wurde die Dame Schriftstellerin, und zwar tat sie uns die Ehre an, deutsch zu schreiben. Ihre ersten literarischen Versuche ließ sie sich von einem unserer guten Bekannten, dem berühmten Byzantinisten, Professor Krumbacher, korrigieren. Dieser Hilfsbereite sprach sich zu mir häufig klagend über sie aus und machte sich über die orthographischen Fehler des Fräuleins lustig.

Einen fatalen Eindruck auf mich und meine Gäste machte auch ein anderer Besuch in der Villa Torlonia: die berühmte Sozialistin Ellen Key. Sie zeigte sich von einer durchaus hohlen Wesensart, war begleitet von einer ihrer Jüngerinnen, die in beständiger Ekstase zu ihr emporsah. Wir fanden gar keine inneren Beziehungen zueinander.

In Rom speisten wir häufig bei unserem herzoglichen Wirt Torlonia im Palazzo Torlonia, an der Ecke von Bocca di Leone und Via Condotti gelegen. Der Palast hatte dem Bruder Napoleons, Lucian Bonaparte, gehört, demselben, der aus Liebe zu seiner tuskulanischen Villa Kronen ausgeschlagen hatte.

Das im edlen Stil erbaute Palais des Herzogs enthält eine Reihe von Gemächern und Sälen mit prächtiger Ausstattung, mit Fresken und Gemälden berühmter Meister der letzten Zeit, nebst einer Sammlung von Antiken, wie jedes Haus eines großen römischen Geschlechts sie besitzt. Im Winter herrschte darin eine sibirische Temperatur, wie in allen römischen Palästen, in denen erst viel später Dampfheizungen eingeführt wurden. Die Damen waren tief dekol-

letiert, mit Geschmeide bedeckt, aber trotz dieser funkelnden Hülle vor Frost zitternd.

Auch die Fürstin Lancelotti, die ehemalige Besitzerin der Villa Falconieri, litt während der Wintermonate auf das empfindlichste unter der Kälte in ihrem nach langer Zeit wieder von der Familie bewohnten mittelalterlichen Palais. Sie hauste in einem winzigen Kabinett, zu dem eine ganze Reihe eiskalter Säle führte. Schreibend oder strickend wärmte sie die froststarren Hände über einem kleinen Kohlenbecken. Jeder meiner Besuche bei der Fürstin verschaffte mir den höchsten Kunstgenuß: durfte ich doch die Originalstatue von Myrons „Discobol" bewundern! Als die Villa Falconieri später in den Besitz des Kaisers kam, ward die Fürstin meine Feindin, sie glaubte, ich sei daran schuld, daß der deutsche Kaiser sie erworben.

In besonders lebhafter Erinnerung stehen mir die Empfänge bei der Gräfin Lovatelli, Roms berühmter Archäologin. Graf Lovatelli war gestorben und die Römer erzählten sich mit lächelnder Miene eine hübsche kleine Geschichte: Freunde des Hauses beklagten den Tod des Grafen, zugleich dessen ungewöhnliche Schönheit rühmend. Da soll die Gräfin begeistert ausgerufen haben: „Ihr hättet ihn erst nackt sehen sollen!"

Ist das nicht antik von der Archäologin empfunden?

Auf dem Janiculus liegt die Villa Lante inmitten der Anlagen und Gärten des herrlichsten aller römischen Höhenzüge, mit einem Ausblick über ganz Rom, vom Vatikan bis zum Sorakte, vom Sorakte bis zum Sabinergebirge; ja bis gegen Paläſtrina und bis zu den letzten Ausläufern des Albanergebirges; in der Villa Lante wohnte Madame Helbig, eine geborene Prinzessin Schachowskoy aus einer der ersten russischen Familien. Madame Helbig war eine der Intimen Franz Liszts, selbst Pianistin von Bedeutung, berühmt wegen ihrer Herzensgüte und ihres gewaltigen Leibesumfanges; daher gefürchtet von jedem römischen Kutscher. Sobald die gewaltige Dame erschien, um sich in einen Wagen zu setzen, entflohen sämtliche Rosselenker, als würden sie von einem panischen Schrecken ergriffen. Sie war eine hervorragende Frau und hatte nur das Unglück, einen unebenbürtigen Gatten zu haben: unebenbürtig im Geist und auch als Mensch.

Viel machte damals in Rom von sich reden die wunderschöne

Nora von Siemens. Sie war jung verwitwet und heiratete in Rom einen persischen Khan, eine wahre Karikatur von Mann, überdies ein Verschwender und Wüstling, der ihrer Durchlaucht der Frau „Prinzessin" ein Vermögen kostete. Sehr bald ließ sich die schöne Frau scheiden und hatte dann die bekannte peinliche aufsehenerregende Affäre, für eine deutsche Spionin gehalten und als solche angeklagt zu werden. Einer ihrer würdigsten Verehrer, ein hochverdienter italienischer General, bereits über die Sechzig, nahm sich der Verleumdeten ritterlich an und focht um ihretwillen einen allerdings etwas komödienhaften Zweikampf aus. Den Tag, an dem in Rom das Duell stattfand, verbrachte ich mit Frau Nora in Berlin im Hause Arnold von Siemens' und ich lernte in den bangen Stunden der Erwartung einer Depesche aus Rom die schöne Frau von ihrer liebenswürdigsten und zugleich ernsthaftesten Seite kennen: von der Seite des Gefühls. Bald darauf vermählte sie sich mit ihrem tapferen Beschützer ...

So oft wir nach Berlin zurückkehrten, empfingen uns unsere Freunde jedesmal, als wären wir nur wenige Tage abwesend gewesen. Das für mich Denkwürdigste jener Zeit waren die Leseabende, die Frau Anna vom Rath angeregt hatte. Die Mitglieder der kleinen Genossenschaft bestanden aus Frau Hedwig von Olfers und ihrer Tochter Marie, dem Ehepaar vom Rath, dem Philosophen Wilhelm Dilthey und seiner Frau, Ernst und Marie von Wildenbruch, Erich Schmidt nebst Frau und meiner Frau und mir. Jedes der männlichen Mitglieder brachte für diese Abende, die von Haus zu Haus wechselten, irgendeine literarische Kuriosität mit, die er vortrug und worüber dann disputiert wurde. Man las nichts Eigenes und jeder setzte eine Ehre darein, etwas ganz Besonderes aufzustöbern. Erich Schmidt stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er war eine prachtvolle Erscheinung und sein früher Tod für die Wissenschaft sowohl wie für seine Freunde ein unersetzlicher Verlust. Beide Söhne dieses Herrlichen ließen im Kampf für das Vaterland ihr Leben, und seine Frau, ein Griseldisgestalt, weinte sich um Gatten und Söhne die Augen blind ...

Als vor Zeiten in Weimar mein erstes Drama zur Darstellung gelangte, hatte jener gefürchtete vielgehaßte „bösartige" General-

adjutant des Großherzogs, Herr von Palezieux, nach der Aufführung im „Erbprinzen" einen kleinen Freundeskreis versammelt, und es war Erich Schmidt, der auf mich eine Rede hielt, in der er mich eine „Hoffnung des künftigen Dramas" nannte ...

Eine Zeitlang hatten wir in Berlin in der Margaretenstraße eine eigene Wohnung und wir konnten nun bei uns die Menschen versammeln, die uns Gastfreundschaft und Güte ohne Ende erwiesen hatten. Der große Hermann Helmholtz und Ernst von Wildenbruch, Julius Rodenberg und Erich Schmidt, der berühmte Militärschriftsteller Max Jähns, der Minister Delbrück und viele andere hervorragende Männer verkehrten damals bei uns. Besonders lieb war uns die Geselligkeit des Hauses Rodenberg geworden; meine Verehrung für die beiden vortrefflichen Menschen kam der Freude des Beisammenseins mit ihnen gleich. Nur einmal traf ich es schlecht. Ich war zu einem Frühstück geladen, aus nur vier Personen bestehend: dem Wirt, Erich Schmidt, Theodor Mommsen und meiner Wenigkeit. Unglücklicherweise kam das Gespräch auf Bismarck! Da geriet der große Historiker in eine an Wut grenzende Aufregung und fand der schmähenden Worte nicht genug: schmähende Worte über Bismarck! Niemand wagte zu widersprechen, und ich schäme mich noch heute, daß ich nicht damals vom Tisch aufstand und das Zimmer verließ ...

Einen ähnlich peinlichen Eindruck sollte ich etwas später in Wien haben, und wieder handelte es sich um einen von mir hochverehrten Mann.

Henrik Ibsen befand sich in Wien, wo am neuen Burgtheater zum erstenmal die „Kronprätendenten" aufgeführt wurden, dieses Ewigkeitswerk des großen Dichters des Nordens. Man feierte Werk und Dichter, wie nur Wien feiern kann; also nicht nur auf das festlichste und fröhlichste, sondern auch auf das liebenswürdigste und anmutigste: Wiens große literarische Gesellschaft gab Henrik Ibsen ein Festmahl, bei dem ich die Ehre hatte, zur Linken des Dichters zu sitzen, so daß es auch für mich eine Feier war.

Darnach führte ich Ibsen in das Palais Todesco ein, und auch meine mütterliche Freundin hatte das Bedürfnis, ihrer Bewunderung für den größten lebenden Dramatiker unserer Zeit einen möglichst festlichen Ausdruck zu geben. Anstatt zu einer Abendgesellschaft, die

Wiens geistige Heroen um den Gefeierten vereinigen sollte, riet ich zu einem kleineren Frühstück, zu dem nur solche geladen wurden, deren Bekanntschaft zu machen Ibsen wünschte.

Und er wünschte keinen anderen kennen zu lernen als Johannes Brahms, der im Palais nicht verkehrte. Da ich den Meister gut kannte, mit ihm in Meiningen kurz vorher eine zweite unvergeßliche Festwoche verlebt hatte (einer der Mitwirkenden war damals der herrliche Joachim gewesen), übernahm ich, zugleich mit der Einladung der Baronin Todesco, Ibsens Wunsch Brahms zu übermitteln.

Brahms nahm an, kam und benahm sich für einen großen Künstler und großen Menschen auf das unwürdigste. Nicht nur, daß er gegen Ibsen fast feindselig auftrat, er erzählte auch während des Mahles jüdische Anekdoten und ließ sich hinreißen, Anspielungen auf jüdisches Protzentum zu machen; in dem Hause einer Jüdin, der Edelsten und Gütigsten ihres Stammes, mit den Manieren der besten Gesellschaft und einer Gastfreundschaft, bei der nicht das jüdische Geld eine Rolle spielte, sondern das goldene Herz der Gastgeberin.

Auch dieses Mal mußte ich das häßliche Erlebnis schweigend erdulden.

* * *

Mein Schauspiel „Eva" hatte in diesem Winter am Berliner Theater außerordentlich starken Erfolg. Ludwig Barnay war als Gatte Evas bewundernswert. Als aber der geniale Liebling der Berliner, Frau Hedwig Niemann-Raabe, im Drama die ihrem edlen Mann um eines elenden Liebhabers willen treulose Frau, im Hause ihres nichtswürdigen Verführers in dem Morgengewande einer Kokotte, mit Schmuck überladen, erschien, ergriff ich die Flucht.

4.

Noch immer Nachklänge

Wenn auch unsere Toten in uns lebendig bleiben, so sollen wir doch immer wieder trauernd an ihren Gräbern stehen und diese mit unseren liebenden Gedanken wie mit einer immer wieder neu erblühten Rosenfülle überschütten. So zog es mich denn immer von neuem nach Weimar.

Ich besuchte die seit meinen Knabenjahren geliebte Stadt am Ufer der Ilm auf unseren Reisen von Italien nach Deutschland. Im „Erbprinzen" hatte ich mein bestimmtes Zimmer, von dessen Fenstern aus ich die Wipfel des Parks sehen konnte. In das Schloß war ich jetzt nur selten geladen, obgleich der junge Großherzog Wilhelm Ernst sich gegen mich stets gütig erwies, soweit er dies seiner Art nach sein konnte ...

Ausgestorben war das ehrwürdige Künstlerhaus Milde. Ich hatte die edle Rosa von Milde Freundin nennen dürfen. Ein Hauch der durchgeistigten Luft Weimars durchwehte das Haus dieser bewundernswerten Künstlerin, der ersten Senta. Etwas unendlich Zartes und Feines umgab Rosa von Milde. Goethes Wort aus Tasso: Man frage nur bei edlen Frauen an, schien eigens für sie geschrieben zu sein. Ihr Gatte, eine überaus vornehme Erscheinung, hatte gleichfalls zu dem Ruhm des alten Weimarer Hoftheaters das Seine beigetragen. Später lebten die beiden, umgeben von einem Kreise hervorragender Persönlichkeiten, in stiller Zurückgezogenheit. Obgleich fern der Bühne, umschwebte ihr Haupt der Genius der Kunst: Kunst einer vergangenen Zeit und eines vergangenen Geschlechts. Des Hauses einzige Tochter, Natalie, war eine leidenschaftliche Natur, die sie gewaltsam der Frauenfrage zutrieb. Eine der ersten Vorkämpferinnen des neuen Evangeliums der Frauenemanzipation, ein fast wilder Kämpfergeist, verzehrte sie sich an ihrem eigenen Feuer und starb früh, bis zur letzten Stunde erfüllt von dem Glauben

an das Recht ihrer Sache, dem heiligen Recht der Frau, für die sie Gleichberechtigung mit dem Manne forderte.

Dasselbe wie von dem Haus Milde ist von dem Künstlerehepaar Genast zu sagen.

Ausgestorben auch das Haus Böhlau!

Häuser wie das Feodor von Milde, von Eduard Genast und Hermann Böhlau waren nur in dem alten Weimar möglich. Im Haus Böhlau lernte ich während meiner ersten Weimarer Zeit noch eines der unsterblichen „Ratsmädel" kennen. Die Verfasserin dieses hervorragenden Buches, Helene Böhlau, war in jedem Nerv Kraft, Wille und unerschütterlicher Glaube an sich selbst. Ihr Elternhaus schien ihrem in alle Weiten hinausstrebenden Geist zu eng; zu eng war ihr Weimars kleine und doch große Welt. Sie drängte gewaltsam fort und erbat meine Hilfe. Ich verstand sie nicht, erfüllte jedoch ihren auf das leidenschaftlichste geäußerten Wunsch, was tief zu bereuen ich später nur zu sehr Ursache haben sollte! Auf ihre Bitte schrieb ich ihrem von mir hochverehrten Vater und es gelang mir, ihn zu bewegen, sie nach Berlin ziehen zu lassen. Ich war jedoch nichts anderes als ein Werkzeug ihres Wunsches und so gewissermaßen verantwortlich für das, was ihrer Flucht aus Weimar — denn eine solche war es — folgen sollte.

Damals hörte ich zum ersten Male von einem gewissen Herrn Arndt sprechen. Aber wie sprach Helene Böhlau von diesem mir völlig Unbekannten: mit einer Begeisterung, die Ekstase war, einer Entzückung, die einer Verzückung glich. Dieser Herr Arndt mußte nach ihren Worten ein gottbegnadeter Genius sein. Er lebte in Weimar, war verheiratet und Vater zweier bereits erwachsener Töchter, die nach Helene Böhlaus Urteil des Vaters Genie geerbt hatten. Der wunderbare Mann schrieb an einem geheimnisvollen, erst nach seinem Tode zu veröffentlichenden Werk und befand sich in sehr ungünstigen finanziellen Verhältnissen.

Helene Böhlau — wenn sie von dem Manne sprach, röteten sich ihre Wangen und die Augen bekamen einen ekstatischen Glanz — war des Wundermannes junge Freundin, und sie bat mich, den Großherzog darum anzugehen, dem Schöpfer so großer geistiger Taten ein Jahresgehalt auszusetzen. Der hohe Herr schlug meine Bitte rund

ab und das in einer so schroffen Weise, wie ich sie von dem gütigen Fürsten niemals erfahren hatte und niemals wieder erfahren sollte.

Helene Böhlau befand sich also in Berlin, wo sie eine bescheidene möblierte Wohnung in der Dessauerstraße bezog. Zu meinem Erstaunen folgte ihr dorthin die ganze Familie Arndt: Mann, Frau und beide Töchter. Sie sagte mir: ihr Freund sei auch dichterisch ein Genius, ein großer Dramatiker, der eine Nibelungentragödie geschrieben habe, und sie ersuchte mich, einer Vorlesung dieses Dramas beizuwohnen. Natürlich war ich dazu bereit und versprach, eine Aufführung des außerordentlichen Werkes zu vermitteln. Aber diese Vermittlung durfte nur ohne Herrn Arndts Wissen geschehen, denn er war ein überaus stolzer Geist!

Eines Abends fand ich mich also bei Helene Böhlau ein. Außer unserer Freundin Frida von Lipperheide — gesegnet sei das Andenken dieser vorzüglichen Frau! — waren nur die drei Damen Arndt anwesend. Die Gattin des Dichters, eine verkümmerte, mitleiderweckende Frauengestalt, war die Vorleserin des Trauerspiels. Die arme Frau stand so stark unter dem Eindruck des nach ihrem Urteil erhabenen Werkes, daß sie die ganze lange Tragödie mit fast versagender, tränenerstickter Stimme vortrug, so daß ich Mühe hatte, überhaupt zu verstehen. Einen bestürzenden Eindruck aber machte auf mich Helene Böhlau selbst. Sie lauschte dem durchaus banalen Bühnenwerk in wahrer Verklärung, die jedesmal über sie kam, so oft sie von ihrem großen Freunde sprach. Nach dem zweiten Akt trat plötzlich der Dichter selbst ein, in einen schwarzen Mantel drapiert, eine höchst eigentümliche Erscheinung. Kaum daß er uns, die wir um seinetwillen gekommen waren, einer Begrüßung würdigte. Ich sah Herrn Arndt zum ersten Male und fühlte mich schwer enttäuscht. Es war überhaupt ein übler Abend. Frau Arndts Ergriffenheit ebenso wie Helene Böhlaus Verzückung steigerten sich von Szene zu Szene. Auch die beiden Töchter, bedauernswerte blasse Geschöpfe, befanden sich in einem überaus exaltierten Zustand, so daß wir Unbeteiligten mehr und mehr in eine unerquickliche Lage gerieten.

Nach endlich beendeter Vorlesung sagte ich dem noch immer malerisch drapierten Verfasser des Trauerspiels, was Freundliches zu sagen mir nur irgend möglich war, gestattete mir einige bescheidene

Bedenken zu äußern, wurde indes stolz abgewiesen. Ich versuchte später trotzdem das Drama bei mehreren mir bekannten Bühnen unterzubringen, ohne jedoch eine Annahme erzielen zu können.

In recht bedrückter Stimmung verließen wir an jenem Abend die Familie. Uns war während der Vorlesung klar geworden, daß Helene Böhlau, dieses frische, gesunde, prachtvolle Menschenkind und große dichterische Talent unter einem unentrinnbaren Bann, einer Art von Hypnose stand. Diese sollte über den Tod des Mannes hinaus dauern, der später, da seine Gattin sich weigerte, in eine Scheidung zu willigen, nach Konstantinopel ging, Türke wurde, sich phantastisch den Namen Al Raschid Bey zulegte und Helene Böhlau zu seiner zweiten Ehefrau machte ...

In Weimar traf ich häufig mit einem in jeder Beziehung bedeutenden Manne zusammen. Es war dies der Russe Paul von Joukowsky, Sohn des Dichters; seine Schwester war mit einem Großfürsten vermählt. Er selbst war Architekt, Maler, Lebenskünstler und Grandseigneur, ein Mann edelster und vornehmster Art. Mit Turgeniew und Richard Wagner befreundet, lebte er bald in Baden-Baden und Bayreuth, bald in Weimar, bald an dem Hof von Petersburg oder in Moskau, wo er im Kreml wohnte, die Architektur für das Riesendenkmal Zar Alexanders entwarf und dessen Ausführung überwachte. Als Maler war er ein Dichter. Einer der Intimen von Wahnfried, war er beim Tode des Meisters in Venedig anwesend, der einzige nicht zur Familie Gehörende. Oft hat mir Joukowsky die Vorgänge an jenem Vormittage im Palazzo Vendramin aufs genaueste berichtet.

Dieser außerordentliche und ausgezeichnete Mann war auch der Schöpfer der ersten und der bei weitem schönsten Dekorationen zum Parsifal. Während eines Aufenthalts in Bayreuth kam er mit dem Meister auseinander. Die Art, wie sich das zutrug, war für Richard Wagner charakteristisch: ein reines Nichts führte zum völligen Bruch einer langjährigen innigen Gemeinsamkeit.

Dem vertrauten Umgang mit diesem Geist, getränkt von einer verfeinerten, halb französischen, halb russischen Kultur, verdanke ich große geistige Genüsse und starke seelische Eindrücke. Seine Beziehungen zum Zarenhofe und zu den hervorragenden Persönlichkeiten



Richard Kandt
12



Stephan Sinding
13

aller Nationen gaben seinen Unterhaltungen unerschöpflichen Stoff und verschafften mir Blicke in eine mir vollkommen fremde Welt. Seine Wohnung, zuerst in der Belvedere-Allee in Weimar, später in der Luisenstraße, war die eines Mannes der großen Welt und zugleich die eines Künstlers. Ein ganz einziges Verhältnis bestand zwischen ihm und Adelheid von Schorn, einer Verwandten von Charlotte von Stein. Ich darf wohl als bekannt annehmen, wer Adelheid von Schorn war: die große Freundin von Franz Liszt, über den die geistvolle Frau ein treffliches Buch schrieb, wie auch über Weimars Glanztage. Auch Adelheid von Schorn war eine überaus eigenartige Persönlichkeit, aussehend wie die Äbtissin eines russischen Frauenklosters, deren dekoratives, äußerst effektvolles Kostüm sie trug. Sie wurde vielfach belächelt und vielfach verkannt. Aber allein schon der Umstand, daß ein Mann wie Paul von Joukowsky bis zu seinem Tode unlöslich mit ihr verbunden blieb, muß für sie sprechen. Überdies zählte sie länger als ein Jahrzehnt zu den Intimen Wildenbruchs. Plötzlich entstand zwischen den alten guten Freunden ein Bruch, und niemals hat Adelheid von Schorn den Schmerz darüber überwunden. Mir gegenüber blieb sie bis zu ihrem bald nach dem Ableben Joukowskys erfolgenden Tode eine treue Freundin. Auch enthält ihr Buch Freundliches über meine durch ein halbes Menschenalter dauernden Beziehungen zu dem Großherzog Karl Alexander.

Ein Gegenstück als Mensch und Künstler zu Paul von Joukowsky war der Freiherr Heinrich Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Enkel Friedrich Schillers. Auch dieser Mann war von höchster geistiger und gesellschaftlicher Kultur; auch er als Maler von hervorragender Begabung. Seiner Zeit voraus, gehörte er zu den Begründern einer neuen Richtung, ahnungslos, zu welchen Auswüchsen diese führen sollte. Zu Lebzeiten des Großherzogs Karl Alexander traf ich mit ihm häufig im Schloß zusammen; aber auch im Privatleben wurden wir gute Bekannte.

Bedeutungsvoll für die Entwicklung von Weimars Kunstschule war die Berufung des jungen Grafen Leopold von Kalckreuth.

Dieser junge Graf Leopold von Kalckreuth war eine prachtvolle Menschengestalt von dem Aussehen eines Siegfried. Vor Jahren hatte ich den Konflikt zwischen ihm und seinem Vater, dem berühmten

Maler der Alpen, durchlebt. Es war eine Tragödie gewesen zwischen Vater und Sohn — zwischen der alten und der neuen Kunst. Der alte Graf Stanislaus Kalckreuth, als Mensch eine dämonische Natur, wollte seines Sohnes geniale Begabung nicht anerkennen, und so kam es zwischen den beiden zu den leidenschaftlichsten Ausbrüchen. Aber der Sohn blieb Sieger in dem Kampf. Es war das tragische Verhängnis meiner Freundin Babette Meyer, sich in den Vater Kalckreuth, der noch als Sechziger die Frauen faszinierte, auf das leidenschaftlichste zu verlieben. Mir aber wurde beschieden, auch diese Tragödie mit der Freundin zu durchleiden. In der Villa Falconieri wurde mir eines Tages eine Dame gemeldet, die ihren Namen nicht nennen wollte. Ich erkannte die Ungenannte kaum wieder: es war die wegen ihres Geistes und ihres Witzes in ganz Berlin berühmte Babette Meyer. Ihr erstes Wort war: „Ich mußte zu Ihnen kommen!"

Sie war erst wenige Monate verheiratet und diese wenigen Monate hatten sie zu einer alten Frau gemacht. Wer sie damals sah, hätte nicht begriffen, daß diese gänzlich Gebrochene noch vor kurzem Berlins glänzendster Frauengeist gewesen war. Wie aber hat Babette Meyer — für mich blieb sie ihr Leben lang nur diese — wie hat sich die Gebrochene aus ihrer Zerrüttung erhoben: bis zur höchsten Abgeklärtheit und Weisheit; bis zur höchsten Milde und Güte. Dabei hatte ich später in München nur zu oft Gelegenheit, Zeuge des Martyriums ihrer Ehe zu sein: scheute sich doch der Graf nicht, selbst in Gegenwart Fremder, seine Frau seelisch zu mißhandeln. Nach dem Tode ihres Gatten, von dem sie später getrennt gelebt hatte, war sie es, war es Babette Meyer, zu der ich bis zu ihrer letzten Lebenszeit mit meinen Kümmernissen flüchtete. So gedrückt die Stimmung sein mochte, in der ich zu ihr kam, jedesmal verließ ich sie gestärkt und getröstet. So läßt ein hartes Geschick eine edle Frau aus Abgründen von Leiden zu lichten Höhen aufsteigen, und das durch eigene Kraft.

Die Gattin des jungen Grafen Kalckreuth, eine geborene Gräfin Bertha Yorck von Wartenburg, gehörte zu den geistvollsten und zugleich phantasievollsten Frauen, denen ich jemals begegnet bin. Ihr Geist war für mich fast beängstigend und von einer Wirkung, ähnlich der, welche von der Fürstin Karoline Wittgenstein ausging. Hätte sie

anderen Kreisen angehört, so wäre sie sicher zur Bühne gegangen und eine große Darstellerin geworden. Eine ihrer Vorlesungen — es waren Hauptmanns „Weber" — wird in meiner Erinnerung als schauspielerische Meisterleistung haften bleiben. Sie war von einer Unschönheit, wie sie ihr hellenisch schöner Gatte bei den Frauen liebte. Aber sie hatte Arme und Hände von Van Dyckscher Noblesse.

Diese seltene und seltsame Frau sollte als Mutter ein Schicksal erleben, das mich noch heute mit blutigem Mitleid für sie erfüllt. Ihr ältester Sohn erwies sich schon in seinen Jünglingsjahren als dichterisches Genie. Seine Übersetzungen von Verlaine und Baudelaire waren Meisterwerke, und seine eigenen Dichtungen sind von einer geradezu unheimlichen Wirkung. Die Gräfin erzog den überzarten Knaben in einer Welt der Unwirklichkeit. Als dann der junge Mensch in das Leben hinaustreten und sein Jahr abdienen sollte, packte ihn die grausame Wirklichkeit in so überwältigender Weise, daß er, der Siebzehnjährige, an dieser realen Welt verzweifelnd, bereits in den ersten Wochen seiner Dienstzeit zu Ludwigsburg freiwillig aus dem Leben schied. Ein bedeutender Psychiater, dem ich die Dichtungen dieses Opfers der wirklichen Welt zu lesen gab, sagte mir: „Dieser Jüngling mußte sterben. Für ihn war es ein Glück, daß er starb. Ein Glück für ihn war selbst sein tragischer Tod! Denn wäre er am Leben geblieben, so wäre er einem furchtbaren Verhängnis verfallen, vor dem ihn die Kugel nun bewahrte."

Ich fand nicht den Mut, den Arzt zu fragen, was für ein Verhängnis er meinte? Die Briefe der Gräfin Bertha, die ich nach Hinscheiden ihres Lieblings erhielt, gehören zu dem ergreifendsten, was eine Mutter über den Tod ihres Kindes jemals geschrieben hat: die Unselige klagte sich an, Schuld zu haben an dem tragischen Untergang ihres Sohnes. Diese Frau würde durch ihre Mutterbriefe in der Literatur solcher Lebensdokumente einen ersten Platz einnehmen . . .

Das Hoftheater von Weimar —

Baron von Loën war tot, und Herr Bronsart von Schellendorf, ein Bruder des Kriegsministers und Vater des bekannten Afrikareisenden, war Generalintendant geworden. Seine Frau Ingeborg

von Bronsart, eine Schwedin von Geburt, hatte früher zu dem Reigen berühmter Pianistinnen gehört. Auf einer ihrer Kunstreisen machte sie die Bekanntschaft ihres späteren Gatten, der sich gleichfalls als Pianist einen hervorragenden Namen erworben. Irre ich mich nicht, so war er ein Schüler Franz Liszts, dessen Jüngerin auch seine Gattin gewesen war. Frau Ingeborg war nicht nur Virtuosin auf dem Klavier, sondern komponierte auch Opern. Besonders eine davon: „Hjarne", war der Schrecken aller Intendanten und die Qual ihres Gatten. Wenigstens erlebte ich wegen dieses Musikdramas oft genug zwischen dem Ehepaar die peinlichsten Auftritte. So bescheiden-stolz Herr von Bronsart in seiner Eigenschaft als Künstler zurücktrat, so gewaltsam drängte sich seine Gattin vor. Sie besaß einen ans Krankhafte grenzenden Ehrgeiz. Ihren Mann konnte sie geradezu quälen.

Als Herr von Bronsart Intendant der Königlichen Theater von Hannover war, hatte ich dort zusammen mit Ernst von Wildenbruch viele Aufführungen Wildenbruchscher und meiner eigenen Werke erlebt. Also stand ich zu Weimars neu ernanntem Intendanten in bestem Verhältnis. Auch hatte ich dem Großherzog dringend zur Wahl des künstlerisch sowohl wie menschlich hervorragenden Mannes geraten.

Zwischen Herrn von Bronsart und mir kam es dann freilich zu jenem bekannten bedauerlichen Konflikt, der zum vollständigen Bruch führte. Herr von Bronsart veränderte sich durch seinen Aufenthalt in Weimar in erschreckender Weise: aus dem freien Mann und feinen Künstler ward in kurzer Zeit ein Hofmann, und das in der nicht sehr guten Bedeutung des Wortes.

Als später Herr von Bronsart aus Weimar verschwand, wurde Baron Hippolyt von Vignau zu seinem Nachfolger berufen. Diese Wahl war für mein Verhältnis zu Weimars Hoftheater ein großes Glück. Ich wurde mit dem Ehepaar Vignau auf das engste befreundet und blieb es bis heute, während vieler Jahre verschiedentlicher Prüfungen und aller Nöte einer späteren Zeit. Sie bewohnten am „Horn" ein helles, schönes Haus, in welchem ich festliche Tage verbrachte, Tage, von wundersamen Klängen durchtönt; Frau Margarethe von Vignau war nämlich eine Künstlerin auf der Geige, und zwar eine Künstlerin ganz be-

sonderer Art. Manchen Abend lauschten ihrem Spiel und der Begleitung ihres Gatten auf dem Flügel nur der Großherzog Karl Alexander und ich. In meinem Herzen tönen diese Klänge fort ...

Zu einer der merkwürdigsten Frauen Weimars gehörte eine gewisse Frau Obrist. Sie wohnte am Park, war Engländerin, mit einem reichen Schweizer verheiratet gewesen und Mutter zweier blühender Söhne. Diese Frau war ganz Romantik und Phantastik, Ästhetik und Ethik. Ihr jüngster Sohn Hermann, jetzt ein bekannter Bildhauer in München, hat von seiner Mutter künstlerisches Empfinden geerbt. Der älteste Sohn Aloys war einer der schönsten Jünglinge, eine wahre Ephebengestalt. Eine Reinheit und Unberührtheit ging von ihm aus, wie man sie sich bei Parsifal denkt. Dieser liebenswerte junge Mensch entwickelte sich zu einem musikalischen Talent. Auf den dringenden Wunsch seiner von ihm angebeteten Mutter heiratete er noch in sehr jugendlichem Alter die tragische Liebhaberin des Weimarer Hoftheaters, Fräulein Hildegard Jenicke, Tochter eines Thüringer Pastors.

Fräulein Jenicke hatte, trotz der Pfarrerstochter, echtes heißes Theaterblut, und ich habe ihrer starken Begabung manchen Erfolg auf der Bühne zu danken. Doch war sie um viele Jahre älter als ihr jugendschöner Gatte. Sie selbst soll Aloys Obrist gewarnt haben, sie zu heiraten, und sagte dem vom anderen Geschlecht nichts wissenden, ideal angelegten schwärmerischen Jüngling, der in Bewunderung für die Künstlerin aufgewachsen war: „Ich gebe dich frei, sobald du eine andere, eine Jüngere und Reizvollere, als ich es bin, finden und lieben solltest.“

Also wurden die ungleich Verlobten ein Ehepaar, und sämtliche Freunde, zu denen ich gehörte, ahnten kommendes Unheil.

Dieses schien jedoch ausbleiben zu sollen. Aloys Obrist wurde in Weimar Hofkapellmeister, und die Geschwisterehe schien beide zu beglücken. Noch immer bewahrte der bereits gereifte, überaus stattliche Mann — aus der Gestalt des Parsifal war ein Fliegender Holländer geworden — etwas vom Weibe vollkommen Unberührtes.

Da kam das Unheil, und es kam in furchtbarer Gestalt.

Aloys Obrist wurde an das Stuttgarter Hoftheater berufen, dessen erste Künstlerin Anna Sutter war. Diese war eine geniale Sängerin und ein verführerisches Weib. Der Künstlerin und dem Weibe verfiel

der Unselige mit Leib und Seele so völlig, daß er Schritt um Schritt einem Abgrunde zugedrängt wurde. Zu seiner wütenden Leidenschaft gesellte sich Eifersucht; seine satanisch sinnliche Freundin sollte seiner überdrüssig geworden sein und einen anderen bevorzugen, so glaubte er.

Der Wahnsinn brach bei dem Unseligen aus und der Tragödie letzte Szene war: Aloys Obrist ermordete die Geliebte und tötete an ihrer Leiche sich selbst.

Als man den Toten aus der Wohnung der Ermordeten schaffte, mußte das Publikum gewaltsam abgehalten werden, sich auf den Leichnam des Selbstmörders zu stürzen. Das war das Lebensende eines hochbegabten reinen, edlen Menschen ...

Auf meinem Schreibtisch stehen zwei Bilder, die Aloys Obrist darstellen. Das eine der beiden Porträts ist ein Jünglingsbild von idealer Schönheit, das andere eine Illustration, irgendeiner Zeitung entnommen. Es trägt die Unterschrift: Der Mörder von Anna Sutter.

Wer das Jünglingsbild zur Hand nimmt und die Widmung liest, die der nachmalige Mörder und Selbstmörder mir, seinem alten Freunde, schrieb, und dann das andere Bild betrachtet, der wird mit Grauen erkennen, daß keine Weisheit eines Menschen Ende vorauszusehen vermag; und er wird vor der Möglichkeit schaudern, daß auch ein guter Mensch durch des Lebens dämonische Gewalten zum Mörder und Selbstmörder werden kann.

Aloys Obrists Grab befindet sich auf Weimars Friedhof, hoch über der Fürstengruft. Das Denkmal hat ihm sein Bruder Hermann gesetzt: eine Harfe mit zerrissenen Saiten. Unweit davon erhebt sich ein dorischer Tempelbau, in dessen Säulenhalle Ernst von Wildenbruch ruht, der mein Freund gewesen ist, den ich geliebt habe.

So fand der Mörder und Selbstmörder als Nachbar des von der ganzen deutschen Nation betrauerten Dichters die letzte Ruhestätte.

Die Erde ihres Vaterlandes aber wird beiden, dem „verruchten Missetäter“ und dem großen Poeten, gleich leicht sein.

5.

Von Geselligkeit, Erdenschönheit, Geisterspuk und allerlei anderem

Von Deutschland auf dem Wege nach Rom im Herbst begaben wir uns jedesmal nach München, der lieben alten Isarstadt, wo wir im Hotel Marienbad seit „undenklichen" Zeiten Wohnung nahmen. Diese merkwürdige Gaststätte hatte ihren Ruhm geistigen Größen zu danken, die ihr eine Popularität verschafften, weit über München und Bayern hinaus. Vor allen anderen waren es Franz Liszt, Hans von Bülow und Richard Wagner, die des Hauses Ruf begründeten, in Wahrheit eine große geistige Dreieinigkeit. In dem Lesezimmer des Hotels Marienbad befindet sich ein Jugendbild von Franz Liszt mit der Unterschrift:

„Franz Liszt, welcher langjähriger Gast des Marienbads war, gab seinerzeit die Anregung zur Erbauung des Hotels."

Das gegenwärtige neue schöne Haus wird auch jetzt noch von Künstlern, Gelehrten und Dichtern viel besucht.

In München bildete nach wie vor die Teestunde bei Paul Heyse den anziehendsten Mittelpunkt der Münchener Geselligkeit. Aber das sonst so kristallklare Wesen des Dichters hatte inzwischen zum Leidwesen seiner Freunde eine Trübung erfahren, veranlaßt durch die neue Zeit, durch eine neue Jugend, eine neue dramatische Dichtkunst. Paul Heyse glaubte sich als Dramatiker schwer verkannt, und hatte selbst für ein so echtes starkes Talent wie Ernst von Wildenbruch die bittere Bezeichnung, das deutsche Theater sei in die „wilden Brüche" gekommen. Diese Bitterkeit auch gegen den deutschesten aller zeitgenössischen Dramatiker und zugleich aller Unmodernen legte sich bei Paul Heyse erst nach dem Erscheinen von Wildenbruchs „Rabensteinerin".

Nichts half, um seine leidenschaftlichen Ausbrüche wider das neue literarische Geschlecht zu mildern, obgleich er die erstaunliche Er-

scheinung — erstaunlich durch ihre Plötzlichkeit — eine Seifenblase nannte, die nach kurzem farbenfrohem Dasein sich in Schaum auflösen würde. Die gesamte moderne Dramatik war ihm nur schimmernder Dunst, und als solcher von selbst vergehend. Was mich betraf, so hegte ich darüber ganz andere Ansichten, deren Richtigkeit sich bestätigen sollte.

Es herrschte zu jener Zeit in Münchens Geselligkeit ein künstlerisches Leben, wie es nur dort sich entwickeln konnte, wie ein auch nur ähnliches in Berlin undenkbar gewesen wäre.

Die Feste in den Häusern Franz von Lenbachs und Franz Stucks, bei dem Fürsten Eugen Wrede und dem Fürsten Albrecht Öttingen, bei der schönen Frau Anna von Kühlmann und der anmutigen Frau Guido von Maffei waren zur Faschingszeit echte Künstlerfeste, heitere Maskeraden von einer Phantastik, wie sie keine andere Stadt zu bieten vermochte.

Franz von Lenbach und Franz Stuck veranstalteten im Hoftheater ein Griechenfest, das in seiner Vollendung an die Schilderungen Gottfried Kellers im „Grünen Heinrich" erinnerte. Die Bühne stellte die Akropolis dar und die Athener feierten ein Dionysosfest. Die Teilnehmer waren von den Künstlern sorgfältig ausgewählt, für einen jeden die Kostüme gezeichnet worden. Alles Weiße war verbannt. Farben und Farbenfreude sollten herrschen. So wallten die Züge durch den heiligen Ölwald zur Götterburg hinauf, ich selbst als Dionysospriester mit Eppich bekränzt, wie ich es vor Jahren in Rom auf dem so tragisch verlaufenen Maskenabend sein sollte, meine Frau edel und feierlich als Priesterin der Diana.

Die Erinnerung an die harmlosen Feste und die Geselligkeit in München gleicht der Erinnerung an einen leuchtenden Traum. Wir waren damals schier übermütig gewesen. Ich entsinne mich eines Sylvesterabends in unserer Wohnung in der Kaulbachstraße: die tollsten Gestalten erschienen. Es waren meine guten Freunde, deren jeder eine Gestalt aus einem meiner Dramen darstellte. Der ganze Wirbel umkreiste, umtobte mich, deklamierte mir meine eigenen Verse vor! Es war furchtbar, ein gräßliches Geisterheer!

Ein andermal trat ich bei einem Fest bei Fürst Eugen Wrede als leibhaftiger Satanas auf. Das Hinken war mir natürlich und der Bocksfuß daher leicht gemacht. Mein Angesicht aber hatte mein

prächtiger Freund, der Hofschauspieler Wilhelm Schneider, so teuflisch zugerichtet, daß mich niemand erkannte. Ich führte von Höllenfeuer angebrannte Pergamente bei mir und jedes Pergament war ein teuflischer Pakt, darin mir die Anwesenden ihre Seele verschrieben; und der Unglückliche mußte ohne Gnade mit Blut unterzeichnen.

Bei anderer Gelegenheit, im Hause Frau Anna von Kühlmanns erschien ich als der göttliche Sänger Orpheus. Mein antikes Gewand war mit Noten geziert, und der Kopf jeder Note bestand aus einem aufgeklebten Schokoladeplätzchen. Mein mit goldblonden Locken geschmücktes Haupt kränzte eine gewaltige Krone aus frischem Gemüse: Tomaten und Rüben, Blumenkohl, Rotkraut, Petersilie und Bündel rosiger Radieschen. Die Leier im Arm, rezitierte ich Schauerballaden, die alle bedauernswerten Festgenossen ohne Erbarmen anhören mußten.

Wieder ein andermal stellte meine Frau die Nymphe Daphne vor, während ihrer Metamorphose in einen Lorbeerstrauch. Lorbeer sproßte aus ihren Füßen und Händen. Auf dem Haupt trug sie die rotblonde Perücke der Isolde unserer lieben Lilli Dreßler, und glich einem wandelnden Bildnis Arnold Böcklins.

Oder ein Fest bei Fürst Eugen Wrede, auf dem der schöne Fürst Albrecht Öttingen als Lohengrin erschien, die Fürstin Mary Wrede als eine Dame des mittelalterlichen Frankreichs mit einem Hermelinmantel aus Watte mit aufgeklebten Zwetschgen, behangen mit Erbsenketten und Bohnengeschmeide, auf dem Haupt die spitze blaue Hülle eines Zuckerhutes.

Dann die Feste im Hause Lenbachs, diesem phantastisch schönen Bau, der den Gast bei dem ersten Schritt in eine andere und heitere Welt versetzte.

Besonders lebhaft steht mir einer dieser Abende vor Augen. Lenbach hatte eine junge ausländische Tänzerin, namens Saharet entdeckt, war von der exotischen Dame begeistert und wollte sie durch eben diese Gesellschaft in München einführen. Den Eingeladenen wurden kleine Sträuße überreicht, mit denen die Künstlerin bei ihrem Erscheinen überschüttet werden sollte. Sie kam, eine knabenhafte schmächtige Gestalt, deren Kunst für mich etwas Groteskes hatte und die mich vollkommen kalt ließ. Aber die Gäste jubelten

ihr zu. Die Dame hatte ihre Produktionen beendet — sie erinnerten mich an den Zirkus — als die Tür des Saales sich öffnete und ein Kind hereintrat: zart, ein blasses reizendes Gesichtchen, von einer Fülle lichtblonder Locken umwallt, in kostbare Stoffe gekleidet. Dieses Kind — es schien aus einem Märchen zu kommen — war Lenbachs Tochter Marion. Die liebliche Erscheinung begann für sich ganz allein einen Reigen aufzuführen, ohne jede Scheu vor den vielen Fremden, und das mit einer Anmut, einem Ernst, als vollzöge sie eine heilige Handlung, so daß die Reizende mich an Gottfrieds Kellers Tanzlegendchen erinnerte. Es fehlten nur die Engel, um zu dem Tanz des holdseligen Geschöpfleins die Musik zu machen. Frau Saharet aber war vollkommen vergessen . . .

In dem nämlichen prunkvollen Saal sollte ich nach Jahren einen erschütternden Auftritt erleben. Schwer krank lag der große Künstler auf einem Divan. Da trat seine Tochter Marion ein. Auf des Vaters Wunsch mußte sich das junge Mädchen mit den prachtvollen antiken Stoffen, die rings umherlagen, drapieren und der todkranke Künstler lebte auf in dem Anblick jugendlicher Anmut und reizvoller Posen. Es war das letztemal, daß ich ihn sah. Denn als er, dem Tode nahe, im Frühling darauf, in Mentone bei uns ausruhte, bat uns seine Gattin, ihn nicht aufzusuchen . . .

Herzbrechend der Kontrast dieses einen Bildes zu anderen Bildern aus Franz von Lenbachs Leben. Als König der Kunst residierte er in Rom im Palazzo Borghese, und zwar in dessen herrlichsten Räumen. Vormittags durfte ihn niemand stören, nachmittags aber strömte Roms große und elegante Welt zu ihm. Vor dem Palast standen alsdann in langer Reihe die Equipagen von Herzoginnen und Prinzessinnen, von Roms adeligsten und schönsten Frauen; denn schön waren diese Römerinnen aus großem Geschlecht. Sie alle warteten dem Souverän der Kunst auf.

In überschwenglicher Schöpferlaune malte Lenbach und verschenkte seine Bilder, als wären diese Kunstwerke flüchtige Striche, auf graue Leinwand mit Kreide und Farbstift hingeworfen. Aber schon im nächsten Jahre erfolgte in seinem Leben die römische Tragödie:

Die junge Frau Fleichl tötete sich in dem Haus an der Treppe,

die vom Forum zum Kapitol hinaufführt. Sie tötete sich um Lenbachs willen; tötete sich aus unglücklicher Liebe zu dem großen Künstler, der ein ritterlicher Mann war. Ich kannte die Unselige: eine kleine, schlanke, überzarte Gestalt; ein kleines, feines, fast kindliches Gesicht, aus dem große todtraurige Augen geheimnisvoll in die Welt sahen, die doch so schön, so göttlich war.

„Ich lasse Dich Deiner Gräfin," hatte sie in ihrer Todesstunde dem Geliebten geschrieben.

Es dauerte Jahre, bis Lenbach den Tod dieser Frau überwand. Er sprach mit mir darüber und sagte zu mir, es sei seines Lebens größter Schmerz gewesen.

* * *

Ich erzählte von dem alten Grafen Stanislaus Kalckreuth und seiner dämonischen Natur; der Künstler war zugleich Mystiker. Damals lebte in München — und ich glaube, sie lebt heute noch — eine gewisse „Frau Babette", bürgerlichen Standes, eine echte Alt-Münchnerin. Diese Frau Babette war ein berühmtes Medium, für gewisse Kreise Münchens die spiritistische Egeria. Der bekannte Spiritist Forsboom unterhielt durch ihre Vermittlung dauernde Verbindung mit den Geistern Gestorbener. Mit dem Geist einer geliebten toten Schwester hauste er zusammen wie mit einer Lebenden. Frau Babette war auch ein Schreibmedium. Eine völlig ungebildete Frau, schrieb sie im Trance die schwierigsten philosophischen Abhandlungen, ihr von den Geistern diktiert, häufig sogar in einer fremden Sprache. In der letzten Zeit seines Lebens wollte Graf Kalckreuth diese Frau beständig um sich haben.

In einer an Melancholie grenzenden Gemütsstimmung, in die ich bisweilen verfiel, wurde Frau Babette von einem Freunde auch mir einmal zugeführt. Ich bin von dem Glauben an Spiritismus weit entfernt, was ich jedoch damals in den Sitzungen mit Frau Babette erlebte, erregt noch heute mein dumpfes Staunen. Sie sagte mir Dinge, die nur ich wissen konnte, Dinge der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, darunter befanden sich höchst unheilvolle Dinge, die bald darauf auch eintraten; genau so, wie sie es vorausgesagt hatte. Ein Schüler, vielmehr ein Jünger des Grafen

Kalckreuth — den Namen muß ich verschweigen —, war mit mir im Andreasinstitut am Ufer der Ilm erzogen worden. Ein auffallend schöner Mensch aus vornehmer Familie und ein Träumer, ein Phantast und Fanatiker. Er besaß große Begabung für Malerei und machte später auf technischem Gebiet Erfindungen, die Aufsehen erregten, sogar die Aufmerksamkeit des Kaisers erweckten.

Dieser mir sehr liebe Freund verkehrte viel mit dem preußischen Gesandten Philipp Eulenburg und führte mich bei diesem ein. Eulenburg verließ später München, wurde Fürst, Günstling und Freund des Kaisers. Auch in seiner Stellung als Botschafter in Wien kam Philipp Eulenburg häufig nach München und ließ alsdann jedesmal Frau Babette zu sich kommen, die auch ihm den Verkehr mit Geistern vermittelte.

Bisweilen, wenn ich mit jenem Jugendfreunde und Forsboom zusammen war, hörte ich sie von diesem und jenem reden, von ihren Schicksalen, ihren Erlebnissen, und es überlief mich jedesmal, wenn ich erkannte, daß sie von Gestorbenen sprachen, als verkehrten sie täglich mit ihnen wie mit Lebenden. Wenn ich mich im Atelier meines Jugendfreundes befand, konnte er plötzlich ausrufen: „Sieh, Richard! Sieh die Lilien! Ein ganzes Lilienfeld blüht auf! Und inmitten der Lilien steht meine Mutter, meine liebe herrliche Mutter! Sei still, höre zu! Sie spricht zu mir! Siehst du sie? Hörst du sie?"

Ich sah freilich nichts, hörte nichts. Ich sah nur das edle, schöne Gesicht meines Freundes von Leichenblässe bedeckt; sah seinen Blick, der Dinge schaute, die nicht waren; hörte seine Stimme, erstickt von der Erschütterung des Wiedersehens mit seiner Mutter.

Und totenbleich kam er eines Tages zu mir gestürzt, halb besinnungslos mir etwas berichtend, von dem ich auch auf dem Totenbett nicht reden darf.

Kurze Zeit darauf erfolgte der Sturz Bismarcks.

* * *

Öfter nahmen wir längeren Aufenthalt an der französischen Riviera, auf Kap d'Antibes und in Mentone. An diesem Orte hatten wir im Hotel Alexandra ein kleines reizendes Quartier. Es

befand sich im Erdgeschoß dieser herrlich gelegenen Gaststätte und bestand aus einem runden Salon, dessen Wände mit einer Silbertapete bekleidet waren. Von diesem entzückenden Gemach ging es rechts und links in die Schlafzimmer. Aus dem Salon trat man unmittelbar auf eine Terrasse, unter deren hohen Palmen und riesigen Gummibäumen die ganze Blütenpracht des Südens glühte. Es geschah in dieser Wohnung, daß ich von Nervenzuständen heimgesucht wurde, die ich in der Erzählung „Grauen" fast wortgetreu schilderte. Sie erschien bei Otto Janke in Berlin und wird von mir nur erwähnt, um zu zeigen, welchen dunkeln Gewalten auch ich zu Zeiten unterlag.

Das Hotel von Kap d'Antibes bei Cannes hat eine Lage, die selbst an der Riviera ohne gleichen ist. Es ward ursprünglich als Landsitz für eine wissenschaftliche Gesellschaft erbaut. Herrliche Bäume und Gewächse des Südens führen unmittelbar an die See. Eine schmale felsige Landzunge erstreckt sich in schäumende brausende Unendlichkeit. Lange Ranken der mit goldgelben, violetten oder purpurfarbenen Blumen bedeckten Eispflanzen überwuchern die Klippen, so daß sie ein einziges strahlendes Blumenbeet bilden. Eingehauen in den lebendigen Fels liegt ein einsames Grab. Die ewige Musik des Meeres umbraust es wie Orgelklang, und der Meerwind, der an diesen Küsten leicht zu Sturm wird, singt in den Seekiefern des Strandes dem Toten das Klagelied. . .

Eines Frühlings blieb ich als letzter und einziger Gast bis Ende Mai in dem Haus am Meere. Das war eine Herrlichkeit! Welche Blütenpracht! Das ganze Land schien Blütenfeste zu feiern. Keine Scholle, die von Blumen nicht überschüttet gewesen! Und der Duft all der würzigen Pflanzen! Auf meinem Fahrrad durchquerte ich die Halbinsel nach allen Richtungen, fuhr nach Cannes zur Prinzessin Charlotte von Meiningen und nach Nizza zu den Rennen. Die Magie der Erdenschönheit erfaßte mich wie ein Rausch, umstrickte mich wie ein Zauber. Stundenlang träumte ich auf den Klippen bei der letzten Ruhestätte des einsamen Toten. Vor mir das Meer in beständigem Wechsel der Farben, hinter mir die Alpen gewaltig aufsteigend, selbst in diesem Land noch im Mai mit schneegekrönten Gipfeln.

Unfern des Hotels befindet sich die Villa Eilen Rook, einem reichen Engländer gehörig. Der Besitzer war ein Freund der Fürstin Pauline Metternich, die mich dem Herrn empfohlen hatte. Alle Schönheiten der Küste schienen auf diesem einen Landsitz zusammengedrängt. Mir ward gestattet, zu jeder Zeit die Anlagen und Gärten zu durchstreifen. Es war wie ein Verweilen in einem irdischen Elysium!

Vom Kap d'Antibes aus fuhr ich auch nach der Stadt der Wohlgerüche, nach Grasse, um das Haus des edlen Grafen Thoranc, Goethes „Königslieutenant", aufzusuchen, denn noch sollten sich in dem Hause die Gemälde der Frankfurter Maler befinden, von denen wir aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" wissen. Nach langem Suchen gelang es mir, in einer Nebengasse das Familienhaus der Grafen Thoranc zu entdecken, ein altertümliches Patrizierhaus, in vornehmer Zurückgezogenheit. Es war verschlossen. Nachbarn sagten mir, es gehöre noch immer Mitgliedern jener Familie, also Verwandten des Mannes, für den auch wir Deutsche Teilnahme hegen.

Ich besuchte die Fabriken der Wohlgerüche. In hohen Haufen lagen die Blumen geschichtet, Veilchen und Rosen, Heliotrop und Jasmin und was sonst noch Düfte hergab. Die Blumen waren völlig zerpflückt; und wie ihre Blätter, nachdem sie einige Tage auf großen, mit Fett bestrichenen Tafeln ausgebreitet gelegen, diesen ihre Düfte abgaben, war nicht gerade poetisch anzuschauen.

Es war in Grasse, wo ich grellrote Plakate sah, welche die Bewohner zu einer Theatervorstellung einluden. Der Ort der Handlung war Deutschland, in Leipzig, ein Saal des Militärgerichts. Eine Französin war der Spionage beschuldigt worden. Von einem Kreis hoher deutscher Offiziere umgeben, stand die Angeklagte vor ihren Richtern, eine Heldin und Märtyrerin zugleich. Auf dem Plakat befand sich eine Ansprache an die Bevölkerung der kleinen Blumenstadt, von solchem Haß gegen Deutschland erfüllt, daß ich bebend vor Wut die Worte las, die eine tödliche Beschimpfung Deutschlands enthielten.

Krieg! Krieg mußte kommen! Krieg Frankreichs mit Deutschland! Frankreichs Rache für das Jahr 1870 konnte nur durch

Ströme deutschen Blutes gestillt werden; nur durch Deutschlands Niederlage, die Deutschlands Vernichtung bedeutet hätte.

Und England —

Wir waren mit Sir Hanbury bekannt und jedesmal, wenn wir uns in Mentone befanden, wurden wir nach der „Mortola" eingeladen.

Wer jemals von der Mortola gehört, weiß, daß der Name soviel wie Totenfeld, Kirchhof bedeutet; und doch ist der Ort eine Stätte wundersamen Lebens. In einer Felsenschlucht, nahe der französisch-italienischen Grenze, zieht es sich in Tropenherrlichkeit vom Meere aus hoch hinauf: Eukalyptuswälder, Palmenhaine, Blütengefilde, Terrassen und Bogengänge in Blumengewölbe verwandelt. Kein Baum, keine Blume, keine Pflanze südlicher Länder, die in der Mortola nicht sorglich gepflegt anzutreffen wäre. Wer den Ort nicht sah, dem versagt die Vorstellung.

Inmitten der Haine und Gärten, über dem Meer das Wohnhaus des Begründers dieser in ihrer Art einzigen Anlagen. Wie gesagt, wurden wir öfter zum Nachmittagstee geladen, auch noch nach dem Tod des Besitzers von dessen Witwe Lady Hanbury. Man war gegen uns sehr liebenswürdig, sandte uns Körbe voll köstlicher Früchte und seltene Blumen und nie hätten wir damals gedacht, daß sehr bald die Zeit kommen würde, wo einer der ersten deutschen Botaniker, Georg Schweinfurth, ein Freund der Familie, der über ein Jahrzehnt einen Teil seiner Arbeitskraft der Mortola gewidmet, nebst sämtlichen deutschen Direktoren und Gärtnern gleich einem Verbrecher verjagt werden würde.

So ist denn die Mortola für den Deutschen ein Gefilde des Todes geworden; in Wahrheit ein Kirchhof, in dessen Grüfte etwas Heiliges versenkt wurde, der Glaube an die Menschlichkeit einer von uns Deutschen fast demütig bewunderten Nation...

Trotz meiner vielen körperlichen Leiden war mein Leben immer reich an Arbeit, reich im Genuß einer großen Natur, reich an dem Glück des innersten Zusammenlebens mit meiner Frau und an der Freundschaft vortrefflicher Menschen.

So war es damals und so ist es geblieben.

Und reich war mein Leben durch das Miterleben der Schicksale

anderer. Es waren fast immer schwere, meist tragische Geschicke, die ich mit meinen oft unbekannten Beichtkindern teilte.

Am meisten litt ich indes nicht durch die Geschicke vieler Unbekannter, die sich vertrauensvoll an mich wendeten, sondern durch solche, die mich aufsuchten, die ich kennen lernte und mit denen ich fortan all ihr Leid durchmachen mußte. Es waren fast immer unglückliche Frauen, und diese Frauen hatten fast immer eine unglückliche Liebe. Nun ist es mein Los, jeder unglücklichen Frau gegenüber vollständig hilflos zu sein, eine Tragik, die des Komischen nicht ganz entbehrt. Oft genug, nur zu oft, war ich der reine Don Quixote, bin es noch heute! Leider war ich nicht unbewußt ein Nachkomme des edlen Spaniers, sondern durchdrungen von der Lächerlichkeit — und zugleich Hoffnungslosigkeit — meiner Ritterdienste unglücklichen Frauen gegenüber. Es geschah bisweilen, daß ich durch Jahre im Dienst einer solchen Unglücklichen stand. Besonders dann, wenn der Betreffenden durch die Welt grausames Unrecht zugefügt wurde. Ich verteidigte die verkannte Unschuld nicht mit blitzendem Schwert, sondern mit glühenden Worten, verteidigte sie, oft gegen mein besseres Wissen, so lange, bis ich erkennen mußte, daß ich selbst es war, der die Dame verkannt hatte. Außer der Strafe solcher, recht bitteren, ja schmerzlichen Erkenntnis traf mich der Hohn der Welt und nicht zuletzt mein eigener Spott.

Doch blieb ich unverbesserlich. Mit anderen Worten: ich fiel immer wieder herein!

6.

Alt-Berlin und Neu-Berlin

Ich will heute zurückgreifen auf unseren ersten Berliner Aufenthalt. Wie meine Freunde wissen, war Berlin damals mir eine völlig fremd gewordene Welt. Es war nicht mehr das Berlin meiner Kindheit mit seinen Rinnsteinen in den schlecht gepflasterten Straßen, seinen ländlichen Vergnügungslokalen, wo „Familien Kaffee kochen konnten" und wo „Unter den Zelten" die Berliner in den ersten Maitagen grünen Aal und Krebse speisten oder sich bei Mutter Lück an einem in ganz Berlin berühmten „Hühnerfrikassee" gütlich taten; das war eine mächtige Schüssel mit Blätterteig garnierter Hühnerbrüste mit Krebsschwänzen, Morcheln, Fisch- und Semmelklößchen und holländischer Soße, die Portion siebeneinhalb Silbergroschen! Es war auch nicht mehr das Berlin, in dem wir Kinder „Papa Wrangel" nachliefen, uns mit dem alten Haudegen vertraulich unterhielten, ihn auslachten, aber sein reichlich ausgestreutes Zuckerwerk ohne Scham nahmen. Auch nicht mehr das Berlin von Moritzhof war's, der damals als sonn- und festtägliche Landpartie galt, obgleich keine halbe Stunde von Berlins Mauern und Toren entfernt; denn das Berlin meiner Kindheit hatte noch Tore und Mauern. An den Toren wurde jede Droschke angehalten, und wenn ein Reisender mit Gepäck ankam, so wurde dieses peinlich durchsucht und alle Eßwaren hoch besteuert. In der Königgrätzer Straße, wo meine Mutter wohnte, bin ich als Knabe häufig einer jungen Dame begegnet, die ich anstarrte, als wäre sie aus einer anderen Welt. Es war eine hohe schlanke Gestalt, ein blasses, fast weißes Gesicht, mit wunderschönen königlich stolzen Zügen, dunklen leuchtenden Augen und Haaren, so glühend, so purpurn, daß es das blasse Antlitz wie eine Flamme umloderte:

Fräulein Hedwig von Dönniges!

Nach 1870 ward es dann ein anderes, ganz anderes Berlin. Die Geheimratkreise meiner Mutter mit ihren feierlichen Kaffees, bei denen man sich den Magen verdarb, oder die beliebten Spielkränzchen hatten ihr Aussehen völlig verändert. Nur wenige alte Damen trugen noch weiße Tüllhauben mit breitem buntem Bandwerk zu einer großen Schleife unter dem Kinn gebunden; und auch die Schreckenszeit der Krinoline war überstanden! Genug, es war ein Neu-Berlin mit Neu-Berlinern, von denen die wenigsten überhaupt noch Berliner waren. Niedergerissen die Mauern, verschwunden die Tore und rings um das einstmalige Alt-Berlin Straße auf Straße, Quartier auf Quartier, ein rapid wachsendes Ungetüm, das mit seinen Fangarmen weiter und weiter um sich griff in das Land hinein, ganze Dörfer verschlingend und Wälder verschluckend.

Wie ich schon sagte, fühlte ich mich bei meiner Ankunft tief bedrückt; denn von der Villa Falconieri unmittelbar nach Berlin, nach diesem Berlin! Aber von allen Seiten kam man uns in gütigster Weise entgegen und wir wurden unwiderstehlich in den Wirbel der Großstadt hineingezogen. Gleich einer Sturmflut schlug Berlins Geselligkeit über uns zusammen. Nach welcher Bucht sollte ich steuern? Vor welchem Eiland Anker werfen?

Man frug die Fremdlinge: „Verkehren Sie bei Oskar Blumenthal? Oder bei Adolf L'Arronge? Oder bei Julius Stettenheim oder bei Paul Lindau? Oder bei Rodenberg oder Fontane? Bei wem gefällt es Ihnen am besten? Zu welchem Kreise gehören Sie?"

Ich wußte darauf keine Antwort; denn wir gehörten zu keinem der vielen genannten Kreise. Jedes dieser Häuser war für uns die Gastfreundschaft selbst. Das glänzende Haus Emil Mosses mit seiner von mir aufrichtig verehrten Gattin ebenso wie viele andere. Wenn meine Frau Julius Stettenheim als Tischnachbarn hatte, so konnte sie eben keinen besseren haben. Paul Lindau sprühte von Geist und Witz und seine Plaudereien glichen einem Brillantfeuerwerk unverwüstlich guter Laune. Ich fand ihn unwiderstehlich. Dabei war er ein gütiger Mensch und gegen mich ein treuer Freund und ist dies bis heute geblieben.

Ein Abendessen bei ihm war ein Gastmahl, wie es der selige

Lukull seinen Gästen nicht hätte geben können. Lukulls berühmte Pasteten von Nachtigall- und Flamingozungen konnten nicht so pikant gewürzt sein, wie ein Gericht bei Paul Lindau, gewürzt mit Lindauschem Humor; und Lukulls mit dem Fleisch seiner Sklaven gefütterte Muränen waren gewiß ein armseliger Genuß im Vergleich mit einem Kalbsbraten nach Paul Lindau Art.

Häufig sprang während des Mahls der Hausherr vom Tisch auf, setzte sich ans Klavier und begann zu phantasieren. Und welche interessanten Tischgäste: die ersten Künstler der Berliner Bühnen, Schriftsteller, Journalisten, schöne und geistreiche Frauen, Lilli Lehmann, die Hehre und Herrliche, Bismarcks jüngster Sohn und viele, viele andere.

Wenige Jahre darauf waren die Tafelfreuden im Hause Lindau stark gedämpft. An ihm lag es nicht. Er war ganz der alte, dem man gut sein mußte. Aber seine Frau — sie war schön, geistreich und — unglücklich. Und sie zeigte ihr Unglück, zeigte es auch ihren Gästen! Ich litt darunter; denn, wie ich schon sagte: man mußte Paul Lindau liebhaben!

Ich will hier einflechten, was ich mit einem Mann erlebte, der nach der Scheidung des Ehepaars Lindau Frau Lindaus Gatte wurde.

In München meldete sich eines Tages bei mir ein „Monsieur Saint Cère", vom Pariser Figaro, Franzose vom Scheitel bis zur Sohle, jeder Zoll ein Pariser. Er sah vortrefflich aus, ein stattlicher Herr, mit den Manieren einer uns fremden Kulturwelt, die ja wohl die Welt der vornehmen Kultur sein soll. Er sprach das Deutsche nur gebrochen und sehr mühsam. Dieser mit ungemeiner Sicherheit auftretende Monsieur Saint Cère sagte mir: Ich wurde vom „Figaro" nach Deutschland in besonderer Mission geschickt. Frankreich wünscht mit Deutschland in engere geistige Verbindung zu treten. Diese will der „Figaro" herbeiführen durch mich. Ich habe von meinem Blatt den Auftrag erhalten, mit Deutschlands bekanntesten Männern in Fühlung zu treten, mit deutschen Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern. Also komme ich auch zu Ihnen," — hier verbeugte ich mich stolz-bescheiden — „um Sie zu ersuchen, einen Kontrakt zu unterzeichnen."

Es war ein geradezu glänzender Kontrakt. Für die Übersetzungen meiner Dramen und Romane wurden mir in diesem Kontrakt die höchsten Honorare zugesichert, wie ich sie in meinem teuern Vaterlande nicht erhalten hätte. Man kann sich also denken —

Ferner sagte mir Monsieur Saint Cère vom Pariser Figaro: Wie er wüßte, stünde ich in München mit den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen in Verbindung — Aha! — und er erlaubte sich daher die Bitte an mich, die Güte zu haben, ihn in diese Kreise einzuführen: in Münchens literarische, künstlerische und gesellschaftliche Kreise. Nun wäre es von mir höchst unfreundlich gewesen, hätte ich der Bitte des überaus höflichen Herrn nicht entsprochen. Es war ein ganz charmanter Herr, dieser Herr Saint Cère vom Pariser Figaro, geradezu ein Charmeur!

Ich frug ihn, wo ich ihm meinen Gegenbesuch machen dürfte? Er ersuchte mich jedoch, von dieser Förmlichkeit abzustehen; seine Frau sei sehr leidend.

„Also Sie sind mit Ihrer Frau Gemahlin in München?" Er entgegnete: „Ich bedaure, Madame Ihrer Gattin nicht vorstellen zu können. Ihr Befinden erfordert jedoch die größte Zurückgezogenheit."

Nun bedauerte auch ich und wir besprachen, wie ich Monsieur Saint Cère vom Pariser Figaro in die verschiedenen Kreise einführen könnte: in die literarischen, künstlerischen und gesellschaftlichen. Zunächst brachte ich den charmanten Herrn zu Franz von Lenbach, Paul Heyse und Michael Bernays; ferner zu Frau Anna von Kühlmann, in das Haus des Fürsten Eugen Wrede und des Fürsten Albrecht Öttingen u. a. m. und erlebte die Genugtuung, daß mein Schützling allgemein außerordentlich gefiel. Wirklich ganz außerordentlich! Der Herr war aber auch, wie gesagt, Vollblutpariser und sein Französisch klang wie Gesang.

Paul Heyse gab dem Herrn aus Frankreich zu Ehren ein Abendessen, und als Monsieur mit den anderen Gästen sich entfernt hatte, sagten wir beide ganz trübselig zueinander: „Welche Kultur haben doch diese Pariser! Dabei ist dieser liebenswürdige Herr nicht einmal ein Mann der großen Welt!"

Im Residenztheater wurde der Tasso aufgeführt mit Josef Kainz.

Die Eleonore gab Fräulein Hermine Bland und zwar hatte Michael Bernays selbst Münchens gefeierter Tragödin die Rolle einstudiert. Man denke: Michael Bernays! Und Ernst Possart als Antonio! Die Deutsche Bühne hat nie wieder solchen Antonio gesehen. Ein Antonio war's, beseelt von Goethischem Geist.

Wer aber kam mit bestürzter Miene im Zwischenakt zu mir? Kein anderer als Monsieur Saint Cère vom Pariser Figaro. Der Herr mit der bestürzten Miene frug mich, — und er tat die Frage in seinem gebrochenen Deutsch — ob ich ihm sagen könne, wie es möglich sei, daß die Deutschen dieses Drama Goethes so himmelhoch einschätzten? Ein Franzose, ein Pariser könne es nicht begreifen! Ich vermochte nur lächelnd zu erwidern, ich begriffe sehr wohl, daß ein Franzose, ein Pariser nicht imstande sei, Goethes Tasso zu würdigen. Damit war unser geistiger Austausch erledigt . . .

Nach der Tassovorstellung speisten meine Frau und ich in irgendeinem Restaurant. Da saß am Nebentisch Monsieur Saint Cère und bei ihm befand sich eine Dame, nicht mehr sehr jugendlich, sehr elegant, stark gepudert, vielmehr geschminkt. Immerhin erforderte der einfache Anstand von mir, aufzustehen, an den Nebentisch zu treten und den Herrn zu bitten, mich seiner Gemahlin vorzustellen. Was aber geschah? Die Dame erhob sich mit jähem Ruck, warf mir Unschuldslamm einen wütenden Blick zu und verließ Tisch und Saal. Der Herr Gemahl stammelte eine Entschuldigung, rief den Kellner, zahlte, verließ das Lokal und ließ mich in höchster Betroffenheit und mit dem Gefühl zurück, eine große Ungeschicklichkeit begangen zu haben.

Am nächsten Tag erhielt ich von Monsieur Saint Cère einen Brief voller Entschuldigungen: „Madame sei leidend und sehr aufgeregt und" — Kurzum! Nach einigen Tagen kam der Herr in eigner Person zu mir mit einem Paket Schriften, die er vor mir auf den Tisch ausbreitete. In heftiger Erregung teilte er mir mit: Er hätte in München Feinde! Diese abscheulichen Menschen sprengten über ihn und seine Gattin die gröbsten Verleumdungen aus. Er sollte nicht Saint Cère aus Paris sein, sondern ein gewisser Rosenthal aus Nürnberg. Und seine Frau — darüber zu sprechen, verbot dem Herrn seine Erregung und mir meine Diskretion.

Nun sollte ich die Papiere durchlesen, die Beweise, daß er nicht Herr Rosenthal aus Nürnberg sei, sondern, usw.

Was sollte ich tun? Ich warf einen flüchtigen Blick auf die vor mir ausgebreiteten Dokumente, sprach alsdann meine Entrüstung über die Verleumdungen aus und versicherte den Erregten nicht nur meiner tiefsten Teilnahme, sondern auch, daß ich nach bestem Vermögen für ihn eintreten würde. Was ich ahnungsloser Engel — eigentlich verdiente ich einen ganz anderen Namen — denn auch wirklich tat.

Bald darauf verließ ich München. In Italien erreichte mich nach einiger Zeit die Kunde: Saint Cère aus Paris sei in der Tat ein gewisser Rosenthal aus Nürnberg und die Gemahlin dieses Herrn sei die verflossene Gattin Sacher Masochs, das berühmte Urbild der berüchtigten „Venus im Pelz".

Ach ja! Die Pariser waren das Volk höchster Kultur und wir Deutschen, an der Spitze ich zusammen mit Paul Heyse, waren auf diese höchste Kultur abgrundtief hereingefallen . . .

Paul Lindaus geschiedene Frau wurde dann Frau Rosenthal und hat sich als Gattin dieses Herrn außerordentlich bewährt. Ein Gerücht besagte, Herr Rosenthal habe eine Strafe verbüßen müssen, sei darnach schwer erkrankt und in einer Pariser Heilanstalt gestorben, bis zur letzten Stunde von seiner Gattin auf das hingebendste gepflegt. Also Achtung vor dieser Frau!

* * *

Nach dieser Abschweifung will ich weiter von Berlin sprechen. Immer noch mußten wir gegen die Fluten der Geselligkeit ankämpfen, gegen die mit Erfolg zu ringen es anderer Kräfte bedurft hätte, als ich sie besaß. Man war eben von überwältigender Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft für uns. Ja, uns völlig Unbekannte suchten uns auf, um uns zu Tisch zu laden. Unter jenen Allzufreundlichen erinnere ich mich besonders eines Herrn Professors Leo, der Shakespeare-Leo genannt, wegen seiner großen Verdienste um die Shakespeare-Forschung. Er bewohnte ein wundervolles Besitztum in der Matthäi-Kirchstraße, gegenüber dem Hause von Paul Meyerheim, dem großen Maler mit dem Propheten-

haupt, der im Alter fast erblindet, immer noch seine gewaltigen Löwen malte, wahre Wüstenkönige, während der Künstler selbst etwas von einem der edlen Könige seines Volkes besaß. Wir konnten Herrn und Frau Professor Leos Liebeswerben auf die Dauer keinen Widerstand entgegensetzen und nahmen schließlich höchst widerstrebend eine Einladung zu einem Diner an.

Es war glänzend, war glorreich, war königlich. Da ich zum erstenmal im Hause Leo Gast war, hatte ich die Ehre, links von der Hausfrau zu sitzen; rechts von der überaus üppigen tief dekolletierten Dame saß ein leibhaftiger Prinz. Übrigens war an der Tafel ein jeder sehr vornehm oder sehr berühmt. Die Unterhaltung zwischen der Frau des Hauses und mir bezog sich hauptsächlich auf die Gerichte und die Gäste. Ich hörte voller Staunen, daß sich das Haus Leo solche Gäste und solche Gerichte „leisten" könnte. Zu meinem Bedauern mußten meine Frau und ich von diesen Leistungen in Zukunft ausscheiden; uns ersetzten genug andere: leibhaftige Prinzen, Exzellenzen, sonstige große Herren und die ganze Schar berühmter Künstler und Künstlerinnen.

Die einzige, wirklich reizende Tochter des Ehepaars Leo heiratete später einen Grafen Pfeil. Das heißt: Graf Pfeil verkaufte sich der reichen Jüdin, um seine Verhältnisse zu bessern, wie man es höflicherweise nennt. Die Ehe war eine höchst unglückliche von Anfang an. Zum Glück starb die Gräfin schon im ersten Kindbett, ihr Gatte wurde später ein bekannter Afrikareisender.

Nach solchen und ähnlichen Erfahrungen bedurfte ich einer reineren Atmosphäre. Diese allerreinste Lebensluft fand ich in dem Hause eines Schriftstellers, vielmehr in dem Hause eines Dichters, und zwar bei keinem Geringeren als bei Theodor Fontane.

Welch ein Dichter und welch ein Mensch! Mit seiner hohen schlanken Gestalt erinnerte sein edelschönes Gesicht an die Männer und Helden der Freiheitskriege. In seinem Hause herrschte noch Alt-Berliner Art und Einfachheit. Vor dem Sofa in der guten Stube lag noch der bunte kleine Teppich, auf dem der Tisch aus Mahagoniholz stand; zu den Abendmahlzeiten gab es einen Braten und eine süße Speise, einen Pudding oder ein Blancmanger mit

Himbeersoße. Aber der Mann, die Hausfrau, die Gäste dieser beiden Menschen —

Theodor Fontane war damals, wie mir gesagt wurde, ein heftiger Gegner Ernst von Wildenbruchs, dem ich zu jener Zeit noch nicht begegnet war. Dieses geschah bald darauf, wie ich berichtet habe, bei Babette Meyer und zwar gerade kurz nach einem Zusammensein mit Theodor Fontane, wobei dieser sich auf das leidenschaftlichste über den „Hohenzollerndichter" äußerte.

Und nun will ich von ihm erzählen, von Ernst von Wildenbruch.

7.

Ernst von Wildenbruch

Einige richteten späterhin an mich die eigentümliche Frage: „Sie haben hier denselben Kreis wie Ernst von Wildenbruch. Fällt Ihnen das nicht schwer?“

Ich frug erstaunt zurück: „Wie meinen Sie das?“

„Mein Gott, Sie wissen ja doch! Ernst von Wildenbruch hat seine Gemeinde. Er ist ihr Apostel. Er verlangt nicht nur Verständnis und Anerkennung, sondern Begeisterung und Bewunderung. Man muß ihm huldigen und man huldigt ihm. Seine ganze Persönlichkeit fordert dazu heraus. Und nun Sie: gewissermaßen in eine Ecke gedrückt.“

So frug man mich wahr und wahrhaftig! Und es waren nicht die Schlechtesten, die mich so — taktvoll frugen.

Ich lächelte und erwiderte: „Nein, es fällt mir ganz und gar nicht schwer; denn ich bewundere Ernst von Wildenbruch nicht nur aufrichtig, ich liebe ihn. Wir sind Freunde. Verstehen Sie: Freunde! Sie sagen mir, Wildenbruchs Wesen verlange Bewunderung, Huldigung. Wissen Sie, was der Mann durchgemacht und gelitten hat? Gelitten bis zur Verzweiflung, bis nahe zur Selbstvernichtung, wie er mir oft genug sagte. Endlich kam dann auch für ihn der Erfolg, Verständnis, Anerkennung, Ruhm. Sie kamen nach einem grausamen Ringen, nach einem wahren Todeskampf, bei dem des Mannes Herzblut floß. Auch darin irren Sie sich, daß ich mich in eine Ecke gedrückt fühle. Es liegt nicht in meiner Natur, mich vorzudrängen, Bewunderung zu fordern. Schätzung — ja. Und Sie irren sich vollständig: ich bin nichts weniger als bescheiden! Ich bin, was Lessing stolz-bescheiden nennt. Ich verkehre in denselben Kreisen wie Wildenbruch, ich fühle mich wohl unter so vielen vorzüglichen Menschen. Nicht einem Einzigen fällt es ein, mich in eine Ecke zu

drängen! Wildenbruch ist seit Jahren der geistige Mittelpunkt dieser Kreise. Er ist eine machtvolle Persönlichkeit, und Sie wissen, was Goethe über Persönlichkeit sagt. Ich bin aber auch ein Mensch für mich. Es wäre daher unmöglich, mich aus meinem Ich herauszubringen. Wildenbruchs Persönlichkeit habe ich mit einer geradezu festlichen Freude sogleich erkannt und das schon bei unserer ersten Begegnung. Er riß mich hin. Seine Natur besteht aus Explosionen; denn der ganze Mann ist Feuer und Flamme. Es ist der reine geistige Vulkan. Das ist bei mir ganz anders. Wenn Wildenbruch ein Genie zum Sprechen besitzt, so habe ich eine starke Begabung zuzuhören. Also geht es mit uns beiden vortrefflich. Ich besuche die Aufführungen seiner Dramen und höre in jeder Strophe den Dichter zu mir reden. Von meinen eigenen Werken braucht er mir nicht zu sprechen. Ich bedarf dessen nicht, so wie er. Ich scheue es sogar, von meinen Sachen reden zu hören; diese Scheu artet zu einer üblen Eigenschaft bei mir aus. Für ein aufrichtiges Wort bin ich dankbar. Nur Redensarten sind mir zuwider. Meine Sachen sind zu sehr Stücke von mir selbst, als daß ich darüber Redensarten ertragen könnte. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen das alles so ernsthaft sage. Bei Ihrer so vollkommen falschen Auffassung meines Verhältnisses zu Ernst von Wildenbruch war es jedoch notwendig."

Ja, Ernst von Wildenbruch hatte die nämlichen Kreise wie ich, dennoch trat nicht der Schatten eines Schattens zwischen uns. Er nannte mich Vößlein und schätzte mich; als Mensch sicher mehr, wie als Schriftsteller. Auch hat er während der ganzen Dauer unserer Freundschaft wohl kaum eines meiner Stücke auf der Bühne gesehen. Auch das war mir nicht notwendig. Wir kamen um so besser aus. Es gab Leute genug, die ihm huldigten; von mir hat er niemals ein Wort gehört, das ich nicht empfunden hätte. Ebensowenig von meiner Frau. Wie sogar auch ich nur selten, nur sehr selten über meine Sachen etwas anderes von ihr hörte, als höchstens: „Das gefällt mir!" Auch von meiner Frau verlangte ich nichts anderes. Im Gegenteil. Gerade meine Frau durfte mich am wenigsten loben. Daß wir uns auch darin so gut verstanden, habe ich stets als ein wahres Glück empfunden. Um Gottes willen nur nicht eine Frau, die für ihren Gatten einen Altar baut und darauf sein Götterbild

errichtet, vor dem sie beständig den Weihrauchkessel schwingt, niederkniet und anbetet ...

Ich erzählte von jener jungen stattlichen Dame Maria von Weber, die zu ihrem hoheitsvollen Äußeren ein hoheitsvolles Wesen besaß. Auch einen hochfliegenden Geist. Bald wurde allgemein bemerkt, daß Ernst von Wildenbruch sich für diese Dame auf das lebhafteste interessierte. Doch das ist ein falscher Ausdruck. Wildenbruch konnte gar nicht nur „lebhaft" sein; bei ihm war alles Leidenschaft, Glut, Flamme. Also interessierte er sich leidenschaftlich für das schöne Fräulein von Weber, machte ihr leidenschaftlich den Hof und zeigte es — auch seinem Wesen nach — aller Welt. In Berlin flüsterte man sich zu: Maria von Weber sei die Muse des Dichters. Er verbringe halbe Tage und Abende bei ihr. Ich freute mich über die Sache und darüber, daß er, der schon gereifte Mann, zu einer so schönen und so bedeutenden Frau eine wirklich ernsthafte Leidenschaft gefaßt haben sollte. Jedermann in Berlin glaubte, Ernst von Wildenbruch und Maria von Weber würden sehr bald ein Paar werden.

Sie wurden es jedoch nicht, enttäuschten also die allgemeine Erwartung; sein leidenschaftliches Liebeswerben hörte aber nicht auf.

Eines Tages traf ich Maria von Weber in einer Gesellschaft bei meiner verehrten Freundin Babette Meyer, als sie zu mir trat und mich frug: „Haben Sie morgen vormittag Zeit, mit mir einen Spaziergang durch den Tiergarten zu machen? Ich bitte Sie, dafür Zeit zu haben. Ich muß mit Ihnen etwas Ernstes besprechen."

Natürlich hatte ich Zeit, und wir verabredeten, wo wir uns am nächsten Vormittag treffen wollten.

Ich fand Fräulein von Weber sehr erregt. Während wir auf einsamen Wegen durch den Tiergarten gingen, sagte sie: „Sie sind Wildenbruchs aufrichtiger Freund. Wenigstens halte ich Sie dafür. Als sein Freund sind Sie ihm Offenherzigkeit schuldig. Diese müssen Sie ihm geben. Es ist dafür höchste Zeit. Sie müssen mit Ihrem Freunde sprechen. Und das sogleich."

„In welcher Angelegenheit wünschen Sie das?"

„Ihr Freund kompromittiert mich vor ganz Berlin. Das sehen Sie ja doch!"

„Sie lieben Ernst von Wildenbruch?"

„Das wissen Sie, das wissen alle ... Werden Sie mit ihm sprechen? Ich verlange es von Ihnen."

„Ich werde es tun. Ihrem Wunsche gemäß gleich heute noch." So trennten wir uns.

Am Nachmittag desselben Tages — es war kein leichter Gang — begab ich mich zu Wildenbruch. Der Gedanke, daß der Freund zum Freunde sprach, ermutigte mich.

Ja, er liebte Maria von Weber. Er liebte sie, wie ein starker Mann eine edle Frau nur lieben konnte, eine Frau, von der er sich leidenschaftlich wieder geliebt wußte. Aber — der Mann war Dichter und er glaubte als solcher frei sein und frei bleiben zu müssen; er fürchtete, sonst an der geliebten Frau sowohl, wie an sich selbst ein Unrecht zu begehen. Es sei seine doppelte Pflicht, sich nicht zu fesseln. Freilich wäre es auch seine Pflicht gewesen, die geliebte Frau nicht vor ganz Berlin zu kompromittieren — wie sie es mir gegenüber genannt hatte. Aber — ja, ja, er liebte sie!

In höchster Erregung ließ ich ihn zurück.

Bereits am nächsten Tage begab sich Folgendes: Wildenbruch kam zu mir in förmlicher Verstörung. Schon bei seinem Eintritt ins Zimmer rief er mir zu: „Ich habe mich mit Maria von Weber verlobt. Aber mit dem Dichter ist es fortan vorbei! Sie, Vößlein, sind schuld daran!"

Ich hatte getan, was eine edle Frau von mir als Ritterdienst forderte, was zu tun meine Freundespflicht war, konnte daher die Schuld, die der Freund in seiner Erregung mir gab, ruhigen Gewissens auf mich nehmen. Ich versuchte, den Erschütterten zu beruhigen. Wie — mit dem Dichter sollte es vorbei sein? Weil aus dem Dichter ein Ehemann werden würde? Der Gatte einer von ihm heißgeliebten schönen und bedeutenden Frau? Das war ja doch ein Wahn, und als Wahn erwies es sich sehr bald; sehr bald war Wildenbruch nicht nur der zärtlichste, sondern auch der glücklichste Bräutigam, aus dem mit der Zeit der zärtlichste und glücklichste Gatte wurde.

Als er starb, war sein letztes Wort ein Dank an die heißgeliebte Frau.

* * *

Also war Ernst von Wildenbruch verheiratet, was unserer Freundschaft nicht den mindesten Abbruch tat. Im Gegenteil, sie wurde dadurch nur noch mehr befestigt. Dieses schöne Verhältnis dauerte viele Jahre. Wir gehörten zu den Intimen des Hauses Wildenbruch, und so oft wir uns in Berlin befanden, waren die Abende an der großen runden, mit Blumen geschmückten Tafel in dem schönen Haus in der Hohenzollernstraße wahre Feierstunden für uns. Wir gehörten auch zu dem Kreise, dem Wildenbruch seine Werke vorlas, besuchten jede Uraufführung seiner Dramen, freuten uns seiner Erfolge und litten später mit ihm. Denn als die neue Zeit anbrach mit einer neuen Kunst, fühlte sich auch Wildenbruch, genau wie Paul Heyse, von der Zeit nicht mehr verstanden, fühlte sich zurückgesetzt und im Innersten verletzt; hatte er doch seiner Nation sein ganzes Leben wie in einem Opferdienst dargebracht; bei seiner leidenschaftlichen Natur, seinem glühenden Deutschtum, seiner Liebe zum Vaterland und zum deutschen Volk war die Empfindung, von neuem verkannt zu sein, für ihn gleich einer blutenden Wunde.

Zu so viel Schmerzlichem gesellte sich ein Konflikt mit dem Kaiser, den er als echter Deutscher — selbst Hohenzollernblut in den Adern — auf das inbrünstigste verehrte: hatte er doch sogar der Tat des jungen Kaisers, Bismarck dem Deutschen Reich zu nehmen, verständnisvoll gegenübergestanden. Und ich teilte mit ihm auch diese, für ihn vielleicht schwerste Lebenszeit.

* * *

Ich berichtete die Verlobungsgeschichte Wildenbruchs mit Maria von Weber so ausführlich, aus dem Grunde, weil darüber anderes und Unrichtiges verbreitet zu sein scheint. Auch sehe ich nicht ein, weshalb ich darüber schweigen sollte. Maria von Weber war nicht nur Wildenbruchs Gattin, sie war seine Helferin, Nützerin, die nach seinem Tode ihr ganzes Leben als eine Mission auffaßte, um für den Ruhm des Dichters zu wirken.

Und sie hat ihre Mission erfüllt!

* * *

Im Herbst 1904 besuchten uns Maria und Ernst von Wildenbruch in Bergfrieden. Unsere Alpennatur zeigte sich gerade an

diesem Tag in ihrer ganzen Pracht, strahlend in Gold, Purpur und Scharlach.

Unser Haus sollte für den Freund wie zum Fest geschmückt sein. Durch ein Tor von Herbstblüten sollte er bei uns eintreten; er sollte fühlen, daß er von uns geliebt wurde und daß wir den Tag feierten.

Es gelang denn auch alles auf das schönste und der Aufenthalt der Freunde — der Generalintendant von Weimar mit seiner Gemahlin, unsere gemeinsamen Freunde Vignau, kamen mit ihnen, — verlief in reinster Harmonie. Nach seiner Abreise erhielt meine Frau von Wildenbruch nachstehendes Gedicht:

An Melanie Voß

Als du, umleuchtet von Sonnengold,
Uns zu begrüßen, lieblich und hold,
Niederstiegst von der gastlichen Schwelle,
Plaudernd wie süß-lebendige Quelle,
Wie dein Blick in die Seele mir floß —
Ahnst du es wohl,
Melanie Voß?

Siehe, durch Jahre, Jahrzehnte zurück
Trug mich der einzige Augenblick.
All den Reichtum an Freuden und Leiden,
Davon so viel beschieden uns beiden,
Wie ich das alles noch einmal genoß —
Ahnst du es wohl,
Melanie Voß?

Jünger nicht wurden wir beide gewiß;
Ackerndes Leben uns Furchen riß.
Aber das Bildnis in Richards Zimmer,
Das holdselige, malt dich noch immer.
Wie ich das Bild mit den Augen umschloß —
Ahnst du es wohl,
Melanie Voß?

Was ich dir sage, nicht dir allein,
Ihm auch sag' ich's, sag' es euch zwei'n.
Wandel und Wechsel in schwindenden Tagen
Habt ihr getreulich zusammen getragen.
Ich, aus der Ferne, bin mit euch geschritten,
Habe mit euch gelacht und gelitten.
Weiter nun wieder zieht der Genoß —
Denkst in der Ferne
Manchmal du seiner,
Melanie Voß?

Salzburg, 24. September 1904.

* * *

Dieses Gedicht sollte im Hohenlied unserer Freundschaft der letzte Akkord sein. Bald darauf zerriß ein schriller Mißton die Melodie von den beiden guten Kameraden.

Es war gewiß nicht meine Schuld. Ich preise noch heute meinen guten Genius, daß es meine Schuld gewiß nicht war.

* * *

Viele Jahre ruht Ernst von Wildenbruch hoch über Weimars Fürstengruft; aber für sein deutsches Volk und sein Vaterland lebt der Dichter.

Wir schreiben das Jahr furchtbarer Größe Deutschlands 1917, und im Arbeitszimmer meines Waldhauses, unter einer Photographie des Denkmals Wildenbruchs, dessen Schöpfer Stephan Sinding ist, liegt ein Band vaterländischer Gedichte:

„Deutschland, sei wach!“

Der Dichter Ernst von Wildenbruch war zugleich seines Volkes und seines Vaterlandes Prophet!

8.

Ein schmerzlicher Konflikt

Ernst von Wildenbruch war mit Weimar eng verbunden. Der Großherzog Karl Alexander schätzte den Dichter hoch, war bemüht, ihn ganz nach Weimar zu ziehen, und zeigte auf jede Art, wie wert er ihm sei. Aber auch Weimar selbst zog Wildenbruch an, in einer Weise, wie in Deutschland nur diese einzige Stadt es vermochte, eben die Stadt Schillers und Goethes.

Der Großherzog Karl Alexander starb und sein Enkel Wilhelm Ernst bestieg den Thron von Sachsen-Weimar. In seiner impulsiven Art richtete Wildenbruch an den jungen Herrscher ein Schreiben, in dem er unter vielem anderen seine ganze leidenschaftliche Liebe für Weimar zum Ausdruck brachte. Allein schon um dieser seiner großen Dichterliebe willen war Wildenbruchs Schreiben an den jungen Großherzog eines der schönsten Dokumente seines Lebens; sah er doch in Weimars Fürstenhaus die Pflegestätte höchster geistiger Kultur.

Wildenbruch erhielt auf dieses Schreiben hin von dem jungen Großherzog eine überaus huldvolle Antwort, durfte daher annehmen, daß sein Brief richtig verstanden worden sei und sein ideales Verhältnis zu Weimar auch unter dem neuen Herrn fortbestehen werde. Als nun Wildenbruch Weimar wiederum besuchte und sich wie üblich im Schlosse meldete, wurde er zum Großherzog berufen. Erfüllt von den schönsten Erwartungen begab sich der Dichter zu der Audienz. Was nun bei dieser Audienz erfolgte, erzählte mir die Mutter des Großherzogs, meine bis zu ihrem Tode gleich gütige und gnädige Gönnerin, die Erbgroßherzogin-Witwe Pauline.

„Wildenbruch kam von der Audienz bei meinem Sohne direkt zu mir geeilt nach Belvedere. Er war außer sich. Statt des erwarteten huldvollen Empfanges wurde ihm der denkbar ungnädigste zuteil. Mein Sohn zeigte sich äußerst aufgebracht gegen ihn. Er herrschte

ihn an: Wie er dazu käme, ihm, dem Fürsten, diesen Brief zu schreiben, darin er ihm gewissermaßen Verhaltungsmaßregeln erteilte und ihm seine Pflichten als Weimars Fürst zu Gemüt führte. Mein Sohn ließ Wildenbruch gar nicht zu Wort kommen, so daß dieser das Schloß in äußerster Erregung verließ, und in dem Gefühl, der Großherzog habe ihm bitter Unrecht getan, zu mir eilte. Ich konnte ihm nicht helfen, denn ich vermag nichts über meinen Sohn. Aber Wildenbruch dauerte mich sehr."

Seit jenem Auftritt im Schloß war das Wildenbruch so beglückende Einvernehmen mit Weimar empfindlich gestört; es wurde niemals wieder das alte.

Seine Freunde litten mit ihm, und da ich einer seiner besten Freunde war, litt ich besonders schwer. Dazu kam, daß ich zu Weimar seit einem Menschenalter in einem ganz besonderen Verhältnis stand und das auch noch nach dem Tode meines ehrfurchtsvoll geliebten Großherzogs Karl Alexander.

Ich hatte den jungen Herrn aufwachsen sehen, war Zeuge von der Liebe seines Großvaters zu ihm gewesen. Häufig hatte er über seinen Enkel mit mir gesprochen und in manchem seiner Sorge um ihn ergreifenden Ausdruck gegeben. Dieser Enkel war jung und ich gehörte einer anderen Zeit und einem anderen Geschlecht an, mit dem die neue Zeit und das neue Geschlecht nichts Gemeinsames hatte: Das sah ich rechtzeitig ein und hielt mich fortan streng von Weimar zurück. Ich tat dies aus Einsicht und Verständnis für die vollständig veränderten Verhältnisse.

* * *

Das alte Hoftheater, das nach dem Brand des ersten Hauses unter Goethe neu erstanden war, — Weimars altes Hoftheater sollte niedergerissen werden, ein neues Haus sollte an der geweihten Stätte erstehen.

Aber das alte Haus sollte eines festlichen Todes sterben: mit einer Musteraufführung der Iphigenie. Diesem Drama würde ein Festspiel folgen.

Dieses sollte ich schreiben. Ich sollte die Ehre haben, in dem ehrwürdigen Bau das letzte Wort sprechen zu dürfen.

Und jetzt kam der Konflikt mit dem Freunde. In Goethes Haus das letzte Wort zu sprechen, hielt Wildenbruch nicht für mein, sondern für sein heiliges Recht. Aber der Großherzog wollte ihn dieses letzte Wort nicht sprechen lassen; und es war doch schließlich sein Haus!

Seine Gesinnung gegen Wildenbruch war inzwischen keine mildere geworden. Er hatte über die, auch mir schmerzliche Angelegenheit viel mit mir gesprochen und ich — es bedarf wohl nicht erst meiner Versicherung — ich hatte den Freund nicht nur auf das wärmste, sondern meiner Art nach auf das leidenschaftlichste verteidigt; hatte versucht, dem Fürsten Wildenbruchs impulsives Wesen und seine reine und edle Absicht zu erklären. Ganz vergeblich! Der Großherzog bestand darauf, ich sollte am letzten Abend in dem Hause das letzte Wort haben.

Ich lehnte ab.

Hätte es doch Wildenbruch empfindlich gekränkt, wenn ich die mir zugedachte Ehre angenommen; denn er sprach mir — freilich ohne jede Begründung — einfach das Recht dazu ab, alle die Bande, die mich seit so langer Zeit an Weimar ketteten, nicht gelten lassend.

Zwischen der Generalintendanz und mir entspann sich ein langer brieflicher Austausch verschiedener Ansichten. Immer von neuem wurde ich von allen Seiten gedrängt, des Großherzogs auf das bestimmteste geäußerten, mich ehrenden Wunsch zu erfüllen. Von allen Seiten wurde mir immer wieder aufs neue versichert, Wildenbruch könne sich unmöglich gekränkt fühlen, da ja doch meine Beziehungen zu Weimar ihm zur Genüge bekannt seien. Schließlich ließ mich der Großherzog nach Weimar kommen, wo zwischen dem Fürsten und mir sich ein Gespräch entspann, das mir noch Wort für Wort in der Erinnerung steht. Der Großherzog sagte: „Ich verlange von Ihnen, meinen Wunsch zu erfüllen und das Festspiel zu schreiben.“

„Ich bitte Königliche Hoheit, mir zu gestatten, diesem gütigen Wunsch nicht Folge zu leisten.“

„Sie wollten nicht?“

„Ich kann nicht!“

„Weshalb können Sie nicht?“

„Weil dadurch zwischen meinem Freunde und mir ein Konflikt entstehen könnte.“

„Hören Sie, was ich Ihnen sage: wenn Wildenbruch Ihnen seine Freundschaft entzieht, weil Sie meinen Wunsch erfüllen und das letzte Wort in diesem Hause sprechen, wozu Sie vor allen das beste Recht haben, so ist er Ihrer Freundschaft nicht wert. Noch einmal, ich erwarte von Ihnen, daß Sie das Festspiel schreiben."

Auch jetzt zögerte ich. Aber als selbst meine Berliner Freunde, die zugleich auch Wildenbruchs Freunde waren, in mich drangen, gab ich nach; erfüllte den Wunsch des Großherzogs und — hatte den Freund verloren. Es war für mich ein großer Schmerz; aber ich erkannte selbst, daß ich ein Recht besaß auf jenes letzte Weihewort in Weimars Hoftheater.

Also wurde das alte Haus mit meinem Festspiel geschlossen, Goethes Haus wurde niedergerissen und die Generalintendanz schenkte mir zur Erinnerung an jenen letzten Abend die Säule, welche die Fürstenloge gestützt hatte: jene kleine Proszeniumsloge auf der rechten Seite des Hauses, in welcher der Großherzog Karl Alexander fast sämtlichen Aufführungen beigewohnt, aus der er mich zum erstenmal gesehen und zu dem auffallenden Fremdling seinen Leibhusaren geschickt hatte. Man sagte mir, es sei einst Goethes Loge gewesen.

Die eiserne Säule ist gegenwärtig von Stuck und Vergoldung entkleidet, aber für mich bedeutet sie auch in ihrer jetzigen Gestalt ein Denkmal aus Weimars großer Zeit, die zugleich Deutschlands große Zeit gewesen war. Ich ließ die ehrwürdige Säule nach Bergfrieden kommen, sie im Park aufstellen und darunter den Vers setzen:

„Du halfst Gebälk des hehren Hauses tragen,
Das Goethe baute. Zeuge dauernd fort
Von deutschen Geistes großen Feiertagen —
Ehrwürdige Säule, weihe diesen Ort!"

* *

Das neu gebaute Hoftheater sollte mit einem Festspiel eröffnet werden. Und wiederum war ich es, dem die Ehre zuteil wurde, auch dieses zu schreiben.

Inzwischen war zwischen Wildenbruch und mir des Schmerzlichen so viel vorgefallen, daß das Leid für mich kaum größer werden konnte.

Um in diesen Blättern davon zu berichten, ließ ich mir heute das gesammelte Material der bezüglichen Briefe vorlegen, besaß jedoch nicht das Herz, davon Einsicht zu nehmen, eben weil es des Traurigen zu viel war und ich die Erinnerung daran nicht zu lebhaft machen wollte. Zufällig fiel mir ein Brief in die Hände, das Schreiben eines nicht allein von mir hoch verehrten Mannes, dessen viel zu frühes Sterben noch heute die ganze geistige deutsche Nation bedauert: Erich Schmidt.

Meine Frau, die all das Schwere jener Zeit mit mir durchlitt, hatte ohne mein Wissen Erich Schmidt das ganze Material, von ihr gesammelt, unterbreitet, da sie selbst nicht mehr aus und ein wußte und hoffte, durch das Urteil des ausgezeichneten Mannes mir Beruhigung zu verschaffen. Die Antwort, die sie erhielt, lautete:

Berlin, 5. März 1907.

Liebe Frau Voß!

Nur mit einem raschen Wort kann ich Ihnen und dem Gatten, wenn er aus neuem Mißbehagen noch nicht südwärts geflogen ist, danken für das Vertrauen und versichern, daß ein loyaleres und freundschaftlicheres Vorgehen als das Ihres Mannes undenkbar ist. Der letzte Schritt zeigt diese Selbstlosigkeit in einer geradezu asketischen Weise. Ich sehe Wildenbruch als einen Kranken an.

Vielleicht spreche ich Serenissimus nächste Woche. Morgen muß ich meine „Hofpredigt“ in Dessau halten. „Keine Ruh' bei Tag und Nacht.“

Treulichst grüßt Ihr Erich Schmidt.

* * *

Auch das Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters hatte ich mich zu schreiben geweigert, wiederum stürmte man von allen Seiten auf mich ein. Ja, der Großherzog machte aus der Sache eine offizielle Angelegenheit. Aber Wildenbruch ebenso wie seine von mir so hochverehrte Frau hielten mich für einen Treulosen und Verräter. Auf einen bitterbösen Brief des Freundes begab ich mich selbst zu ihm, wurde jedoch nur von Frau Maria empfangen. In tiefer Bewegung sprach ich zu ihr. So inständig, wie ich nur konnte, bat ich sie, zu vermitteln, zu versöhnen, zu helfen; doch ich wurde von der

Freundin wie ein Fremder, fast wie ein Feind behandelt, wollte mich traurig entfernen, als im letzten Augenblick Wildenbruch erschien, auch er weich und bewegt; und es wäre zwischen uns beiden sicher sofort zu einer vollen Verständigung gekommen, aber — wie Frau Maria mir sagte — sollte diese Versöhnung von meinem Verhalten abhängen! . . .

* * *

Ich schrieb auch das zweite Festspiel. Denn bei meinem langjährigen Verhältnis zu Weimar und zu dem verstorbenen Großherzog besaß ich auch dazu das Recht. Mit höchstem Prunk sollte das neue prächtige Haus eingeweiht werden. Die ganze großherzogliche Familie sollte dem Festabend beiwohnen, der Kaiser selbst dazu erscheinen. Ich erhielt eine Einladung und sagte ab; es hätte meine Anwesenheit bei dieser Gelegenheit Wildenbruch noch mehr gegen mich aufbringen können! Die Generalintendanz schrieb wiederholt, schickte Depesche auf Depesche, noch am letzten Tag im Auftrag des Großherzogs selbst. Ich blieb jedoch fest und blieb fern.

Wäre ich nach Weimar gekommen, so wäre ich dem Kaiser vorgestellt worden, so hätte vermutlich der Kaiser sich meiner erinnert, gewiß auch daran, daß er mir in der Falconieri eine Ehrenwohnung gewährt hatte, die mir dann niemals angewiesen wurde. Vielleicht hätte der Kaiser mich nach der Falconieri gefragt und vielleicht —

Aber nein! Ich durfte dem Freunde nicht antun, daß ich in Weimar geehrt wurde, während er um Weimar litt.

9.

Sonnenaufgang und Sonnenuntergang

Heute gibt es ein Erzählen, nicht ohne Herzweh für mich. Es ist nur gut, daß meine Freunde mich kennen, sonst könnte manches Wort leicht mißverstanden oder gar übel gedeutet werden. Aber Ihr wißt, wie ich's meine . . .

Ich schrieb viele Dramen, und ein großer Teil dieser Dramen hatte Erfolg. Die meisten meiner Stücke gingen über die großen Bühnen Deutschlands und Österreichs. Auch die Hoftheater erschlossen sich mir mehr und mehr: Berlin und Wien, Weimar und Stuttgart, Schwerin und Hannover, Dresden und Mannheim. Manche Direktoren kamen zu mir nach Bergfrieden, um von mir das Recht einer Erstaufführung zu erwerben; den größten Dank schulde ich München, Weimar, Schwerin und Stuttgart. Besonders ist das der Fall bezüglich des Münchener Hoftheaters unter Baron Perfall.

Es erging mir eigen mit meinen Stücken.

Vielmehr: mein Glaube an meine dramatische Begabung war — wie soll ich es nennen — ein höchst naiver. Ich schrieb, weil ich eben schreiben mußte. Nur zu der Erstaufführung eines jeden Stückes reiste ich in die betreffende Stadt und ich tat es jedesmal notgedrungen und zögernd. Jede Aufführung brachte mir fast immer eine bittere Enttäuschung, sie brachte mir nicht, was meine Phantasie mir vorgestellt hatte. Nur selten geschah es, daß ich auf der Bühne eine meiner Gestalten so erblickte, wie ich sie geschaut hatte. Freilich, Charlotte Wolter und Pauline Ulrich, Marie Seebach und Frau Dahn-Hausmann; Ludwig Barnay, Adolf Sonnenthal und Baumeister, Ernst Possart und Häußer, Theodor Lobe und Josef Kainz — das waren große Erlebnisse! Es waren Erfüllungen höchster Wünsche! Im übrigen gab es stets Aufregungen, die mich allmählich zerrütteten, seelische Schmerzen, die ich körperlich schwer büßen mußte.

Der Kritik war meine ganze Persönlichkeit zumeist herzlich unsympathisch, doch das Publikum hatte mich gern und zeigte es mir. Das geschah besonders in Wien und München. Als Knabe hatte ich mich für jede Aufführung eines Dramas unserer Klassiker innerlich vorbereitet wie zu einem Mysterium. So war es geblieben. Nur daß jetzt das Mysterium mein eigenes Stück und mein Seelenleben betraf. Denn es war Leben von meinem Leben, und mit jedem Drama gab ich ein Stück eigenen Lebens hin. Ich mußte oft genug hören — und das häufig auf das rücksichtsloseste — daß mein Naturell krankhaft sei.

Inzwischen erlebte ich das Anbrechen einer neuen Zeit, die Herrschaft einer neuen Kunst. Auch im Drama eine neue Kunst! Mehr und mehr fühlte ich, daß ich in diese neue Zeit nicht mehr gehörte. Ich hatte nach bestem Vermögen das Meine getan und es war Zeit, mich zu entfernen, wenn auch nicht aus der Welt, so doch von der Bühne. . .

Als der Freiherr von Perfall, der Intendant der Königlichen Hoftheater — Dank und Ehre seinem Andenken — eines Frühjahrs, um mir eine Freude zu machen, eine Wiederaufnahme der vor Jahren am Münchener Hoftheater gespielten „Alexandra" anordnete, wohnte ich der Aufführung in der Intendantenloge bei. Die erste Parkettreihe war zum Teil von jungen Leuten besetzt, was mir auffiel. Das Stück fand beim Publikum den gewohnten Beifall; aber die Herren auf der ersten Parkettreihe widersprachen. Die Aufführung nahm ihren Verlauf und ich mußte bemerken, wie die jungen Leute bei den tragischen Szenen nur mühsam das Lachen unterdrückten. Da wußte ich's denn! Ich wußte: es ist für dich Zeit, zu gehen! Man bleibt nicht in einer Gesellschaft, in der man ausgelacht wird. Der einfache Anstand gebietet, sich aus solcher Gesellschaft zu entfernen.

An meinem sechzigsten Geburtstag — mir selbst lag fern, den Tag zu feiern — brachten die „Münchner Neuesten Nachrichten" — es erschien fast zu derselben Zeit im Feuilleton dieser Zeitung von mir der Roman: „Tragödien der Zeit" — eine wenig freundliche Notiz über mich, in der ich lesen konnte: „Ich hätte mich auch als Dramatiker versucht!"

* * *

Ich nannte dieses Kapitel Sonnenaufgang und Sonnenuntergang.

„Vor Sonnenaufgang" heißt ein Drama von Gerhart Hauptmann. Es wurde seinerzeit in Berlin von der „Freien Bühne" — so nannte sich die kleine Genossenschaft — zur Darstellung gebracht, danach ein Schauspiel von Arno Holz und Johannes Schlaf. Die Gründer der „Freien Bühne" waren begabte und ernsthafte Männer: Otto Brahm und Paul Schlenther.

Es war die erste Aufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", die den Sonnenaufgang einer neuen Kunst brachte. Wenige wollten dies damals einsehen und fast alle erblickten in dem Aufgehen des neuen Gestirns kein Licht von oben herab; das Stück wurde damals heftig bekämpft oder gar spöttisch belächelt. Ich freue mich, heute sagen zu können, daß ich zu den wenigen gehörte, welche die Sache ernsthaft nahmen und sie in ihrer Bedeutung würdigten. Doch gestehe ich, daß ich diese neue Kunst nicht verstand. Oft genug hat jene neue Kunst auch mich gepackt; aber eben so oft habe ich mich davon abgewendet wie von einem unheimlichen, einem unheilvollen Wesen. Doch das ist nicht der rechte Ausdruck. Ich wendete mich oft genug von der neuen Kunst ab, als von einer Sache, die nach meiner Meinung mit wahrer Kunst nichts zu tun hat, die eine Lästerung des hehren Namens war.

Heute bin ich überzeugt, daß nur die Alten und Altmodischen meine Meinung teilen; und auch von diesen wollen jetzt viele zu den Jungen und Modernen gehören, besonders zu den „Modernen". Heute sind die Jünger der neuen Kunst die Beherrscher der deutschen Bühne. Die Direktoren reißen sich um ihre Werke und das Publikum jubelt ihnen zu.

Die aufgehende Sonne begann Deutschlands Theaterwelt mit ihrem Glanz zu überfluten. Es war dieses Gestirn, das Paul Heyse, der große Dichter, aber kaum ein Erkenner seiner Zeit, mit einem schmerzlichen Lächeln mir gegenüber „eine Seifenblase" nannte.

Um noch einmal von mir selbst als Dramatiker zu reden: den Hofbühnen von München und Stuttgart, von Weimar und Schwerin hatte ich auch in jener schweren Zeit des Übergangs und der Ent-

sagung immer wieder zu danken; denn immer wieder führten sie mich auf. Das tat auch die neue Wiener Burg.

Ich sprach das Wort aus: „Entsagung"!

Meine Entsagung als Dramatiker vollzog sich nicht an einem Tage. Es bedurfte bei mir eines Kampfes, ähnlich wie bei einem jungen heißblütigen Mönch, der der Welt und ihren Freuden entsagen muß. Aber der fromme Mann hatte es sogar besser als ich, denn ihm standen alle Hilfsmittel seiner Kirche zu Gebot: Gebet und Heiligendienst, Fasten und Bußübungen, zur Not der Geißelstrang. Und als allermächtigste Hilfe sein Glaube, seine Inbrunst und Weltabgeschlossenheit hinter Klostermauern.

Ich aber —

In meinem Hirn wirbelten die Gestalten durcheinander, und ich konnte die Geister nicht bannen, die kamen, ohne daß ich sie gerufen hätte. Ein Entwurf drängte den anderen; aber ich wollte kein Drama mehr schreiben, wollte als Dramatiker tot sein, lebendig tot, wollte entsagen.

Mit besonders starker Liebe hing mein Herz an dem Münchener Hoftheater. Bayern war meine deutsche Heimat geworden und in Bayerns schöner Hauptstadt hielten wir uns jährlich eine Zeitlang auf. Ich verehrte den damaligen Intendanten, Freiherrn von Perfall, stand in den besten Beziehungen zu den Künstlern der Hofbühne, trieb mich Abend für Abend hinter den Kulissen umher, wo jeder Arbeiter mich kannte.

Freiherr von Perfall feierte ein Jubiläum. Ich vergaß, wie viele Jahre er an der Spitze der Hofbühne stand. Genug, es war ein großer Gedenktag seines Intendantenlebens und sollte festlich begangen werden.

Die Feier fand im Hotel Continental statt und viele Gäste waren geladen: sämtliche Künstler der Hofbühne, ihre ersten Beamten, Vertreter der Presse, verschiedene Würdenträger und als einziger Autor ich. Der Gefeierte hielt eine Ansprache, in welcher er die Hoffnung ausdrückte, noch eine Spanne Zeit die Ehre zu haben, das berühmte Kunstinstitut zu leiten, er dankte bewegt seinen Künstlern und Beamten für die langjährige Treue und gab seinen Gästen einen kurzen Überblick über die Geschichte des Hoftheaters unter

seiner Leitung, die oft genug eine schwierige gewesen war; denn unter ihm hatten die Separataufführungen König Ludwigs II. stattgefunden, und unter ihm war Richard Wagner Eigentum und Ruhm der deutschen Nation geworden.

Der Redner hatte unter dem herzlichen Beifall geendet, als sich Ernst Possart erhob und mit der einzigartigen Beredsamkeit, die diesem Künstler gegeben war, im Namen des Königlichen Hoftheaters eine feierliche Ansprache hielt, von der Gewalt seiner Worte selbst hingerissen.

Am Morgen des nächsten Tages brachten die Münchner Zeitungen die Nachricht, Exzellenz von Perfall habe seine Entlassung erhalten und Ernst Possart sei zum Intendanten der Königlichen Theater ernannt worden . . .

Späterhin schrieb man mir nach Italien, die Künstler beider Hoftheater hätten beschlossen, eine Eingabe an den Prinzregenten zu machen, dahin lautend, entweder Exzellenz von Perfall kehre auf seinen Posten zurück oder sie erbäten insgesamt ihre Entlassung.

Aber Perfall blieb entlassen, Ernst Possart blieb Intendant, und ich glaube nicht, daß jene Eingabe der Künstler jemals an ihre Adresse gelangte.

Eine Zeitlang hielt ich mich von München fern; denn ich war betrübt und bedrückt. Nun bewunderte ich Ernst Possart als genialen Darsteller sowohl wie als Regisseur. Am Berliner Lessingtheater hatte er während eines Winters die Regie zweier meiner Stücke gehabt und mit seiner Meisterkunst auf das glänzendste ausgeführt. Auch in München hatte er verschiedene Dramen von mir in Szene gesetzt und jedesmal hatte ich ihn bewundern müssen, hatte ich ihm überschwänglich gedankt. Nun war er Intendant geworden; ich, der der Bühne entsagen wollte, kämpfte mit der Entsagung, erlag bisweilen im Kampf. In München erlag ich. Stadt und Hoftheater waren Teile meines Lebens geworden — so vermochte ich nicht, mich gleich und gänzlich von ihm zu trennen.

Das war von mir ein großer Fehler. Es war mehr als das; ich bekenne, daß Ernst Possart der einzige Bühnenleiter war, dem ich mich aufdrängte.

Er nahm verschiedene Stücke von mir an; aber er ließ mich

wahre Qualen erdulden, die gerechte Strafe für meine unwürdige Handlungsweise! Oft war es, als fände er ein Vergnügen daran, mich zu quälen. Unter anderem, was die Aufführung meines Märchenspieles „Die blonde Kathrein“ betraf. Er kam damals selbst zu mir ins Hotel Marienbad, um das Stück von mir zu erhalten. Alles wurde bestimmt! Immer wieder wurde zwischen dem Intendanten, den Regisseuren, dem Maschinenmeister und mir die sehr schwierige Ausstattung des Dramas besprochen. Immer wieder wurden die genauesten Verfügungen getroffen. Immer wieder neue Termine der Aufführung angesetzt. Das ging durch Jahre. Aber meine „Blonde Kathrein“ gelangte in München niemals zur Darstellung ...

Man weiß, in welchen mich beglückenden und ehrenden Beziehungen ich zum Herzog Georg von Sachsen-Meiningen stand. Es waren freundschaftliche, geradezu vertrauliche Beziehungen. Wenn ich alles berichten wollte, was der Herzog mir erzählte oder mit mir besprach: Familie, Politik und Kunst, so würde man noch besser erkennen, wie berechtigt mein Glück- und Dankgefühl war.

Ich schrieb eine Erzählung „Ein Königsdrama“. Der Held dieser Geschichte ist der letzte Sproß eines degenerierten Herrscherhauses. Sein ältester Bruder, der Kronprinz, wird König und endet durch Selbstmord. Als des Hauses Letzter fühlt er das völlige Erlöschen seines morschen Stamms, fühlt an sich selbst die Degeneration seines Geschlechts. Sein Wunsch ist, sein Königtum möge aufgehen in das große Deutsche Reich.

Als diese Geschichte erschien, schickte ich sie den mir befreundeten Fürsten, von denen ich wünschte, sie sollten die Erzählung kennen lernen. Denn ich wollte nicht verheimlichen, was ich mit voller Überzeugung geschrieben hatte.

Ich befand mich damals, es war im Herbst, in Tirol auf dem Schloß meines Jugendfreundes, Baron Ernst von Schönberg; eines Mannes, dessen überreich bewegtes Leben niedergeschrieben zu werden verdient. Er war am Vatikan bis zu der höchsten Stellung emporgestiegen, die ein weltlicher Würdenträger am päpstlichen Hof erreichen konnte. Ich fand ihn umringt von einem Kreise edler und vornehmer Frauen, dessen Edelste seine eigene Gattin

war, eine Amerikanerin aus dem alten Hause Ward, das — in Wahrheit! — einst mit der „Mayflower“ nach Amerika herübergekommen war. Unter den Damen befand sich jene Fürstin Orsini, die Bismarck verehrt hatte und mit der er in Gastein häufig zusammengetroffen war.

Auf Schloß Pallaus bei Brixen erlebte ich Herbsttage reinsten Glanzes, als mich ein Brief des Herzogs von Meiningen, an dessen Theater im kommenden Winter ein Drama von mir aufgeführt werden sollte, wie ein Schlag traf, der auf mein Herz fiel.

Der Herzog schrieb mir, er habe meinen Roman „Ein Königsdrama“ gelesen, sei darüber entrüstet und könne das Stück eines Autors, der zugleich der Verfasser jener Erzählung sei, an seinem Hoftheater nicht aufführen.

Ich erinnere mich heute nicht mehr, was ich dem Fürsten antwortete. Doch muß ich wohl die rechten Worte gefunden haben, denn ich empfing ein langes Telegramm von dem Herzog des Inhalts: „Mein Brief habe ihn ergriffen; er könne jedoch von seinem einmal gefaßten Entschluß nicht abgehen.“

* * *

Ich möchte an dieser Stelle ein Märchen einflechten, gerade an dieser Stelle!

Mir bedeutete es freilich von jeher etwas anderes, es bedeutete für mich Wirklichkeit und zugleich heilige Wahrheit.

Ich nenne mein Märchen „Todsünde“. Die Todsünde, die ich meine, ist der Neid, der häßliche, höllische, infame Neid.

Ich war noch sehr jung, noch ein Knabe, als ich schon Neid als Todsünde verabscheute. Schon in jenen frühen Jahren dachte ich oft und oft: Solltest du jemals die Todsünde des Neides auf dich laden, so bist du nicht mehr wert, daß dich die Sonne bescheint; so bist du wert, ins ewige Dunkle zu sinken.

So hört mich denn heute mein altes Märchen von der Todsünde erzählen.

* * *

Todsünde

Es war einmal ein mühseliges Menschenpaar, dem wurde ein Sohn geboren. Die Eltern des Neugeborenen luden zur Taufe den allgewaltigen Herrn Reichtum, den stolzen Junker Ruhm und die hochgeborene herrliche Dame Fortuna. Aber keiner dieser drei erschien. Statt so vornehmer Paten kamen als ungebetene Gäste die elende Frau Sorge und die trostlose Maid Enttäuschung. Die Eltern hätten den beiden traurigen Gestalten gern die Tür gewiesen, doch das ging nicht; denn das Geschwisterpaar war in der Hütte sozusagen zu Hause. Also ließ man sie in Gottesnamen als mit zur Familie gehörig bleiben und bat sie nur, bei der feierlichen Gelegenheit sich möglichst bescheiden zu benehmen, wozu die zwei jammervollen Gestalten nicht nein und nicht ja sagten. Es mußten jedoch dem Brauch zufolge drei Taufpaten sein. Der Vater ging daher aus, um den fehlenden dritten zu suchen. Er lief zu allen großen Herrn und Damen, deren Gunst einem armen Erdenwurm wertvoll sein konnte. Indessen niemand wollte sich mit dem Klein-Leute-Kind einlassen. Betrübt machte sich der Mann auf den Heimweg durch den jungen Wald. Der erglänzte in der Maisonne über und über von goldigen Trieben, daß es ein Funkeln und Flimmern war, als wüchsen Strahlen auf den Bäumen.

Auf einer Wiese, die dicht voll roter, blauer und gelber Blumen stand, trat dem Müden eine leuchtende Frauengestalt entgegen, von Kopf bis zu Füßen in Frühlingsglanz gehüllt. Der Vater wich vor der Strahlenden demütig beiseite, wagte nicht, sie anzureden, dachte bei sich: „Könntest du doch die flimmernde Frauensperson deinem Sohne als Patin mitbringen!"

Aber er getraute sich nicht, den Mund aufzutun, und erschrak bis ins Herz hinein, als das wandelnde Lichtbild vor ihm stehen blieb und ihn mit einer Stimme, die so zart und süß klang wie Vogelgezwitscher, nach seinem Kummer fragte.

Da die Strahlende vernahm, daß Sorge und Enttäuschung die einzigen Taufpaten seines Kindes wären, schmückte sie ihr liebliches Antlitz mit einem himmlischen Lächeln und sprach voll göttlichen Erbarmens: „Ich werde mit dir gehen."

„Du bist gewiß das Glück?" forschte der Mann in zitternder Freude. „Auf der Welt kann nur das Glück so schimmernd und schön sein."

„Meinst du?"

„Ja, ja, ja!"

„Ach nein, das Glück bin ich nicht."

„Nicht? ... O, du bist nicht das Glück?! Was bist du denn?"

„Ich bin die Phantasie."

„Die Phantasie? Was ist das? Die kenne ich nicht."

„Laß mich nur mit dir gehen."

„Meinetwegen komm mit ... Aber es ist zu schade, daß du nicht das Glück bist!"

„Ich spiele mit deinem Knaben, er wird mich lieben."

„Wenn du doch nicht das Glück bist!"

Und er dachte: „Was an dieser Dame Phantasie so flimmert und funkelt, ist gewiß nur Truggold. Es will mir nun einmal nicht glücken im Leben. Und dem Jungen wird's grad so ergehen."

Die Phantasie fuhr fort, zu leuchten und zu lächeln. Unter ihren Schritten sproßte der Lenz auf, daß auch die alte Mutter Erde über ihr ganzes greises Gesicht lachte und leuchtete. Aber der Vater in seinen Sorgen gewahrte nichts von dem Frühlingszauber, er dachte nichts anderes, als daß auch sein Sohn im Leben ohne Glück sein würde. Was sollte der Junge mit der Phantasie anfangen? Das war gewiß eine rechte Landstreicherin.

Die Phantasie und der Hausherr von Sorge und Enttäuschung gingen miteinander fürbaß. Sie kamen zu einem gewaltigen, uralten Birkenbaum, der von tausend und aber tausend zarten, hellen Blütenblättern wie von schimmernden Schleiern umwoben ward. An jedem Blättlein hing ein Tautropfen, in dem die Sonnenstrahlen sich brachen.

An dem schneeweißen Stamm lehnte ein feiner schlanker Jüngling von der Schönheit eines Cherubs. Er trug ein tiefblaues, leuchtendes Gewand, seine lichten Locken schmückte ein voller Kranz blutroter Anemonen und aus seinen Sonnenaugen strahlte ein Lebensmut, eine Daseinsfreudigkeit und eine Jugendlust, als ob die ganze glänzende Frühlingswelt sein wäre.

Der Vater dachte: „Das ist aber nun gewiß das Glück! Das muß das Glück sein!"

Ohne um die Phantasie sich weiter zu kümmern, lief er vor, gerade auf den Lieblichen zu, in seiner Freude nicht einmal bedenkend, daß das Glück ja doch ein Frauenzimmer sei, und es frischweg für ein Neutrum nehmend.

Bei der Birke angelangt, warf er sich auf beide Knie, streckte die Arme aus und rief: „Liebes goldenes Glück! Komm mit mir und hilf uns unseren Jungen taufen. Sonst ergeht's ihm schlecht auf der Welt."

„Ich bin nicht das Glück."

„Unsinn! Du mußt das Glück sein! Gar nicht anders möglich! Du bist es! Du verstellst dich nur."

„Ich bin gewiß nicht, was du das Glück nennst. Aber nimm mich nur mit."

„Erst muß ich wissen, was du bist. Sind wir auch kleine Leute, halten wir doch auch auf Anstand. Und einen gänzlich Unbekannten, so den ersten besten, nehmen wir nicht als Taufpaten für unseren Erstgeborenen. Also, wer bist du?"

„Ich bin der Glaube an mich selbst," sprach feierlich der Jüngling.

„He? Wie? ... Der Glaube an sich selbst? Was ist das für ein Geschöpf?"

„Ein rechter Wohltäter. Ich mein's gut mit den Menschen. Außer Gevatter Tod meint es keiner so gut wie ich. Verlaß dich darauf."

Der Vater stand und kratzte sich bedenklich den Kopf.

„Da ist schon die Phantasie, die ich nicht kenne, und nun soll ich auch noch dich mitnehmen?!"

„Steht die Phantasie bei deinem Knaben Gevatter, so muß ich auch dabei sein. Denn die holde Phantasie ist meine süße Zwillingsschwester. Wir zwei gehören also zusammen."

Der Vater murmelte: Werdet wohl rechtes Gesindel sein ... „Meinetwegen geh du nur auch mit," sagte er dann laut. „Ich kann unserem Jungen in Gottes Namen nicht helfen."

Die Phantasie war wartend stehen geblieben. Weil ihr die Zeit lang ward, pflückte sie von den Blumen, die zu ihren Füßen aufblühten, und wand daraus mit schlanken, schneeigen Fingern ein zierliches Kränzlein. Als der Vater mit dem Jüngling ankam, schaute sie auf, nickte dem Seraph zu und sagte lächelnd: „Du kommst gerade recht. Wir wollen dem armen kleinen Schelm, an dessen Wiege die

bittere Sorge und die grausame Enttäuschung stehen, treue Paten sein. Nicht wahr, Brüderlein?"

Ernsthaft nickte der Genius: „Ja, das wollen wir, Schwester."

* * *

Zu dritt wanderten sie weiter durch die wonnige Wildnis. Die zwei Anmutigen hielten sich traulich bei der Hand gefaßt, glitten durch die Blüten, die vor ihnen aufgingen und wie ein buntes Bächlein lautlos hinter ihnen drein flossen. Ein Jubelchor von Vögeln begleitete sie des Weges, ihr erstes Frühlingsgezwitscher anstimmend, und die Lüfte erglänzten von den Schwingen funkelnder Insekten.

Die beiden hoben einen leisen, süßen Gesang an, davon der Vater nur den Endreim verstand. Er lautete:

Wo wir selbzweit zusammengehn,
Da ist die Welt so schön, so schön!

Der Vater murmelte: Zu dumm! Wie kann die Welt schön sein, wo nicht der Reichtum ist? Wäre doch nur der schimmernde Herr Reichtum mit mir gegangen! Dann käme die Dirne Fortuna von selbst nachgelaufen.

Da, auf einmal — ganz plötzlich — wurde der Wald trüb und grau. Die Vögel verstummten, flatterten in jäher Angst erschreckt durcheinander; die fröhlichen Käfer verkrochen sich und von den Bäumen begannen langsam, langsam die goldigen Blätter zu fallen. Es gab ein Rieseln und Rauschen, als führe durch die Wipfel der alte Pessimist, der schwermütige Herbst.

Es verdorrten plötzlich die Blumen. Nur wo das selige Zwillingspaar stand, behielten sie etwas Farbe und Duft. Aber sogar sie, die leuchtenden, erschienen ganz blaß.

„Das ist der Neid," klagte leise die Phantasie.

„Der Neid!" echote es von Blume zu Blume, flüsterte es von Baum zu Baum.

„Ja," sprach trauernd der Genius, „das ist die Todsünde, welche die Menschen selbst den Armen der Gottheit entreißt." Und er wendete sich zu dem bebenden Vater: „Wenn dein Sohn jemals diesen höllischen Gesellen in seine Seele einläßt — nur für einen Augenblick — so ist er allem Guten und Großen verloren."



Haus Bergfrieden bei Berchtesgaden

14

„Kannst du ihn nicht schützen, du Strahlender?"

„Ich will bei deinem Sohn bleiben und treu bei ihm ausharren. Aber vor dem Dämon des Neides muß dein Sohn sich selber bewahren."

Jetzt rief hohnlachend eine schrille Stimme: „Ich bekomme ihn doch! Ich hole mir sicher den Burschen. Ich möchte wissen, wie er sich schützen könnte — gegen mich, gegen den unsterblichen, allgewaltigen Neid? Mir ist bis jetzt noch ein jeder verfallen, den ich haben wollte — ich erschlug bereits Abel."

Gleich bei den ersten gellenden Tönen der dämonischen Stimme war durch den dürren Wald ein Laut gezittert wie von erstícktem Jammer. Wie ein knisternder Sprühregen welken Laubes sanken die gelben Blätter zu Boden, und ein giftiger Tau fiel in die Blütenkelche, daß der ganze wonnige Hain einem Gefilde schwarzer Totenbäume glich.

Unter schwerem Schweigen gelangten die drei zur Hütte, auf deren Schwelle die Schemen der Sorge und Enttäuschung kauerten, des dritten Taufzeugen harrend. Unwillig machten sie den beiden Glanzvollen Platz; nicht mehr, als nötig war, um sie an sich vorbeizulassen. Die lichten Gewänder streiften die hageren Weiber, und wo sie diese berührten, erlosch ihr Schein. Kaum waren die Ankömmlinge eingetreten, so krochen die Megären mit heimlicher Schadenfreude nach; sie wollten bei dem Knaben gute Wache halten, wollten an seine Fersen sich heften, wollten ihn verfolgen, ihn hetzen und jagen, bis er müde geworden, todmüde.

Drinnen lag das Kindlein in der Wiege. Die junge Mutter saß bei ihm, schaute voller Mutterglück und Sorge darauf herab und dachte fort und fort: „Was wird aus dir werden? O mein Sohn, was wird aus dir werden?"

Als der heimkehrende Vater die zwei Strahlenden hereinführte, flog über die vergrämten Mienen des armen Weibes ein schwacher Schimmer von Hoffnung und Glück. Sie stand auf, trat schüchtern den beiden entgegen, faltete die Hände und bat leise: „Segnet ihr meinen Sohn! Euer Segen wird wirksamer sein als der von Vater und Mutter." Der Mann flüsterte ihr zu: „Mach nicht so viel Gered! Das ist ja nur hergelaufenes Volk. Die helfen unserem

Sohn auch nicht. Wenn es der Reichtum wäre! Ja, dann." Laut sagte er: „Ihr kommt zu armen Leuten. Wir können euch nicht traktieren. Wir haben nichts als etwas gewässerten Wein und hartes Brot."

Aber die Mutter holte in glückseliger Geschäftigkeit herbei, was sie heimlich zur Taufe ihres Lieblings angeschafft hatte, falls das hohe Dreigestirn Glück, Ruhm und Reichtum in ihre Hütte eingekehrt wäre.

Inzwischen waren die beiden Strahlenden Hand in Hand an das Bettlein des Knaben getreten, standen still davor und betrachteten das Kind. Dieses schlief. Auf einmal streckte es die beiden Ärmchen aus und begann über das ganze rosige Gesichtchen zu lächeln. Da nahm die holde Phantasie den Kranz, den sie vor dem giftigen Atem des Neides an ihrem himmlischen Herzen geborgen hatte, und legte ihn leise, leise auf die unschuldige Stirn des schlummernden Knaben. Dabei flüsterte sie: „Mein Kranz wird auf deiner Stirn ruhen bleiben — wird auf deiner Stirn sich wandeln. Trage denn deine Krone!"

Und der lichte Genius, welcher der Glaube an sich selbst hieß, beugte sich herab und küßte das Kind auf die bekränzte Stirn. Und als der Geist sein Haupt wieder aufrichtete, war von dessen Glanz auf des Kindes Stirn ein stiller Schein zurückgeblieben.

So: mit dem Kranz der Phantasie und dem Kuß des Schutzgeistes wurde das Kind des armseligen Menschenpaares getauft.

Aber alsdann nahmen Sorge und Enttäuschung bei dem Knaben ihren Platz ein, den sie während seines ganzen Lebens nicht wieder verließen.

* * *

Und es begab sich, daß der Sohn jener armen kleinen Leute, bei dem Sorge und Enttäuschung Gevatter gestanden und den Phantasie und der Glaube an sich selbst getauft hatten, ein Künstler ward, ein gottbegeisterter, nur nach dem Hohen strebender, nur für das Schöne lebender Künstler! Aber — wie das bisweilen im Leben so geht — es begab sich auch, daß die Menschen den Schein nicht sahen, der auf des Künstlers Stirn lag, der von seinem Blick, seiner Seele

ausging. Auch hielt Frau Sorge ihn zu fest im Arm, schmiegte sich die Enttäuschung zu dicht an ihn; und die Welt ist nun einmal so geraten: gern wendet sie ihre Blicke ab, schließt am liebsten ihre Augen ganz, wenn sie einen Menschen in so schlimmem Gefolge sieht.

Den Künstler kümmerte das nicht sehr. Auch seine beiden unzertrennlichen Gefährtinnen ertrug er, wie man eben ein notwendiges Übel erträgt. Frei hob er sein Haupt; denn er fühlte darauf den Himmelskranz der Phantasie. Frei bewahrte er seine Seele; denn in ihr lebte der Glaube an sich selbst. Also konnte er nicht verzweifeln. Mit seinem Glauben an sich selbst fühlte er sich — in seiner Phantasie — so recht wie ein unsterblicher Gott. Er litt Not und schaffte: er schuf! Er erduldete Enttäuschung und — er schuf! Immerfort Not und Enttäuschung erduldend, schuf er fort und fort.

Man sagte ihm: Hunger tut weh.

Da lächelte der Künstler sein glanzvolles Lächeln und erwiderte: „An sich selber verzweifeln müssen tut viel weher."

Sie beklagten ihn: Fort und fort Enttäuschung zu erleben — das muß ja morden!

Er jedoch erwiderte: „Fort und fort an sich selbst glauben, das muß ja unsterbliches Leben geben."

Also hungerte er weiter, glaubte er weiter.

Aber etwas müde wurde er schließlich doch — nur etwas! Und als er begann, müde zu werden, geschah es, daß die Blüten seines Kranzes anfingen, sich zu wandeln; es wurden Dornen daraus. Sein Glaube an sich selbst kämpfte dagegen; aber es half ihm nicht. Es wurden weniger und immer weniger Blüten — wurden mehr und mehr graue, spitzige Stacheln. Anfangs ritzten sie nur des Künstlers Stirn, und dieser lächelte über die ersten blutigen Tropfen, die über seine Stirn rannen.

Allmählich aber — langsam, langsam; leise, leise drangen die Dornen tiefer. Sie drangen ins Fleisch, bohrten sich ins Hirn, gruben, wühlten sich ein, immer tiefer, tiefer! Sie wühlten sich vom Hirn bis zum Herzen, fraßen sich gierig darin ein, zerrissen und zerfleischten des Künstlers Herz.

Alle Blumen seines Kranzes wurden nach und nach von Stacheln überwuchert, wurden erstickt.

Des Künstlers Haupt trug eine Dornenkrone.

Auch er war ein Dulder.

* *
*

Und der Genius in des Künstlers Seele wurde immer müder. Todmüde wurde er, wie er sich auch dagegen wehren, wie seine süße Schwester ihn auch bitten und anlächeln mochte.

Das ist eben das Leben!

* *
*

Gleich bei der ersten Wandlung, die mit dem Kranz vorgegangen war, hatte der Neid versucht, an den Künstler sich heranzuschleichen und in seine freie, für alles Hohe und Schöne begeisterte Seele sein Gift zu träufeln. Aber immer noch hatte sein guter Genius ihn gewarnt, so daß er sich schützen und den Versucher, den Verderber verscheuchen konnte. Jetzt begann der Dämon auf den Augenblick zu lauern, wo der Genius so müde geworden wäre — vom Leben so überwunden, daß er nicht mehr würde wachen und warnen können. Und der Erzfeind alles Großen und Guten wußte, daß jener Augenblick kommen würde — kommen mußte!

Er kam — und das Leben feierte seinen Triumph.

Den feiert das Leben ja immer.

Es jubilierte: „Seht ihr! Ich habe gesiegt! Ich bin doch von euch allen der Stärkste, Mächtigste, Unüberwindlichste. Und ich bin zugleich der Mitleidloseste, Grausamste. Ich bin unerbittlich. Ich töte die Hoffnung, morde den Glauben, meuchle selbst die sogenannte unsterbliche Sehnsucht des Menschen. Seht meine Opfer! Seht sie doch! Sie füllen die Welt. Ich mache das Universum zum Kirchhof.“

* *
*

Eines Tages ereignete es sich, daß der alternde Künstler mit glanzloser Stirne, trübem Blick, erstorbenem Lächeln, todmattem Glauben an sich selbst durch die Straßen einer großen Stadt schlich. Da sah er einen anderen Künstler. Der war jung. Der ganze Mensch leuchtete; denn bei ihm hatte das Glück selbst Gevatter gestanden und der Götterjüngling Erfolg war sein Genius geworden. Vom Glanz des Glückes und Erfolges umstrahlt, erschien er den Menschen

als ein Gesendeter, ein Erlöser, ein Heiland der Kunst, die auf Erden mühselig und beladen geworden.

Alle, die den Jungen sahen, drängten ihm entgegen, jubelten ihm zu: „Hosianna! Hosianna!“

Der alte Künstler trat stolzbescheiden zur Seite, um den Siegeszug des Jungen an sich vorüberbrausen zu lassen. Der sah den Alten an seinem Wege stehen und sah über ihn hinweg mit Triumphatormiene: „Ich grüße dich, du Besiegter! Siehe, ich schreite über dich hin ...“

Noch immer blieb es still und rein in der Seele des Alten, in welcher der Glaube an sich selbst in den letzten Zügen lag und darin es feierlich war wie in einem Gotteshause während des Mysteriums. Da fragte der Alte einen jungen Mann, dessen Gesicht ihm Vertrauen einflößte: „Bitte, sage mir, was tat jener leuchtende Jüngling, dem sie so zujauchzen?“

„Was er tat? Großes! Er schuf uns eine neue Kunst.“

„Eine neue Kunst? Was ist das? Habe Geduld mit mir. Ich bin ein alter Künstler, der nur von einer einzigen Kunst etwas weiß und nichts von einer alten und neuen. Ich höre wohl die Botschaft von der neuen Kunst, aber ich verstehe sie nicht. Mir fehlt der Glaube. Bitte, hilf mir, daß ich glauben kann. Ich möchte es gern; denn meine Augen würden gern den Messias sehen, bevor sie sich schließen.“

Der freundliche Jüngling erwiderte: „Die neue Kunst? ... Es ist eben die neue Kunst! Denn die alte ist tot und begraben.“

Da flammerte es auf in den trüben Augen des alten Künstlers. Er hob sein Haupt und rief: „Tot und begraben? Ist die Kunst denn ein irdisches Weib, daß sie sterben kann? Geh, du weißt nichts von dem unsterblichen Wesen der Kunst, wirst nie davon wissen! ... Tot und begraben, die große, göttliche, einzige Kunst!“

* * *

Der Jüngling lachte hell auf ob der Tollheit des Alten, ging, und der alte Künstler blieb verlassen stehen. Auf einmal überkam ihn das Gefühl einer großen Einsamkeit, als sei er in einer Öde mutterseelenallein, als wäre er der letzte Mensch auf der Welt. Tot sollte die alte Kunst sein? Das begriff er nicht. Aber er

begriff etwas anderes: Tot waren die alten Künstler — tot war er selbst.

Wie er so seinen eigenen Tod empfand — seinen lebendigen Tod — vernahm er aus der Ferne das Jauchzen der Menge, welche „die neue Kunst" leben ließ. Er stand in seiner Verlassenheit und lauschte darauf. Und während er noch lauschte, geschah es, daß der Glaube an sich selbst in seiner Seele starb, sein guter Genius mit einem leisen Wehlaut dahinging. Und in diesem einen einzigen Augenblick, in dem er von seinem Schutzgeist nicht gewarnt wurde — in dem er nicht selber sich schützte, begab es sich, daß in die reine, keusche Künstlerseele der Dämon des Neides schlich.

„Da bin ich! Jetzt habe ich dich — jetzt halte ich dich! Siehst du! Siehst du wohl: ich habe dich dennoch bekommen!"

* * *

Noch einmal, mit einem unsäglich schmerzlichen Lächeln, neigte sich die Phantasie über das dornengekrönte Haupt ihres Lieblings — ein allerletztes Mal. Und bei diesem letzten Lächeln seiner scheidenden Muse ward es dem alten Künstler bewußt, was er gewesen war: ein Gottbegnadeter — was in einem einzigen Augenblick aus ihm geworden war: ein Gottverlassener!

Da regte es sich in seiner entweihten, seiner geschändeten Seele, und eine richtende Stimme raunte ihm zu: „Du hast gesündigt vor der Gottheit der Kunst und vor dir selbst: du bist hinfort nicht wert, ein Künstler zu heißen."

Da ging der Mann hin, vernichtete alles, was er erschaffen, und brachte sich selbst aus der Welt, darin länger zu bleiben er kein Recht hatte; denn er war schuldig geworden, schuldig der dreifach abscheulichen Todsünde des Neides.

* * *

Hier stehe ich vor der Gottheit, an die ich glaube, erhebe zu ihr Hände und Herz und rufe zu ihr auf: „Herr, ich blieb frei von der Todsünde des Neides!"

Vierte Lebenszeit

Winter

Inhalt

I.

Als es Abend ward

Meine Bücher gingen hinaus in die Welt und sollten zu den Menschen sprechen, zu Menschen, die fühlten und litten wie ich, die nach Sonne und Schönheit sich sehnten wie ich. Auch wurde ich von diesem und jenem gehört. Sie kamen zu mir, vertrauten mir, klagten mir ihre Leiden und ich versuchte zu trösten, zu lindern, zu helfen.

Das Bild meines Lebens hatte sich frühzeitig in stetem Wechsel und in bunter Fülle gestaltet. Ich verkehrte an Fürstenhöfen und hauste in Wildnissen; besaß eine Heimat unter Zypressen und Pinien und ein Asyl unter Tannen und Alpengipfeln; wurde mehr und mehr ein Schönheitsucher und ein nach Sonne sich Sehnender; wurde von vielen ein „Lebenskünstler" und Glücklicher genannt.

Diejenigen, die mir solchen Namen gaben, wußten freilich nichts von dem schweren Schatten, der über mir lag; wußten nichts von der Qual meiner Nerven, meiner schlaflosen Nächte. Dennoch hatten die preisenden Stimmen recht, und es war eine Zeit, da ich mich selbst einen „Glücklichen" nannte.

* * *

Vor meinem inneren Auge ziehen die Gestalten, die in mein Leben getreten, in langer Reihe vorüber. Manche blicken mich vorwurfsvoll an, weil ich mich beklagte, den Menschen mein Herz „zu sehr" gegeben zu haben; manche rufen mir zu: „Sieh auf uns! Du bist ungerecht. Wir haben dich lieb gehabt!" Freundliche Hände strecken sich mir entgegen. Diese Guten und Getreuen mögen mir verzeihen, wenn ich von den Wunden sprach, die Menschen mir schlugen. Zu meiner Entschuldigung soll gesagt sein, daß das Leben Wunden schlagen kann, die nichts heilt.

Aber einen Glücklichen nenne ich mich am Ende meiner Tage

doch. Und ich danke einer gütigen Gottheit, daß sie mich schuf. Sie schenkte meinem Herzen die Liebe zur Menschheit, und sandte mir aus ihrem Himmel die Liebe selbst herab. Diese himmlische Liebe kam zu mir in Gestalt einer Frau mit dem Antlitz einer Madonna und mit der Seele einer Guten und Reinen. Im lichten Kleid schreitet sie neben mir her. Kein Erdenstaub kann ihr Gewand und ihre Seele beflecken und unberührbar bleibt sie für alles, was das Leben Häßliches und Unreines hat. So steht sie an meiner Seite, meine Helferin, Mittlerin. Wenn ihre Stimme zu mir spricht, ist es für mich wie ein Ton von oben herab; wenn ich ihren Schritt höre, horche ich auf, als träte die Hoffnung selbst zu mir. Ich wäre am Weg meines Lebens ermattet hingesunken, hätte ihre Hand mich nicht gehalten, ihr Arm mich nicht gestützt.

2.

Winter

Wie gut ist es von euch, meine Freunde, daß ihr auch jetzt noch bei mir bleibt; denn seht — es wird Winter! Seht das Sterbekleid, welches der Himmel für Mutter Erde webt; die Fäden sind eitel Glanz und es wird von Silber durchwirkt. Weiß und weich breitet es sich aus über die gestorbene Natur.

Welches Schweigen! Gleich stummen Wächtern erheben sich über dem Leichnam der göttlichen Toten die Alpen und es herrscht eine Stille, wie in einem Dom, während der Priester den Kelch hebt und das Mysterium sich vollzieht.

Ich hatte fast vergessen, wie wundersam im Hochgebirg der Winter ist; jetzt ist auch in meinem Leben Winter geworden. Nur daß der Winter meines Lebens nichts hat von der erhabenen Herrlichkeit der Natur. Auch nichts von seiner Stille und Feierlichkeit! Aber dennoch habe ich von meines Lebens Winterzeit noch vieles zu sagen. Sie hat an manchen Tagen ihren Glanz gehabt. Auch von diesem Glanz will ich zu euch sprechen.

Die Pforte, durch die ich in mein Alter eintrat, führte mich zu einer neuen schweren Erkrankung (1905—1906).

Da ich mich damals zu einem Sanatorium nicht entschließen konnte, konsultierte ich in München einen Arzt, dessen Kunst gerade bei einer Nervenerkrankung, wie die meine es war, Wunder vollbringen sollte. Dieser Mann war Doktor Leonhard Seif und ich sollte in ihm einen Seelenarzt begegnen, wie ich einen größeren niemals gekannt habe. Er besitzt die Intuition des Genies, das in die Seelen der Menschen dringt, ihre Dunkelheiten erkennt, ihre Abgründe erforscht. Erst wenn ihm diese Erkenntnis geworden, beginnt er sein Rettungswerk. Wie mich einst Ernst Schweninger vom physischen Untergang rettete, so erlöste mich Leonhard Seif von einem seelischen Tode.

Die Kur dauerte lange und bestand aus einem Mittel von erstaunlicher Einfachheit: er sprach zu mir täglich wohl eine volle Stunde über mich selbst. Das war alles. Er versuchte in mir die Erkenntnis meiner selbst zu wecken. Zugleich die Erkenntnis meiner Irrtümer. Nachdem er diese Erkenntnis einmal geweckt, begann er zu beruhigen und zu besänftigen, zu helfen, eben zu — retten.

Viele Leidende drängten zu ihm, unterwarfen sich der Gewalt seiner Rede, der Macht seiner Persönlichkeit, um durch sie ihre eigene Persönlichkeit, die sie bereits verloren hatten, wiederzufinden.

Umdrängt, wie er war, hatte er dennoch für jeden seiner Patienten ausreichende Zeit. Da meine Schlaflosigkeit gerade damals von neuem einen gefährlichen Charakter angenommen hatte, die stärksten Mittel versagten, kam der gute Arzt noch häufig spät des Nachts, setzte sich an mein Bett, sprach mit leiser, beruhigender Stimme zu mir und verließ mich nicht eher, als bis ich wie unter einer Hypnose zu schlummern schien. Diese Hypnose strömte sein Wesen, seine Persönlichkeit aus.

Um mir auch sonst Gutes zu erweisen, führte er mich zu seiner Gattin, Frau Fanny Seif. Die edle Schönheit, die milde Güte dieser Frau wirkten auf mich, als käme ich aus trüber Tiefe, erstiege lichte Bergeshöhen und sähe von oben herab weit hinaus in blühendes Land. Doch will ich von dem Gatten dieser lieben Frau, die meine gute Freundin geworden ist, noch mehr erzählen.

Er entstammt der Kraft des bayrischen Volkes, hatte eine schwere Kindheit, war zum Geistlichen bestimmt, streifte die Bande ab und studierte während eines heldenmütigen Kampfes mit dem Leben. Er blieb Sieger. Ganz Wille und ganz Kraft, erfaßte er seinen Beruf mit einer Leidenschaft, einer Inbrunst, als wäre er dennoch ein Diener der Gottheit geworden. Und er diente ihr! Denn er diente der Nächstenliebe, der Menschenliebe. Und zugleich durch die Hingabe seines ganzen Menschen seiner Wissenschaft. Könnte dieser seltsame und seltene Mann nicht heilen und helfen, so wäre ihm das Leben kein Leben mehr.

Als einen solchen Mann lernte ich Leonhard Seif kennen, als ich in schwerer Zeit sein Patient wurde. Vor kurzem erst erkrankte er tödlich, da bezwang sein Wille und seine Kraft die Krankheit: er mußte gesund werden, mußte am Leben bleiben, denn er mußte heilen und helfen. Und so lebt er denn, heilt und hilft.

3.

Auch eine Fürstenfreundschaft

Ich spreche jetzt von dem Herzog Johann Albrecht und der Herzogin Elisabeth, der Tochter meines Großherzogs Karl Alexander, dem ich die Treue über sein Grab hinaus bewahre.

Der Herzog hatte die Regentschaft seines Vaterlandes Mecklenburg-Schwerin geführt und sich mehr und mehr zu einer bedeutenden Persönlichkeit entwickelt; ja, zu einer wahren Herrschernatur. Jetzt wurde er (1907) zum Regenten von Braunschweig erwählt. Ich wußte, daß er die neue Würde nur zaudernd antrat, der Verantwortung sowohl, wie der ihn erwartenden Schwierigkeiten sich voll bewußt. Und mir war bekannt, daß die Herzogin Elisabeth gegen die Annahme dieser Würde war. Aber der Herzog hielt es für seine Pflicht, dem Ruf des Braunschweiger Landtages Folge zu leisten, die Verantwortung auf sich zu nehmen — er faßte sie als Mission auf — und die Regentschaft anzutreten.

Ich war jedes Jahr nach Braunschweig geladen und erhielt so reiche Gelegenheit, den Herzog in seinem Wirken als Regent kennen zu lernen. Meine Verehrung für ihn wurde Bewunderung. Ich weiß nicht, ob der Regentschaft des Herzogs schon jetzt die Gerechtigkeit gezollt wird, die sie verdient; aber ich weiß, daß die Geschichte dem Fürsten gerecht werden wird.

Das Braunschweiger Schloß war von sehr unbehaglicher und zugleich sehr unbequemer Pracht. Mit ihrem großen Kunstgeschmack begannen Herzog und Herzogin Neueinrichtungen zu treffen, die dann freilich jäh unterbrochen werden sollten.

Schön war der Speisesaal, ein von Säulen getragener Rundbau, und wundervoll waren die Feste in dem altertümlichen, würdig restaurierten Burgsaal von Dankwarderode.

Ich hatte keine Ahnung, was für eine interessante Stadt Braun-

schweig war, und durchstreifte sie mit Entzücken, sah den prachtvollen Dom mit der Fürstengruft, das Denkmal Heinrichs des Löwen und vieles andere Herrliche. Ich besuchte Wilhelm Raabe, fand einen ehrwürdigen Greis mit einer ehrwürdigen Greisin als Lebensgefährtin. Seine Wohnung schien mir ein trauriger Aufenthalt für den geliebten großen Dichter, und ihre Verwahrlosung bedrückte mich. Der alte Herr führte mich an das Fenster seines Arbeitszimmers und deutete hinaus. Ich sah einen freien Platz, sah im Hintergrund eine Mauer und darüber kahle Bäume aufsteigen.

„Unter dem Baum dort drüben liegt Lessing begraben!"

Das packte mich. Wilhelm Raabe lud mich zu den Abenden ein, an denen er jede Woche mit seinen Freunden — ich vergaß, in welchem Lokal — zusammen kam und „Braunschweiger Mumme" kneipte. Da ich ein miserabler Zecher bin und da ich den Eindruck der einsamen Stunde bei dem alten Herrn durch nichts verwischen lassen wollte, leistete ich der freundlichen Aufforderung keine Folge, daher lernte ich Braunschweigs berühmten Nektar nicht kennen . . .

Jeden Herbst war ich auf das herzogliche Jagdschloß Blankenburg geladen. Ich bewohnte in dem Schloß mein bestimmtes Zimmer, mir zu Ehren das „Dichterzimmer" genannt. Eine kirchturmhohe Edeltanne wuchs aus der Tiefe bis an mein Fenster herauf und ich hatte einen weiten Ausblick nach den anmutigen Vorbergen des Harzes und in die fruchtbare Ebene hinaus.

Eigentümlicherweise war eine Reihe von Gemächern des Schlosses, in denen Österreichs große Kaiserin, Maria Theresia, glückliche Jugendzeiten verlebt hat, schottisch eingerichtet. Nicht nur die Möbel trugen karrierte, schottisch grünblaue Überzüge, auch die Wände waren mit schottischem Stoff bekleidet und die Fußböden mit schottischen Teppichen belegt. Diese Eintönigkeit hatte jedoch nicht nur etwas ungemein Behagliches, sondern sogar etwas Künstlerisches.

Die Besuche in Braunschweig sowohl wie auf Schloß Blankenburg boten viel des Anregenden. Ich lernte manche bedeutende Persönlichkeit kennen und hatte immer von neuem Gelegenheit, den Herzog in Ausübung seines hohen Amtes zu bewundern, gewann immer mehr Kenntnis der ungeheuren Schwierigkeiten seiner Regent-

schaft in dem fanatischen Welfenstaat wider feindliche Gewalten, die seiner Regierung sich entgegenstellten. Aber — Herzog Johann Albrecht war eine Kraft!

In dem alten wunderlichen Theater auf Schloß Blankenburg hielten berühmte Gelehrte und Weltreisende Vorträge; und jeder Abend verlief in edelster Geselligkeit. Des Tages schönste Stunden aber waren die Teenachmittage bei der Frau Herzogin Elisabeth — gerade wie damals in dem Bergellzimmer auf der Wartburg! Mit ihrem verfeinerten Schönheitssinn hatte sich die Herzogin auch auf der Blankenburg vornehm eingerichtet. Jedes Gerät, jeder Kunstgegenstand in ihrer Umgebung war ein Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Während der vielen Jahre meiner Beziehungen zu dieser edlen Fürstin trat zwischen uns beide nicht ein Schatten, der das lichte Bild meiner Erinnerung trüben könnte. Sie war sehr musikalisch und Musiker von Ruf gehörten zu den ständigen Gästen, darunter auch Max Schillings. Ich entsinne mich, auf der Wartburg die Frau Herzogin mit Franz Liszt vierhändig spielen gehört zu haben ...

Auf meiner Durchreise von Berlin nach dem Süden verweilte ich jetzt stets in Braunschweig. Da kam ein Winter, in welchem die Frau Herzogin nicht erschien, sondern in ihren Gemächern verblieb. Doch war sie außer Bett und lag in ihrem Salon auf einem Diwan. Ich hörte, sie sei leidend; es sollte indes nicht erwähnt werden. Auch der Herzog sprach nicht davon. Trotzdem merkte ich an vielen kleinen Zügen zartester Sorge, daß er das Leiden seiner Gemahlin nicht für unbedeutend hielt. Sie selbst sprach darüber so leicht wie von einem Kopfweh, war stets heiter und gegen mich von einer unendlichen Güte. Ich wurde jeden Tag zu ihr gerufen und der Nachmittagstee ward nun an ihrem Lager eingenommen.

Es kam viel fürstlicher Besuch und einmal gab das Hoftheater eine Festvorstellung mit einem meiner Stücke. Unvergessen bleibt mir, mit welchen zarten Ausdrücken die leidende Herzogin ihr Bedauern aussprach, die Vorstellung nicht besuchen zu können. Es wurde ein Drama von mir gegeben, das ich auf der Wartburg vorgelesen hatte. Am Tage nach der Vorstellung tauschten wir Erinnerungen an vergangene glückliche Zeiten aus ...

Auch die Prinzessin Marie Alexandrine von Reuß, die Schwester

der Herzogin, ließ sich nicht anmerken, daß das scheinbar leichte Leiden der Fürstin eine schwere Erkrankung sein könnte. Mit ihrer lieblichen Tochter wohnte die Prinzessin im Schloß. Sie besaß großes Talent für Malerei, war eine Schülerin von Carlandi, lebte daher viel in Rom, wo ich häufig mit ihr zusammenkam. Sie hatte, ebenso wie die Herzogin Johann Albrecht, am Zypressenteich der Villa Falconieri gemalt. Auch das war eine schöne Erinnerung: Herzog und Herzogin Johann Albrecht in Frascati als unsere Gäste! Die Leidende wußte noch genau den Blumenschmuck der Tafel und ließ in der Erinnerung die grauen nordischen Wintertage von der Sonne Roms durchleuchten. Sie wurde damals in Rom von John Lavery gemalt. Das Porträt ist ein echter „John Lavery", köstlich sind Spitzen und Schmuck; aber das Gesicht ohne den Geist der Herzogin. Ich sollte diesen Mangel dem berühmten Maler zu Gemüt führen, kam jedoch schlecht bei ihm an, ein so feiner Mensch er auch war und so häufig er uns in der Villa Torlonia besuchte ...

An die Prinzessin Marie Alexandrine von Reuß sollen wir Deutsche mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit denken. Denn als Prinz Heinrich VII. Reuß jüngere Linie deutscher Botschafter in Wien war, ereignete sich jenes unselige Begebnis mit Bismarck! Der Botschafter erhielt Auftrag, Bismarck, der sich gelegentlich der Hochzeit seines ältesten Sohnes in Wien befand, weder zu empfangen, noch ihm, dem Größten der Großen, aufzuwarten. Da besuchte die Tochter des Großherzogs Karl Alexander sogleich den gestürzten Kanzler, was die sofortige Abberufung ihres Gatten, des deutschen Botschafters aus Wien zur Folge hatte. Meine Frau und ich hatten bei jedem Wiener Aufenthalt der Gastfreundschaft im Botschafterpalais anregende Stunden zu danken. Künstlerluft durchwehte das Haus: Luft von Weimar! In Wiens Hocharistokratie war diese Luft eine ungewöhnliche Atmosphäre. Bekannt dürfte sein, daß Kronprinz Rudolf und seine Geliebte, die junge Gräfin Vetsera, sich von einer Soiree des deutschen Botschafters aus unmittelbar nach Meyerling begaben, auf den Weg zu einem grauenvollen Tode!

Als ich in jenem Winter (1907) in Braunschweig von der leidenden Frau Herzogin schied, ahnte ich nicht, daß es ein Abschied für die Ewigkeit sein sollte. In meiner Gegenwart hatte die Herzogin mit

ihrem Gatten geplante Neueinrichtungen im Braunschweiger Schloß und auf der Blankenburg besprochen; und ein andermal sagte sie mir lächelnd, sie hätte bei Schneider und Modistin große Bestellungen für den Sommer gemacht. Sie liebte es, sich schön zu kleiden, und wußte, daß es auch dem Herzog eine Freude war. Später erfuhr ich, sie hätte genau gewußt, daß sie jene Neueinrichtungen niemals würde erblicken, niemals jene bestellten Toiletten würde tragen können; sie hätte genau gewußt, daß sie eine Aufgegebene, eine Sterbende sei. Selbst das Bestellen ihrer Kostüme für den Sommer war eine Liebestat der Todkranken für ihren Gemahl, den sie dadurch in seiner angstvollen Vermutung, sie könnte von der Unheilbarkeit ihres Leidens unterrichtet sein, täuschen wollte.

Dies ist nur ein Zug des Wesens dieser bedeutenden Frau und Fürstin, ein Zug der Liebe zu ihrem Gatten. Mir aber scheint, ihr Bild könnte keinen leuchtenderen Hintergrund erhalten, als gerade durch die Mitteilung solcher kleinen Züge ihrer Natur. Mir verklären sie die Gestalt der Abgeschiedenen als einer nicht von uns Geschiedenen.

Im Sommer darauf, 1908, starb die Herzogin in Wiligrad, dem Schloß im Buchenwald über dem Schweriner See, das sie mit dem Herzog geschaffen hatte.

Auch nach ihrem Tode durfte ich im Herbst auf der Blankenburg mein Dichterzimmer wieder beziehen. Es waren leuchtende Herbsttage, als wäre im Hause und im Herzen des Herzogs die Lebenssonne nicht erloschen. Ich wußte, wie innig der Herzog seine Gemahlin geliebt hatte, und bestaunte seine Selbstbeherrschung; er gestattete nur seinem Herzen, zu trauern.

Der Herzog hatte beide Damen der verewigten Fürstin um sich behalten. Die Oberhofmeisterin, Gräfin Helene von Bassewitz, war bereits Hofdame gewesen, als das junge Paar in Potsdam gewohnt, und es ist in der Gestalt der Gräfin die Treue selbst verkörpert. Bisweilen fand der Nachmittagstee bei ihr statt; gewöhnlich jedoch versammelten wir uns in den Gemächern der Verstorbenen, in denen jeder Gegenstand an sie erinnerte. In den Vasen blühten die Herbstblumen, wie vor einem Jahre. Alles war, als ob die Tür jeden Augenblick sich öffnen und sie eintreten würde.

Und die Türe öffnete sich; es kam jedoch der Herzog allein, der

mit mir das Grabdenkmal der Unvergeßlichen in der Fürstengruft zu Doberan besprach.

* * *

Zu Herzog Johann Albrechts sechzigstem Geburtstag (1917) wurde ich aufgefordert, mich an der Huldigungsschrift einer Mecklenburgischen Zeitung zu beteiligen. Ich war glücklich, meiner Dankbarkeit, Verehrung und Treue öffentlich bescheidenen Ausdruck geben zu dürfen.

4.

Eine Totenwache

1911

Unser bisher so glückliches Leben mit den Berliner Freunden war durch den Konflikt mit meinem liebsten Freund Wildenbruch nicht nur getrübt, sondern gestört. Unsere sämtlichen gemeinsamen Bekannten litten darunter. Wildenbruch und seine Frau wollten uns nicht sehen, folglich konnten wir nicht geladen werden, wenn sie bei den Freunden waren; und sie kamen nicht, wenn sie uns irgendwo vermuteten. Dieser Zustand paßte so wenig zu meinem Wesen, daß ich mich von Berlin einige Zeit fernhielt, so schmerzlich mir dies auch war; denn immer inniger hatten wir uns jenen vortrefflichen Menschen angeschlossen, die bestrebt waren, uns ihre Neigung auf jede Weise zu zeigen.

Schon seit mehreren Wintern hatten wir in Berlin Aufenthalt in einem überaus reizvollen Quartier in der Bendlerstraße genommen, das uns ermöglichte, unsere Freunde wieder bei uns zu sehen.

Seit langem brachten wir jedes in Berlin verlebte Weihnachtsfest bei Frau Anna vom Rath zu. Ständige Gäste am Heiligen Abend waren dort außer uns Ernst und Maria von Wildenbruch. Frau Staatsminister von Delbrück, die ausgezeichnete Frau, und ihr Sohn erster Ehe, Rittmeister von Dycke, zählten gleichfalls zu unseren Freunden. Im Hause vom Rath strahlte dann im Saal über der „Flora" von Böcklin und den „Lenbachs" ein hoher Lichterbaum, das liebe Weihnachtslied wurde von Gästen und Dienerschaft gesungen, darauf erfolgte eine überreiche Bescherung.

Nun sollten wir zum erstenmal den Heiligen Abend nicht im Hause der Freunde verbringen, weil Ernst und Maria von Wildenbruch uns nicht sehen wollten. Frau Anna vom Rath aber schrieb uns: „Kommen Sie, liebe Freunde. Wildenbruchs wissen, daß Sie bei uns sein werden, und haben ihr Erscheinen zugesagt. Dieser un-

erträgliche Zustand zwischen guten Freunden muß aufhören, und ich habe mir vorgenommen, ihm ein Ende zu machen. Also kommen Sie! Es wird ein dreifach Heiliger Abend werden. Unsere liebe große Sängerin, Frau Schumann-Heink, wird unter dem Tannenbaum das Weihnachtslied singen, in das wir alle einstimmen werden! Ernst von Wildenbruch und Sie, lieber Voß, werden sich bei den frommen Tönen wieder finden, haben Sie sich beide doch niemals verloren."

Nein! Ich wenigstens hatte den Freund immer besessen ...

Das war von Frau Anna vom Rath eine echte Freundestat, wie diese seltene Frau ungezählte vollbracht hat. Geradezu beweglich war ihre Freundschaft, ihre Liebe zu Ernst von Wildenbruch, der denn auch Liebe mit Liebe vergalt. Als Frau Anna vom Rath, alt und gebrechlich, letzten Sommer — im Jahre 1916 — trotz der Mühseligkeit des Reisens während des Krieges uns in Bergfrieden besuchte, erzählte sie von Wildenbruchs Liebe zu ihr sehr viel des Rührenden. Sie sagte uns, sie besäße von Wildenbruch über sechzig Gedichte, voll der zartesten Empfindung für sie.

Doch zurück zum Heiligen Abend in der Viktoriastraße. Ernst und Maria von Wildenbruch kamen. Wir gingen auf sie zu und reichten ihnen beiden die Hand. Wildenbruch war auch diesmal weich und warm, ganz der Alte, und mich durchströmte ein Gefühl heißen Glückes. Er sah schlecht aus und mich ergriff eine jähe Angst um ihn. Wir wußten, daß er schwer herzleidend sei, und wurden von der Sorge um ihn seit jenem Abend nicht mehr verlassen.

Frau Schumann-Heink sang unter dem Weihnachtsbaum das Weihnachtslied, das uns alle tief bewegte. Wieder reichten Wildenbruch und ich uns die Hände; die Versöhnung war geschlossen.

Bei Tisch saß Wildenbruch zwischen Frau Anna vom Rath und meiner Frau und war auch gegen sie ganz der alte liebe prächtige Mensch. Frau Maria an meiner Seite blieb zu meinem Bedauern schweigsam und kühl. Mit meiner Frau sprach sie gar nicht. Immerhin war es für mich ein glücklicher Abend, für den ich der Freundin, die ihn uns als Weihnachtsgabe beschert hatte, nicht genug danken konnte.

Wenige Tage darauf besuchten wir als die Ersten Wildenbruchs,

und Silvester verlebten wir wieder zusammen bei Frau Anna vom Rath.

An diesem Neujahrsabend, an dem auch Erich Schmidt zu der kleinen Tafelrunde in der Viktoriastraße gehörte, sprach Ernst von Wildenbruch über Deutschland und über ein dunkles Gewölk, das drohend über dem Schicksal des Vaterlandes hing. Er redete selbst hingerissen mit einem Feuer und mit einer Ergriffenheit, die mir unvergeßlich sind. Er sprach wie ein Seher, der in Deutschlands Zukunft schaute und dessen Genius mit einem schwarzen Flor umhüllt, erblickte.

So groß; so groß als Dichter, als Patriot und als Mensch sah ich ihn zum letztenmal im Leben. Bereits im Januar durchlief eines frühen Morgens Berlin die Nachricht: „Ernst von Wildenbruch ist tot!"

Ich spreche nicht von meinem Verlust; aber ich klage um den Verlust, den Deutschland erlitt. Denn würde er noch unter uns weilen, so hätten wir in ihm den großen Dichter dieses Krieges erhalten.

Sogleich begab ich mich in die Hohenzollernstraße, glaubte nicht, daß Frau Maria mich empfangen würde. Es trieb mich indes unwiderstehlich hin.

Frau Maria empfing mich. Sie war wunderbar gefaßt, ohne die Ekstase des Schmerzes, voll erhabener Ruhe der Trauer. Sie berichtete von ihres Gatten letzten Stunden. Er war in der Nacht einem Herzanfall erlegen und hatte gewußt, daß es sein Letztes sein würde. Der sterbende Dichter hatte sein Weib gefragt: „Glaubst du, daß ich ein gutes Leben geführt habe?" Seine Lebensgefährtin konnte darauf mit einem inbrünstigen „Ja" antworten. Dann dankte er ihr für ihre Liebe und für das Glück, das sie ihm geschenkt hatte, und verschied schmerzlos. Sein Leben war das eines Kämpfers gewesen; aber sein Sterben das eines Siegers ... Beim Abschied bat ich Frau Maria, sie möge mir gestatten, in der ersten Nacht bei ihrem Gatten die Totenwache zu halten. Sie gewährte meine Bitte. Gewiß empfand sie in jener Stunde, daß ich ihres Gatten wahrer Freund gewesen.

Ernst von Wildenbruchs Witwe und sein Freund hielten gemeinsam bei dem Toten die erste Nachtwache. Er lag feierlich aufgebahrt unter Lorbeer, unter brennenden Kerzen, mit den Blumengrüßen seiner Freunde geschmückt. Nicht nur mit den Grüßen seiner Freunde:

trauerte doch ganz Berlin und die deutsche Nation um diesen von uns Gegangenen.

Auch sein Kaiser sandte ihm einen letzten Gruß.

* * *

Die Majestät des Todes umgab den Verewigten, als sei er zu jeder Stunde ein König des Lebens gewesen. Und welcher Friede auf seinem Antlitz! Waren wir nicht bei ihm, so saßen wir zusammen und sprachen von ihm, als ob er noch lebte. Frau Maria führte mich an seinen Schreibtisch, auf dem das Manuskript seines letzten Dramas lag. Die Papiere waren ungeordnet. Ich setzte mich und ordnete die losen Blätter.

Als der Tag anbrach, nahm ich Abschied. Ich durfte dabei mit ihm allein sein. Solches Scheiden macht alt. Ich fühlte bei dem toten Freunde, daß ich alt war und daß es bald auch für mich an der Zeit sei, zur Ruhe zu gehen.

Einen unauslöschlichen Eindruck machte auf mich der Gang von der Hohenzollernstraße nach unserer Wohnung in der Bendlerstraße. Es war ein klarer, kalter Wintermorgen, und die große Stadt erwachte zum Leben.

Zum Leben! — Wie sich das anhört, wenn man von einem Toten kommt. Die ersten Milchwagen begegneten mir und die Bäckerjungen trugen die noch warmen Semmeln aus. Es waren fröhliche Buben. Trotz der Kälte waren sie so vergnügt, als wäre es der schönste Frühlingsmorgen. Sie pfiffen und sangen.

* * *

Ernst von Wildenbruchs irdische Reste wurden nach Weimar übergeführt. Wir gaben ihm das Geleit zum Anhalter Bahnhof, wo ihn in vollem Wichs, mit gesenkten Bannern, die Studenten empfingen. Das war der letzte Gruß der deutschen Jugend an den Dichter der deutschen Jugend, mit Hohenzollernblut nicht nur in den Adern, sondern auch im Herzen.

Zu Ernst von Wildenbruchs letzter Ankunft in Weimar hatte ich einige Strophen gedichtet, die Karl Weiser an seinem offenen Grabe sprach. Sie sollen hier folgen.

Zu Ernst von Wildenbruchs letzter Ankunft in Weimar

So ziehst du, königlicher Dichtergeist,
Zum letztenmal denn ein in Weimars Mauern;
Und siehst nicht, wie es dich willkommen heißt,
Und hörst nicht mehr sein Klagen und sein Trauern,

Womit es dich, du Triumphator, grüßt.
Denn überwunden ward von dir das Leben,
Da der Allsieger dir die Stirn geküßt,
Und seines Friedens Zeichen hat gegeben.

Umkleidet von des Todes Majestät,
Bist du für alle Ewigkeit gekommen,
Vom Hauche der Unsterblichkeit umweht,
Hast du von Weimar nun Besitz genommen.

Gesegnet sei dein Eingang, Dichterfürst!
Es gibt dein Volk dir heute das Geleite
Zur Stätte hin, wo du erwartet wirst,
Und welche heilige Liebe für dich weihte.

In Weimar wolltest du zu Hause sein.
Umfangen von der engen dunklen Klause,
Darin zum Schlummer sie dich senkten ein,
Bist du in deinem Weimar nun zu Hause!

Doch starbst du nicht. Du gingst nur aus der Zeit;
Nur aus des Erdenlebens ödem Treiben.
Ein gottgeliebter Sohn der Ewigkeit,
Wirst ewig du bei deinem Volke bleiben.

Doch starbst du nicht, du gingst nur von uns fort
Und kehrst in deinen Werken zu uns wieder.
Ein Rosenlenz schmückt deinen Ruheort —
Und ihn umrauschen, Sänger, deine Lieder!

Dem Manne Heil, der eine Welt erschuf —
Wir falten voller Ehrfurcht unsere Hände
Und lauschen still auf deines Geistes Ruf:
„Das Sterben ist nur eines Tages Ende!“

5.

Die junge Herzogin

1910—1912

Tot war Adolf Wilbrandt und tot war Ernst von Wildenbruch. Aber Paul Heyse lebte noch; von der herrlichen Dreieinigkeit meiner Freunde der Letzte.

Aber auch der Ewigjunge war alt geworden; alt und müde: müde an der neuen Zeit, an dem neuen Geschlecht, der neuen Kunst. Auch körperlich litt er schwer. Aus seinen Leiden wurden Qualen, so daß er den Tod herbeirief als Wohltäter und Erlöser. Er, der uns eine Welt von Anmut und Schönheit erschloß, sollte unter Qualen hinsiechen müssen.

Seit langem tot war die Großherzogin-Mutter Pauline von Sachsen-Weimar. Wir hatten in Rom zu ihren letzten Gästen gehört, und ich befand mich im Sabinergebirg, als ich die Nachricht erhielt, die Frau Großherzogin verließe, von Neapel kommend, Rom mit dem Mittagsexpreß. Von Tivoli begab ich mich sogleich nach Rom, traf mit starker Verspätung ein, eilte trotzdem auf den Bahnhof, wo ein Freund mir entgegentrat mit der Nachricht, die Frau Großherzogin wäre einem Schlaganfall erlegen, unmittelbar nachdem der Zug Roms Mauern verlassen. Mit ihrem Tode verlor ich die gütigste Gönnerin und Freundin und in Weimars Gruft hatte wieder ein Mitglied von Weimars Fürstenhaus Einzug gehalten. In der Stunde, da ich die Trauernachricht vernahm, empfand ich das Leben der beiden Töchter meines teuren Großherzogs von neuem als Glück. Dann aber starb auch die Herzogin Elisabeth ...

Ein Jahr darauf verlobte sich Herzog Johann Albrecht mit der Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Roßla. Gleich nach der Vermählung begab sich das junge Ehepaar auf eine Weltreise ...

Nach der Rückkehr der Herrschaften wurde ich von dem Herzog, wie in alten Zeiten, wieder eingeladen nach Braunschweig sowohl wie nach Schloß Blankenburg.

Ich liebte den Herzog Johann Albrecht so warm, daß sein neues Glück auch für mich ein Glück war. Aber ich konnte mich zuerst nicht entschließen, der Einladung Folge zu leisten. Ich will es nur gestehen: ich war eifersüchtig; war eifersüchtig auf die junge Herzogin, die den nämlichen Namen führte wie die Verstorbene: Elisabeth.

Ich wußte, daß der Herzog über der lebenden Elisabeth die tote nicht vergessen würde und niemals vergessen konnte. Aber eifersüchtig auf die lebende Herzogin Elisabeth war ich doch!

Dabei hörte ich, wie liebreizend die junge Herzogin sei, wie gut, fein und edel. Sie sagten mir, man müsse sie lieb haben. So wäre es auch dem Herzog gleich in der ersten Stunde ergangen. Aber eifersüchtig war ich doch!

Ich befand mich in Bayreuth bei den Festspielen, als der Herzog mir schrieb, er hätte gehört, ich sei in Bayreuth. Er befände sich mit der Herzogin in Landsberg am Lech, um von Hubert Herkomer gemalt zu werden. Er lade mich nach Landsberg ein, denn es sei doch Zeit, mich der Herzogin vorzustellen.

Also reiste ich nach den Festspielen über München nach Landsberg am Lech.

Eines frühen Vormittags traf ich dort ein und wurde an der Bahn von dem Adjutanten des Herzogs empfangen. Er sagte mir: „Hoheit sind bereits bei Herkomer zur Sitzung. Aber die Frau Herzogin erwartet Sie. Die Herrschaften wohnen hier im Gasthof. Die Frau Herzogin läßt Sie bitten, sogleich zu ihr zu kommen."

Wie schön war dieses Landsberg; der Sommertag strahlte, der Lech brauste, von der Brücke aus sah ich die Alpen in ihrer ganzen Majestät; durch ein altertümliches Tor betrat ich die Stadt, und die Gegenwart versank, die Vergangenheit stieg auf, umfing das Gemüt wie ein Zauber.

Der Gasthof liegt rechter Hand in der Hauptgasse gegenüber dem Rathaus, in dem sich das berühmte Gemälde des großen Sohnes der Lechstadt befindet. Mir wurde ein freundliches Zimmer angewiesen, vor dessen Fenstern dunkelrote Geranien blühten. Auch in diesem Zimmer war alles alte gute Zeit. Aber schon führte mich der Adjutant zu der Frau Herzogin.

Auch ihr Zimmer war altertümlich, auch vor ihren Fenstern

leuchteten Geranienblüten. In der Mitte stand ein gedeckter Frühstückstisch und — mir entgegen kam die Herzogin Elisabeth: jung, lieblich, liebreizend, mit einem Lächeln, das eitel Glanz und Güte war! So erschien sie mir; so ist sie mir seit jener Stunde immer und immer erschienen.

Die Leute hatten recht. Man mußte sie lieben.

Gleich im ersten Augenblick fühlte ich das, fühlte die innigste Verehrung, als ich der holden Fürstin in die Augen blickte, ihr Lächeln sah, ihre Stimme hörte. Mit diesem Lächeln, das sie schöner schmückte als eine Krone, sagte sie zu mir: „Mir fehlte, daß ich Sie nicht kannte. Ich weiß, Sie sind des Herzogs Freund. Jetzt sind Sie hier und jetzt freue ich mich."

Es war keine Untreue gegen die Tote, daß ich die Lebende gleich lieben und verehren mußte. Im Gegenteil, ich war der Toten treuer als je, bin ihr treu geblieben, werde es bis zu meinem letzten Augenblicke bleiben.

Der Frühstückstisch im Zimmer der Herzogin war für mich gedeckt; sie selbst sorgte für mein Behagen und für meinen Hunger. Dann setzte sie sich zu mir und wir plauderten zusammen, als hätten wir uns nicht erst vor einem Augenblick kennen gelernt.

Glanzvoll, wie jener erste Sommertag blieb die ganze Zeit, während ich mich in Landsberg befand. Schon am Nachmittag des ersten Tages führte mich der Herzog zu Meister Herkomer. Die Bekanntschaft mit diesem Manne ward für mich zum Ereignis: galt er mir doch als Verkörperung des Genies. Er konnte alles, was Kunst war, und er war in jeder Kunst Meister; ein ebenso großer Architekt wie Maler; ein ebenso großer Goldschmied wie Kupferstecher. Er schrieb die Texte zu Pantomimen und Opern, komponierte sie und zeichnete dazu die Dekorationen und Kostüme. In seiner zweiten Heimat England befand sich in seinem prachtvollen Hause — das Haus hatte ein „goldenes Zimmer" — eine Bühne, auf der seine Pantomimen und Opern aufgeführt wurden, unter seiner Regie. In den Stunden, die ich mit ihm verbrachte, teilte er mir mit, er wolle eine neue Inszenierungskunst herbeiführen, bei seinen eigenen Werken hatte er dies bereits getan. Nun war er aufgefordert worden, in London nach seinen Ideen den „Ring" in Szene zu setzen. Auch

die Dekorationen sollte er malen. Was er bezweckte, war jedoch derartig überwältigend neu und groß, daß es zu der Ausführung seines Planes nicht kam — selbst nicht in London bei unbeschränkten Mitteln.

Dabei war dieser Mann seit länger als einem Menschenalter leidend. Ein schweres Magenübel war zu dem Unglück seines Lebens geworden. Während die Gäste an seinem Tisch die köstlichen Gerichte genossen, durfte er nur Breiartiges zu sich nehmen. Dieses Magenleiden bildete sich bei Herkomer bereits in seiner Kindheit aus; denn der Mann hatte in seiner Kindheit Mangel gelitten und Entbehrungen kennen gelernt.

Wir Deutsche sind mit Hubert Herkomers Geschichte bekannt und wissen, daß er einer Handwerkerfamilie aus Landsberg am Lech entstammt und daß sein Vater, von Not gedrängt, mit den Seinen nach Amerika auswanderte. Um die Geschichte und die Größe Hubert Herkomers, dieses seltenen Mannes, ganz zu erkennen, um sein Genie ganz zu würdigen, muß man seine Selbstbiographie lesen, die er mir mit einer Widmung übergab, der ich entnahm, daß ich ihm wert geworden sei.

Jeden Tag verbrachte ich mehrere Stunden bei dem Meister, und das auch während der Sitzungen des Herzogs. Herkomers Atelier lag in einem hohen Turmbau, den er seiner Mutter zu Ehren den „Mutterturm" benannt hatte. Der Bau, der ein Denkmal seiner Sohnesliebe war, erhob sich unmittelbar am Ufer des brausend dahinfließenden jungen Alpenstroms, lag jenseits der Stadt und enthielt prächtige Räume. Dagegen war das Haus, das die Familie bewohnte, ländlich einfach. Es hatte vor Zeiten einem Herkomer gehört und war von dem berühmten Sohn des Geschlechts erworben und in seiner alten schlichten Bauart erhalten worden. Schöne Anlagen umgaben Wohnhaus und Mutterturm von allen Seiten. Die Hausfrau sprach das Deutsch nur gebrochen. Sie war des Meisters dritte Gemahlin; er hatte in seinen Ehen die Schicksale einer Tragödie erlebt. Eine liebliche Tochter erblühte in dem alten Hause der Herkomer.

Das Bildnis des Herzogs Johann Albrecht ist ein Meisterwerk. Der Herzog ist dargestellt in der Uniform der Braunschweiger schwarzen Husaren. Er stützt sich auf seinen Degen. Sein Kopf

zeigt den prachtvollen Schädelbau dieses Fürstenhauptes. Von höchstem Eindruck ist das Licht, welches auf die den Degen fassende Hand fällt.

Das herrliche Porträt war für Braunschweig bestimmt, dessen Regent der Herzog damals noch war.

* * *

Im Frühjahr des Jahres 1912 verbrachten wir mehrere Frühlingsmonate auf Capri. Wir hatten dort die Villa des in seinem Vaterlande wegen seiner genialen Illustrationen zum Rubaiyat des Omar Khayyam berühmten amerikanischen Malers Vedder gemietet. Sie liegt am Fuß des Monte Solaro, ist im maurischen Stil gebaut und hat eine vornehme und künstlerische Einrichtung. Aus Frascati waren unsere treuen Dienstboten gekommen und aus Deutschland die Geschwister meiner Frau, Arthur und Helene von Glenck, nebst vielen unserer Freunde. Die Lage der Villa war von solcher Herrlichkeit, daß ich jedesmal, wenn ich in mein Arbeitszimmer trat, vor dem Ausblick, der sich durch die hohen Bogenfenster darbot, förmlich zurückschrak.

Mein Arbeitszimmer war das Atelier des Künstlers, das hohe Rundbogenfenster bestand aus einer einzigen mächtigen Scheibe, und rechts und links führte es unmittelbar ins Freie, auf Terrassen mit den bekannten weißen Säulengängen. Auf der Brüstung standen edelgeformte Gefäße voll blühender Geranien. Schmale Pfade führten in Ölwaldungen, dahinter sich die Felsenwildnis des Berges Solaro erstreckte, bewachsen mit undurchdringlichen Myrtengebüschen, mit Lorbeer und Ginster und der ganzen Blumenpracht Capris. Aber, wie so oft, befand ich mich körperlich ungemein elend, so daß ich unsere Gäste fast nur zu den Mahlzeiten sehen und höchst selten mit ihnen spazieren gehen konnte.

Ich mußte die göttliche Erdenschönheit mit Menschenleid erkaufen.

Trotz meines wenig guten Befindens ließ es sich nicht vermeiden, auch auf Capri neue Bekanntschaften zu machen. Ich lernte die Honoratioren der Insel kennen, wurde von ihnen eingeladen, mußte wieder einladen. Interessant waren mir der Historiker und der Archäologe von Capri. Ich erfuhr durch diese Herren vieles Neue und wurde von ihnen zu Stätten geführt, die ihre Berichte gewissermaßen illustrierten.

Auf Capri lebte — und lebt noch — ein Mann, für den ich seit Jahren die größte Teilnahme, ja Bewunderung empfand: der schwedische Arzt Munthe. Vor Jahrzehnten hatte ich sein Buch über die Cholera in Neapel gelesen und seitdem den sich aufopfernden Arzt und edlen Menschen hoch geschätzt. Wie allgemein bekannt sein dürfte, ist Doktor Munthe Leibarzt und Freund der leidenden Königin von Schweden, mit der ich, als ich mich vor vielen Jahren mit dem Großherzog Karl Alexander in Rom aufhielt, vielfach zusammengekommen war. Die Tochter der edlen Großherzogin Luise von Baden konnte das rauhe Klima ihres nordischen Königreichs nicht vertragen und verweilte jeden Winter bis in den Frühling hinein auf Capri. Nun besuchte mich dort ihr Arzt, und der Eindruck seiner Persönlichkeit erwies sich ebenso stark wie der Eindruck, den ich von seinem Buch empfangen hatte. Damals war es das Buch eines Arztes gewesen, jetzt brachte er mir einen Band Erzählungen, die mich mit dem Dichter Munthe bekannt machten.

Doktor Munthe wohnte auf Anacapri; und wer von meinem „phantastischen Leben" spricht, der sollte das Leben dieses Mannes dort kennen. Allein seine Behausung gleicht einer Phantasie. Hinter dem Ort Anacapri auf der Hochebene gegen Westen zu bewohnt er einen mittelalterlichen Wachtturm, dessen Einrichtung die Jahrhunderte versinken und das Mittelalter aufsteigen macht.

Doktor Munthes eigentliches Wohnhaus aber befindet sich in Anacapri auf hoher, jäh abfallender Klippe, zu der die berühmte antike Felsentreppe emporführt. Das Haus gleicht einem Tempelbau aus weißem Marmor mit Loggien. Dazu tief unten das Meer, das azurblaue strahlende Meer von Capri! Die Gemächer dieses Hauses, seine Höfe und Galerien füllen Antiken, häufig an Ort und Stelle gefunden, wie auch das Haus auf dem Standort einer antiken Villa erbaut ward. Aus jedem Fenster, von jeder Galerie bietet sich ein Blick aus schwindelnder Höhe hinab auf die Insel und den Golf: Hier von Neapel bis Ischia, dort von Neapel und Sorrent bis nach Salerno.

Und die Gärten des weißen Hauses!

Hügel von Rosen, Bollwerke von Margueriten, Reihen von weißen Lilien, die Wege übersponnen von stark duftenden bunten

Wicken. Plötzlich steht der Besucher vor den Ruinen eines antiken Bades, oder vor dem Eingang einer geheimnisvollen Grotte; oder er stößt auf die Spuren einer antiken Straße, noch aus Capris griechischer Zeit.

Aber das alles sind nur Worte. So wenig wie ich den Duft der Rosen von Anacapri zu schildern vermag, ebenso matt sind auf meiner Palette die Farben, die ein Bild vom Landsitze dieses eigentümlichen Mannes zu geben versuchen.

6.

Otto von Glenck

Otto von Glenck war ein Jüngling, der meinem Leben seit langer Zeit einen Glanz verlieh und von dem ich nur mit Ergriffenheit sprechen kann. Auch er gehörte zu den Menschen, die man lieben mußte.

Er gehörte —

Da ist mir das Wort doch entschlüpft, das todtraurige Wort, daß er zu den Menschen, die man lieben mußte, gehört hat!

So will ich denn von ihm sprechen als von einem Abgeschiedenen, einem Gestorbenen.

Sein Bild steht vor mir. Und unter seinem Bild blühen die Maiblumen.

Er wurde im Mai geboren und ich nannte ihn meinen „Maiensohn".

Ich gab ihm den Frühlingsnamen nicht, weil seine Geburt in den Wonnemonat fiel, sondern weil er selbst war wie der Lenz, wie ein Götterjüngling, der auf die Erde herabkam, um dieser den Frühling zu bringen.

Wer ihn kannte, weiß, daß er war, wie ich ihn schildere. Unter seinen Schritten hätten Blumen sprießen und ewige Sonne hätte sein Haupt umstrahlen müssen. Auch am trübsten Tage ging Sonne von ihm aus; auch am kältesten Tage machte er die Herzen der Menschen sommerwarm.

Ich kann von ihm nicht sprechen, ohne seiner Schönheit zu gedenken.

Er hatte die Gabe guter Götter empfangen, allein dadurch zu wirken, daß er war. Ein griechisches Kunstwerk schien in ihm lebendig geworden zu sein und zu schreiten. Und wie seine Gestalt, sein Antlitz, so seine Seele. Dabei war diese junge, für alles Gute und Edle glühende Seele von einer Reinheit, daß kein Stäubchen an ihr haften

konnte. Er erschien mir stets wie eine der Jünglingsgestalten Adalbert Stifters: in weißen Festgewändern wandelnd auf lichten Höhen!

So war er, den ich meinen Maiensohn nannte und den ich lieb hatte ...

Ich spreche von ihm in dem kleinen Waldhause, dessen unterem Gemach ich den Namen „Öttler-Klause" gab. „Öttler" hieß er in seiner Familie. In der Klause unter meinem Arbeitszimmer hauste er, so oft er in Bergfrieden war, dessen Herr er einst sein sollte. Er hätte das Haus gewiß als glücklicher Mensch, als seliger Gatte und Vater bewohnt, und das Glück dieses Guten und Reinen hätte dem Haus eine Weihe gegeben.

Otto von Glenck war der Neffe meiner Frau, ein Sohn ihres Bruders Artur von Glenck, der in Zürich lebt. Die äußere Schönheit erhielt er vom Vater, die Reinheit seines Wesens von Vater und Mutter zugleich; denn auch an diese beiden kann nicht rühren, was unrein und unedel ist.

Er war noch ein Knabe, als er das erste Mal nach Bergfrieden kam, und es war wundersam, wie er mir, dem um so viele Jahre Älteren, sich anschloß; für mich, den Kinderlosen, ein großes Glück. Wenn er seine Locken gegen mich schüttelte und mich anlachte, so fühlte ich es im Herzen heiß aufquellen vor Dankbarkeit, daß die Erde dieses Menschenbild trug und daß ich es dann und wann um mich haben durfte.

Ich war nicht sein Onkel, sondern sein Freund; war auch für ihn „Sor Riccardo". Aus dem väterlichen Freunde ward allmählich ein Vertrauter.

Es kam die Zeit seiner ersten, noch vollkommen knabenhaften Liebe. Sie glich einem Frühlingsgedicht und jeder seiner Briefe an mich über die Geliebte war ein Hymnus. In sein erstes Liebesglück fiel, wie ein Reif in der Frühlingsnacht, sein erstes Liebesleid. Ich bekam viel zu trösten und zu beruhigen.

Eines Frühlings besuchte er mich mit seinem Bruder Hermann in Rom und Frascati. Auch das war für mich ein großes Glück, die beiden lieben jungen Menschen in Frascati zu haben und ihnen die Schönheit der römischen Campagna erschließen zu dürfen. Dem Tag ihrer Ankunft folgte eine Vollmondnacht. Im Glanz des Voll-

monds führte ich die beiden durch den Park der Villa Torlonia; denn von der Villa Falconieri war ich damals bereits ausgeschlossen. Es war gerade die Zeit der Laurustinusblüte, und die Schatten der alten Steineichen sowohl wie die Dunkelheiten der Lorbeerdickichte wurden durchleuchtet von dem schneeigen Weiß. Dazu der Mondschein des Südens! Er durchflutete Gärten und Park, legte sich über die bemoosten Wege, verwandelte die Kaskaden der Wasserwerke und die Strahlen der Fontänen in Fluten unirdischen Lichtes, kroch als goldige Schlangen die schwarzen Stämme hinauf, schien die Gestirne selbst als Blüten auf den dunklen Grund der Pfade zu streuen. Dabei schluchzten die Nachtigallen, als müßte ihr kleines Herz vor Liebessehnsucht zerspringen.

Und tief unter uns die Campagna, wie ein Meer von Glanz, darüber in der Ferne geheimnisvolle Lichter zu schweben schienen: die Lichter Roms!

Ich zeigte den beiden das aufleuchtende Meer; zeigte ihnen den Berg Sorakte, gleich einem Riesensarkophag aufsteigend über dem Totengefilde der römischen Landschaft; zeigte ihnen den Gipfel des Monte Gennaro, eine Pyramide, aus eitel Mondesschimmer getürmt. Welches Glück war es doch für mich, geliebte Menschen in solcher Zaubernacht des Mai in diese höchste Erdenschönheit einführen zu dürfen. Für meinen Maienjüngling war es gerade das Rechte ...

Jahre vergingen. Und das schöne Verhältnis, das zwischen mir, dem schon alternden Manne, und dem kaum Zwanzigjährigen bestand, nahm mit den Jahren an Innerlichkeit und Stärke zu. Er gehörte seinen Eltern, und so sah ich ihn nur selten. Aber die Briefe zwischen mir und ihm gingen hin und her und meine Briefe konnten ihm mehr geben, mehr sein, als meine Gegenwart. Ich sprach zu ihm, wie ich zu meinem Sohn gesprochen haben würde. Ihm aber blieb ich Freund, Vertrauter und — Sor Riccardo ...

Aus dem Jüngling wurde ein tüchtiger Mann, ein Mann, der seinen Beruf als nützliches Mitglied der Menschheit einmal voll erfüllen würde.

Dann kam seine zweite Liebe über ihn, wie eine Gewalt von oben herab, und es war dieses Mal die rechte Liebe. Zugleich eine glückliche Liebe. Auch dieses Mal durfte der Alte von Berg-

frieden der Vertraute des Jungen sein und sein geheimes Liebesglück teilen.

Alles erfüllte sich auf das schönste: das geliebte Mädchen wurde seine Braut und bald darauf seine Frau.

Die beiden Glücklichen reisten nach Italien und er führte die Geliebte an alle die Stätten, die er mit mir gesehen hatte: Capri, Frascati und Rom. Gleich nach der Hochzeitsreise bezog das junge Paar sein neues Heim. Es lag in Compiègne, wo Otto von Glenck seinen ersten bedeutenden Wirkungskreis haben sollte. Kaum waren sie eingerichtet, gleich nach den ersten Wochen, brach der Krieg aus.

Die Schweiz rief ihre Söhne zur Bewachung der Grenzen herbei. So erhielt denn auch unser Neffe gleich nach den ersten Tagen nach Ausbruch des Krieges seine Einberufung. Das neue Heim in Frankreich mußte im Stich gelassen werden, und nur unter großen Beschwerden erreichten er und seine junge Frau über das im Racherausch tobende Paris die Schweiz.

Als Hauptmann der Artillerie wurde Otto von Glenck auf die Grenzbefestigungen des Sankt Gotthard geschickt, wo er viele Monate eines eisigen Winters zubrachte, wo er den Todeskeim sich holte.

Ein langes Siechtum folgte. Dann Besserung, Genesung, scheinbare volle Gesundheit. Aber was wir jubelnd Genesung und Gesundheit nannten, währte kaum einen Monat. Er aber strahlte vor Glück und schrieb mir Briefe über Briefe, die ein einziger Hymnus auf das Leben waren: er war den Seinen erhalten geblieben, sollte in Deutschland ein neues Heim gründen, sollte arbeiten, wirken, nützen. Da brach er zusammen.

Er litt ein Martyrium, und er litt wie ein Held. Keine Klage kam über seine Lippen. Noch in seinem letzten Schreiben — er ahnte freilich nicht, daß es das letzte sein sollte! — schrieb er mir, er gedächte beständig der Leiden Deutschlands, der Leiden der Menschheit, dagegen ihm sein eigenes Leiden als ein Nichts erscheine. Auch würde er gewiß wieder gesunden und er würde arbeiten, würde beglücken, würde selbst glücklich sein. Er wäre ja doch mein Maiensohn, auch trüge seine Frau sein Kind unter dem Herzen!

Sein Kind!

Er war noch ein Jüngling, als er mir immer wieder zugejubelt

hatte, welch ein Tempel die Welt für ihn sein würde, wenn ihm eine geliebte Frau ein Kind schenkte: einen Sohn! Sein Leben sollte dann ein einziges Dankgebet werden. Und wie er für seinen Sohn arbeiten würde!

„Sor Riccardo! Sor Riccardo! Ist solches Glück auf der Welt denn nur möglich?"

In diesem letzten Briefe dankte er mir. Wofür? Daß ich ihn lieb haben durfte!

Bald darauf starb er. Er starb in seinen geliebten Alpen, die seine Bahre als Wächter umstanden.

Nicht nur der schönste Mensch, auch der reinste, beste Mensch war von uns geschieden.

Daß dieser Herrliche in Flammen zu Asche verfallen würde — es dauerte lange, bis mein alter Kopf es begriff.

Dann gebar ihm seine junge Witwe den Sohn.

* * *

Mein lieber Maiensohn ging dahin. Eigens für ihn scheint Stephan George die schönen Verse geschrieben zu haben:

Wie sein gesetz ist daß aus erdenstoff
Der Hohe wird und eh ihn tat versehrt
Mit schmerz und lächeln seinen heimweg nimmt.

* * *

Von meinen Schriften liebte Otto von Glenck besonders ein Buch: „Zwei Menschen". Ich weiß, daß es in seinem Sinn geschah, wenn ich bereits der dreißigsten Auflage, wie jetzt der hundertsten, seinen teuren Namen voransetzte.

7.

Schwankende Gestalten

Immer wieder nahen sich mir lange Züge: sie alle, die ich liebte und die der Tod mir bereits nahm. Sie kommen, ohne daß ich sie aus ihren Gräbern heraufbeschworen hätte, und sie lassen sich nicht bannen.

Von einigen aus dieser langen Reihe schwankender Gestalten, um deren Verlust der leidenschaftliche Schmerz zur leisen Wehmut sich abklärte, möchte ich sprechen ...

Als erste will ich eine Freundin nennen, welche die „Judith" meiner Jugend war; nämlich, wenn ich mich selbst den grünen Heinrich nenne. Sie war schön und stolz und prachtvoll, und ich blondes Bürschlein war leidenschaftlich in sie verliebt. Sie duldete es, lachte mich aus, küßte mich und behandelte mich als den, der ich war. Also als großes Kind.

Meine „Judith" war die Tochter eines Försters in Oberbayern. Dieser Förster hatte in seiner Ehe nur Töchter, und der Mann wollte durchaus und durchaus einen Sohn haben! Als es unter dem Herzen seiner Frau wieder sich regte, schwor der Gatte darauf, dieses Mal müsse es ein Knabe sein! Er verschwor seine Seligkeit, daß seine Frau ihm dieses Mal einen Sohn schenken werde. Es ward auch dieses Mal wieder „nur" ein Mädchen.

Das arme Ding erhielt einen schlimmen Empfang. Förster Mayer aber ließ dem Kind den Namen „Moritz" geben. Als „Moritz" wurde das Mädel erzogen.

Im Forsthaus im Walde wuchs dieser weibliche Moritz auf, wild wie ein Bub, so recht wie ein oberbayrischer Bub! Aus dem Buben wurde allmählich die allerschönste Jungfer, hoch und schlank wie eine Tanne der Heimat, mit einer stolzen und starken Seele, ein ganz herrliches Menschenkind.

Die Freundschaft, die ich mit Moritz als Knabe geschlossen hatte, wurde von beiden Seiten fortgeführt und zu einem Bund, dessen Gewebe von Jahr zu Jahr bis zur Unzerreißbarkeit sich verdichtete. Die Schicksale dieses Frauenlebens gehören nicht hierher, sie würden Bände füllen. Hierher gehört nur meine Liebe, meine Bewunderung für diese ganz einzige Frau.

Ihr Geschick führte sie nach vielen Irrungen nach Berchtesgaden. Sie besaß wenig Mittel, dafür einen starken Willen, einen mächtigen Schaffenstrieb; denn schaffen und arbeiten war ihr Leben. Sie hätte nicht leben können, wenn man ihr das Schaffen genommen, das Schaffen im weitesten, im höchsten Sinne. Ich nannte sie eine „Pfadfindernatur"; aber sie war mehr als das: sie war eine Schöpfernatur.

Zu Berchtesgaden gehört der Salzberg. Er liegt in dem Gebiet des Hohen Göll und er führt seinen Namen von den reichen Salzlagern in seinem Schoß, die schon von den Römern ausgebeutet wurden. Hochstämmige Waldungen, blumige Fluren, schöne alte Höfe machen den Salzberg zu einer Zierde des Berchtesgadener Ländchens. Wer auf steilem Weg den Berg erklimmt, blickt weit hinaus, über die Festung von Salzburg hinweg, in das ebene Land. Ringsum erstreckt sich das gewaltige Rund der oberbayrischen Alpen; ein Kreis von Felsenkönigen: Göll mit Funtenseetauern, Watzmann mit Hochkalter, Reiteralp und Untersberg, dessen mächtige rotbraune Wände wie die Mauern einer Götterburg aufragen.

Zur Zeit, da ich Bergfrieden baute und meine Freundin nach Berchtesgaden kam, ward der Salzberg nur von einem ureingesessenen Bauernstamm bewohnt. Ein beschwerlicher Weg führte hinauf; droben glichen die Wälder noch Urwäldern, gab es versumpfte Wiesen und Ödhöfe.

Solchen Ödhof, inmitten von Wald und Wiese, erstand meine Freundin. Dort oben, in freier stolzer Höhe, unter den Felsen des Göll, wollte sie ein Kulturland schaffen, Straßen bauen, entsumpfen, pflanzen, ackern, säen — ernten. Ihr Wille war zugleich Kraft.

Und es gelang ihr. Nach welchen Kämpfen es ihr gelang, versuchte ich in meinem Buch „Zwei Menschen" zu schildern, dessen Idealheldin sie ist.

So oft ich mich in seelischen Nöten befand, erstieg ich den Salzberg, begab mich zu der Jugendfreundin, auch dann immer noch recht ein „grüner Heinrich“, und suchte bei meiner Judith Beruhigung und Trost. Bisweilen zog mit mir auch meine Frau aus dem Tal hinauf auf den Berg, und wir verweilten bei der Freundin, bis der Schnee uns vertrieb. Da erhielten wir denn reiche Gelegenheit, von ihrem Wirken und Walten Einsicht zu nehmen. Sie trug die landesübliche Tracht einer wohlhabenden Gebirgsbäuerin und lebte als solche mit ihren Knechten und Mägden.

Sie war aber nicht nur eine Schöpfernatur, sondern auch eine Herrschernatur. Dabei ging von ihr eine geheimnisvolle Macht aus, so daß ihr nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere anhingen, als hätte es ein Zauber Menschen und Tieren angetan. Ihre Bernhardinerhunde waren ihre Genossen, und die mächtigen Tiere liebten die Frau vom Berge mit schier unheimlicher Leidenschaft. Es liebten sie auch ihre Vögel. Ein ganzes Zimmer des großen Hauses ward ausschließlich von ihren Vögeln bewohnt, die zu zwitschern und zu singen anhoben, so oft Judith — ich meine meine Freundin Moritz — bei ihnen eintrat. Jeder Vogel jubilierte ihr zu. Auch die freien Sänger der Wälder und der Berge kamen in Scharen auf ihren Hof: Amseln, Drosseln, Finken, Meisen und Spechte. Sie alle ließen sich während des Winters häuslich bei ihr nieder und wichen auch nicht im Frühling und Sommer von der Herrin des Berges.

Und Kraft ging von ihr aus! Wenn ihre männlichen Dienstleute, die Söhne der Alpen, untereinander in Streit gerieten und ihr heißes Blut nicht zu zügeln vermochten, so daß sie womöglich nach dem im Griff feststehenden Messer langten, brauchte sie nur vor die wilden Burschen hinzutreten: schon ihr Anblick genügte, um die Wütenden sogleich zur Besinnung zu bringen. Beschämt traten sie auseinander und schlichen davon. Wenn ein Ochsengespann einem ihrer jungen Knechte nicht parierte — sie hielt nur junge Knechte und Mägde, die stärksten und schönsten —, so kam die Herrin, packte den Rebellen bei den Hörnern und bezwang den störrigen Wildling.

Dabei war diese Frau von zartester Güte. Sie konnte keinen Hungernden sehen, ohne ihn zu nähren; keinen Durstigen, ohne ihn zu tränken; keinen Darbenden, ohne seinem Mangel abzuhelfen. Sie

ging zu jedem Kranken, trat an jedes Siechbett. Sie war die „Bäuerin vom Salzberg"; aber sie spendete wie eine Fürstin. Und wie groß war ihre Liebe zur Natur! Sah sie einen vertrockneten Strauch, so ruhte sie nicht, bis er wieder aufgrünte und Blüten trieb. Und auch das gelang ihr fast immer.

So lebte sie, so erfüllte sie die Aufgabe, die sie sich als Ziel und Zweck ihres Lebens gestellt. Sie legte Wege an und entsumpfte; sie pflanzte, ackerte und säte; sie hegte und pflegte; aber sie erntete auch. Sie erntete auf ihren Feldern die Spenden der Mutter Erde, und sie erntete den Undank der Menschen. Den größten Undank erntete sie von jenen, denen sie Gutes über Gutes erwiesen. Doch das machte ihr nichts. Sie tat weiter Gutes über Gutes, linderte Not, tröstete in Trübsal, blieb auch beim Undank der Menschen aufrecht und stark ...

Wir waren noch die glücklichen Bewohner der Falconieri, und es war unserer Freundin größter Wunsch, uns dort einmal zu besuchen. Da sie jedoch eine allzu offene Hand hatte und das Geld für andere ausstreute wie Samenkörner, so mußte sie für sich selbst sparen. Aber eines Frühlings erhielten wir einen Jubelbrief: „Ich komme! Ich komme zu Euch nach Frascati! Wie glücklich ich bin, kann ich nicht sagen, Ihr müßt es fühlen. In einer Woche schon bin ich bei Euch. Freut Euch mit Eurer Moritz!"

Ob wir uns freuten! Nur eines machte mir Sorge: ob die römische Natur sie, die eine Tochter der Alpen war, nicht enttäuschen würde? Das wäre dann traurig gewesen!

Frühmorgens erhielten wir ihren Jubelbrief. Nachmittags machte ich meinen gewöhnlichen Austritt, beständig in Gedanken an die Freundin. Als ich nach Hause kam, erwartete mich eine Depesche: Sie war tot.

In der Nacht war sie plötzlich gestorben. Für den nächsten Morgen hatte sie ihre Pferde bestellt, um nach Bergfrieden zu fahren, damit sie uns berichten könnte, ob in unserem einsamen Hause alles in Ordnung sei. Man fand sie auf ihrem Bett, um sie gelagert ihre Hunde, neben ihr Gottfried Kellers „Grünen Heinrich" und aufgeschlagen die Stelle, die erzählt, wie Judith ihren jungen Freund küßt. Ich hatte ihr das herrliche Buch vor vielen Jahren geschenkt und sie ließ es nicht von sich ...

Über ihrem Hof erhebt sich ein kleines Denkmal, darauf Peter Rosegger und ich ihr eine Inschrift setzten. Auf ihrem Grabstein, auf dem Friedhof unten in Berchtesgaden, durfte ich zu ihrem Gedächtnis einschreiben lassen:

„Treu in Freundschaft, weise im Rat;
Gütig im Herzen, kraftvoll in Tat."

Das ist sie. Das ist sie, deren Tod der erste Schmerz war, den sie ihrem alten Freunde zugefügt ... An dem Tage, an welchem die Judith meiner Jugend fern von mir in den Schoß der Heimaterde gesenkt ward, begann ich mein Buch „Zwei Menschen". Ich kam vor Ergriffenheit über die ersten Kapitel nicht hinaus. Nach Jahren konnte ich weiterschreiben. Durch viele Jahre wanderte der Roman von Zeitschrift zu Zeitschrift, um viele Jahre vergeblich wandern zu müssen, bis endlich der Türmer ihm gastlich sein Tor öffnete und jetzt ist das hundertste Tausend erschienen!

* * *

Wundersam sind die Wege, die das Schicksal den Menschen führt. Meine Jugendfreundin war von mir geschieden und ganz nahe der Stätte, an der sie gelebt und die sie geweiht hatte, sollte mir noch im Alter eine neue Frauenfreundschaft erblühen, eine so zarte, so feine, daß mich die Erinnerung daran wie der Duft einer Blume umweht.

Diese gute Freundin hieß Katharina Nöldichen, und auch sie war schon alt, als sie mich fand. Ja, sie war dem Rand des Grabes schon nahe, so daß ich nur dazu beitragen konnte, ihren letzten Jahren etwas Sonnenschein zu geben. Ein Mann kann nicht aussprechen, was solche zarte und feine Frauenseele an Köstlichem birgt, wie groß eine Frau in der Freundschaft zum Manne sein kann. Alles, was ich von dieser Freundin empfing, glich einer Dichtung aus der Zeit unserer Romantiker. Wenn ich zu ihr hinaufkam, war allein schon der Tafelschmuck ein Blumengedicht, jedesmal ein neues Lied der Berge und der Blüten. Es waren Lieder der tiefblauen Genziane und der scharlachroten Alpenrosen; Lieder des leuchtenden Bergvergißmeinnichts und der purpurfarbenen Prünellen; Lieder der goldigen Lindenblüte und des roten Bergmohns, und so durch jede Woche des

Sommers bis zu dem Lied der blassen Zeitlose, des purpurfarbenen Herbstlaubes.

Wie die Blumen, mit denen die Freundin die Tafel schmückte und die Zimmer heiter machte, so ihre Briefe, so alle die hundert kleinen Liebeszeichen, womit sie mein Leben verschönte, der ich, wie sie sagte, das ihre „verklärt" haben sollte. Sie kannte ihre Krankheit, wußte deren Unheilbarkeit, ließ mich nichts ahnen, war immer lächelnd und heiter, anmutig und liebenswürdig und entrang ihren Todesqualen noch einen Gruß an mich mit der alten zierlichen Schrift, mit der sie in besseren Tagen mich grüßte. Mitten im Satz brachen die Worte ab: mitten in einem Freundschaftswort an mich war ihrer Hand die Feder entfallen.

* * *

Mehr und mehr der schwankenden Gestalten! Von so vielen möchte ich reden und kann es doch nicht.

Aus den Reihen tritt eine Frauengestalt hervor, die mich zwingt, von ihr zu sprechen. Auch dieser begegnete der Freund erst in den letzten Jahren ihres Lebens; auch sie bestreute seinen Weg mit Blüten, mit Rosen, duftigen, scharlachroten; auch sie starb nach langer Qual.

Diese Frau besaß ein wahres Genie der Freundschaft. Ja, das besaßest du, Christiane Rassow! Es war für dich und für mich ein Schmerz, daß wir so spät erst einander begegneten, erst wenige Jahre vor deinem Scheiden. In dir lebt mir deine Tochter Tilda weiter; aber dein Sohn, Christiane, dieser Sohn, für den du dein Herzblut hättest fließen lassen, zu dessen hoher Begabung du aufschautest wie zu einem Genius, wie zu einer großen Hoffnung deutscher Dichtung — dein Sohn, Fritz Rassow, fand in dem Kampf für sein Vaterland den Heldentod, von seinen Kameraden geehrt und geliebt bis zur Anbetung. Wie stolz warst du auf diesen Sohn um seines Lebens willen; wie stolz würdest du jetzt um seines Sterbens willen auf ihn sein . . .

Christiane Rassow lebte in Bremen und war die Seele von Bremens vornehmster geistiger Geselligkeit. Ihr schönes Haus war eine Heimstätte der Kunst. Kein bedeutender Geist, der nach Bremen

kam und der Christiane Rassow nicht aufgesucht, ihr nicht gehuldigt hätte. Was ihre Hand berührte, wurde zum Kunstwerk. Sie ließ den „Judas Makkabäus“ und den zweiten Teil des Faust unter ihrer Regie aufführen. In Judas Makkabäus sang Raimund von Zur Mühlen; die Vollkommenheit der Aufführung des zweiten Teils des Faust soll in Bremen nach einer ersten Vorstellung nicht wieder erreicht worden sein; wie denn jedes Fest, welches sie gab oder anordnete, sich zu einem Ereignis gestaltete. Bremens gefeierter Sohn, der Dichter Heinrich Bulthaupt, war ihres Hauses innigster Freund, und gleich ihm viele andere, deren Namen in Deutschland Klang und Ruhm haben ...

Ich lernte Christiane Rassow in Rom kennen und hatte das Glück, von ihr erkannt zu werden. Sie kam nach Frascati, schon damals so schwer leidend, daß sie nicht imstande war, selbst die sehr bequem angelegte Rampe der Villa Torlonia hinaufzugehen. Aber sie wollte nicht krank sein. Sie wollte leben, rang mit dem Todesübel, eine Heldin, die den Tod besiegen wollte.

Trotz ihres Zustandes verlebten wir miteinander festliche Tage. Sie war es, die in der Villa Falconieri jene zweite Feier veranstaltete, in der mein Reliefporträt und die Tafel unterhalb des Zypressenteichs angebracht wurde. Als wir schieden, wußte ich, daß wir uns im Leben nicht wiedersehen würden und daß unsere Freundschaft ein Sommernachtstraum war ...

Aber dann ihre Briefe! Diese Briefe, Christiane, in denen du deinem Freunde deine schöne große Seele darbrachtest; deine Briefe, die ich las, wie der Mensch ein Lebensbuch liest. Während voller zweier Jahre jede Woche einer deiner herrlichen Briefe! Der letzte Gruß an den fernen Freund ward auch von dir in deiner Todesstunde geschrieben.

* * *

Da tritt von meinen Toten eine hervor, mit der ich so fortlebe, daß ich ihre Erscheinung nicht abweisen will. Sie hatte einmal zu mir gesagt: „Wenn ich tot bin, kannst du in deinen Büchern von mir sprechen, soviel wie du willst. Aber du mußt warten, bis ich gestorben bin.“

Ich lachte sie aus und sagte: „Nein, Tante Lene, so lange wart' ich nicht. Ich will nicht erst auf deinen Tod warten. Ich will von dir sprechen, solange du noch am Leben und unser aller Lebensfreude bist; die Ewig-Junge! Immer frisch und fröhlich, warmherzig und begeistert für alles Gute und Schöne auf Erden. Und das Beste und Schönste auf Erden ist für dich Rom: ist dein Rom! Ohne dieses dein Rom könntest du nicht leben; an der Cestiuspyramide mußt du begraben werden. Denn würde dir nicht in römischer Erde deine Ruhestätte bereitet, du fändest die ewige Ruhe nicht; du müßtest aus deinem Grabe auferstehen und in Rom spuken gehen. Aber ich wiederhole dir hiermit feierlich: es dauert deinem alten Freund zu lange, bis man dich dort hinaustragen wird, wohin die Grabessehnsucht so vieler Deutschen geht. Denn so sinnlos lieben wir Deutsche Rom, daß viele von uns in Rom sterben möchten, könnten sie in Rom nicht mehr leben."

Und ich sagte zu Tante Lene: „Ich werde von dir nicht nur sprechen, sondern ich werde auch über dich schreiben, einen ganzen dicken Roman, Tante Lene! Natürlich einen römischen Roman! Und ich will in die Gestalt meiner ‚Tante Dora' in meinem Roman ‚Richards Junge' meine ganze Liebe zu dir hineinlegen, so gut ich's vermag! Nicht etwa, daß ich mir einbilde, dir als Tante Dora ein Denkmal zu setzen — ein Denkmal hast du dir selber gesetzt durch deine Kunst, du liebe Malerin, durch welche alle die Kinderbilder entstanden, alle die Kleinen, die du zu dir kommen ließest, um ihnen durch deine Bilder dauerndes Leben zu geben. Also bleibt es dabei; und nicht nur, daß ich von dir spreche, sondern ich male dein Porträt. Meine Worte werden dein Bildnis freilich auch nicht annähernd wiedergeben können, so wie du klein und groß, vornehm und gering, Fürst und Modell aus den Sabinerbergen so meisterlich auf deiner Leinwand für uns hinstelltest."

Sie drohte mir lachend: „Daß du dich nicht unterstehst!"

Ich unternahm es aber doch und — es gab ein großes Unglück. Meine gute alte Freundin Helene Richter verzieh mir nicht, wollte von ihrem alten Freunde nichts mehr wissen, fand ihr Porträt als „Tante Dora" eine miserable Schmiererei, erkannte auch nicht die Liebe, die mir die Feder geführt hatte. Ach, es erging mir gar schlimm, erging

mir mit meiner lieben Tante Lene wie so oft; wie fast jedesmal, wenn ich einem Menschen „zu sehr mein Herz gab" ...

Nun hat ihr Wunsch sich erfüllt, nun liegt sie an der alten römischen Stadtmauer unter den Zypressen nahe bei der Pyramide des Cestius, gemeinsam mit so vielen ihrer deutschen Landsleute, darunter Goethes Sohn und viele, viele andere, deren Namen in jedem deutschen Herzen aufklingen.

Ich konnte mir Rom ohne den Papst denken; aber nicht ohne Tante Lene, wie sie selbst ihr Leben sich nicht denken konnte ohne Rom.

Ich weiß nicht, seit wann Tante Lene in Rom wohnte. Vielleicht war sie blutjung gewesen, als sie zum ersten Male hinkam. Und dann blieb sie in Rom. Ihre kleine schmächtige Gestalt wurde die einer alten Frau, ihr liebes Gesicht welkte und wurde voller Runzeln; aber ihre Seele blieb die eines jungen, ganz jungen Mädchens, und ebenso jugendlich glühend blieb ihre Begeisterung für Rom und für alles, was römisch war.

Echt römisch war natürlich ihre Wohnung. Vielleicht sogar etwas zu römisch. Sie lag — auch natürlich! — im alten Rom. Zuerst in der Via Avignonese unterhalb von Piazza Barberini, später oberhalb des Platzes im Vicolo Tolentino; dort sowohl wie hier im höchsten Stockwerk. Denn die Häuser in Rom haben im höchsten Stockwerk eine Terrasse, und eine Wohnung ohne Terrasse wäre für Tante Lene nicht denkbar gewesen. Sie wollte hoch über Rom sein, gewissermaßen über Rom schweben, sozusagen als Roms Genius über sämtlichen sieben Hügeln! Weil dies nun doch nicht anging, begnügte sie sich mit der Terrasse im höchsten Stockwerk und damit, daß sie in ihren eigenen vier Wänden als guter Geist schaltete und waltete.

Die Terrasse von Tante Lene war zugleich ihr Garten, ein Wunder von einem Garten! Was auf dieser kleinen schmalen Terrasse alles duftete, grünte und reifte — man mußte es gesehen haben! Auf dieser wunderbaren Terrasse gab es einen Orangenbaum, aus dessen Früchten Tante Lene für das ganze Jahr Marmelade bereitete; gab es einen Zitronenbaum mit Früchten, wie sie in den Gärten der Hesperiden nicht größer und leuchtender hätten gedeihen können. Sie hatte auf dieser Terrasse ein Erdbeerfeld mit Riesenerdbeeren; pflanzte darauf Artischocken und Tomaten, die würzigsten Kräuter und die

zartesten Salate, „insalata romana!“ Auf dieser märchenhaften Terrasse blühten das ganze Jahr Rosen und Nelken. Was für Rosen und Nelken! Wenn Tante Lene eine der römischen Villen besuchte, so brach sie von irgendeinem Strauch ein Zweiglein, von irgendeinem Schlinggewächs eine Ranke, pflanzte sie in ihrem Wundergärtchen und — das Zweiglein wurde ein Busch, die Ranke überwucherte bereits im nächsten Jahr den Laubengang, in dem ein Tisch und ein Stuhl stand; denn Tante Lene wollte auf ihrer Terrasse nicht nur promenieren, sondern auch ihre Mahlzeiten einnehmen: frühmorgens ihren Kaffee und spät abends ihren Tee, womöglich auch des Mittags alle die köstlichen römischen Gerichte, die ihre treue „Mariucc'“ mit Meisterkunst zu bereiten verstand.

Ja, die Mariucc'! Sie war eine Capresin, ein braunes, schwarzhaariges Frauenwesen mit Funkelaugen und einer Flammenseele. Sie unterlag Wutanfällen, daß sie zu einem Messer hätte greifen können, um ihre geliebte Herrin zu erstechen, obgleich sie für diese durch Wasser und Feuer gegangen wäre!

Tante Lene fürchtete als gute Deutsche, genau wie Bismarck, nichts außer Gott. Vielmehr, sie hätte außer Gott nichts gefürchtet, wäre die Mariucc' nicht gewesen. Aber sie fürchtete sich vor dieser sonst so Getreuen!

Mariucc' nahm einen Capresen zum Gemahl, und das Ehepaar hauste bei Tante Lene, und das Ehepaar bekam Kinder; und das Ehepaar sowohl wie die Kinder wurden Tante Lenes römische Familie, die sie nährte und kleidete, die ihre Sorge und zugleich ihr Glück war. Alle diese Menschen wimmelten in der kleinen Wohnung durcheinander, deren Wände drapiert waren mit Stoffen, altertümlichen Geweben und Stickereien, Stück für Stück auf dem berühmten Mittwochmarkt auf dem Campo de' fiori von Tante Lene oder Mariucc' in eigener Person erhandelt; wie auch die meisten Möbel und Geräte. Und jedes war ein Altertum! Die Wohnung hätte das Verkaufslokal eines Antiquars sein können. Aber sie fühlte sich wohl darin, so recht römisch heimatlich wohl! Und das war die Hauptsache!

Womöglich noch wundersamer als ihre Terrasse war ihr Geschichtenerzählen.

Ich kenne keinen Menschen, der solche Geschichten zu erzählen

wüßte. Alle diese Geschichten waren lustig und die meisten hatte sie selbst erlebt. Die hundert Kinderchen, deren liebliche Gesichter sie auf die Leinwand bannte, lauschten, während sie gemalt wurden, auf die Geschichten Tante Lenes mit derselben gespannten Aufmerksamkeit und derselben Lust wie wir Großen.

Wiederum war ich in Frascati, denn ich konnte von der geliebten Stätte nicht lassen. Es war ein wundervoller Frühling und im Molaratal standen die Narzissenwiesen früher als sonst in voller Blüte. Am Karfreitag ritt ich hinaus.

Man muß die Narzissenwiesen mit eigenen Augen gesehen haben; es ist eben „Narzissenzauber". Die Steppen der wilden Hochebene leuchteten an jenem Tag von Blütenschnee so weiß, als sei tiefer Winter. Unübersehbar erstreckte sich der duftende Schimmer. Ich warf mich in den Glanz, der über mir mit strahlender Woge zusammenschlug, und ich sah den wolkenlosen Frühlingshimmel durch die Blumensterne herabblauen. Als ich abends nach Frascati zurückkehrte, begab ich mich geradenwegs auf das Telegraphenamt und setzte eine Depesche an Tante Lene auf: „Komme morgen zu uns! Du mußt kommen! Die Herrlichkeit ist zu groß. Wir wollen zusammen Ostern feiern."

In der nämlichen Stunde war Helene Richter plötzlich gestorben, und am Auferstehungstage wurde sie hinausgetragen zu den Zypressen an der alten römischen Stadtmauer nahe der Pyramide des Cestius . . .

* * *

Jetzt die Letzte in dem langen Zug der schwankenden Gestalten! Diese Letzte — ganz nach ihrer Art — will leise, leise an mir vorüberschreiten. Aber ich halte sie fest, rufe ihr zu: „Verweile!"

Es ist die edelste aller edlen Frauen, ist die von deutschen Dichtern geliebte und gefeierte Freundin, ist die Frau von dem Blute des großen Feldmarschalls Blücher, der bei Waterloo Napoleon schlug und in Paris einzog. Was sie mir war, habe ich in diesen Blättern schon angedeutet, ganz werde ich es nie sagen können.

Ich muß ihren lichten Schatten nochmals beschwören, und ich schaue sie mit meines Geistes Augen immer. Als der Krieg ausbrach, galt ihr einer meiner ersten Gedanken.

„Wenn du, o Mathilde, heute noch lebtest —"

Ich widmete dieser Freundin ein Buch: „Michael Cibula", und die Widmung heißt:

An Mathilde Muhr, geb. von Colomb

In jungen Jahren hatt' ich einen Traum
Von einem glanzverklärten Dichterleben.
Ich hielt mich selbst für einen grünen Baum,
Der müdem Wanderer könnte Schatten geben.

Jetzt weiß ich's längst: der Wipfel ist ein Blatt,
Verdorrt in sonnenschwülen Sommertagen.
Der Herbstwind rauscht. Das Blatt wird welk und matt
Auf Sturmesschwingen brausend fortgetragen.

Drum, statt mit frühlingsfrohem Rosenglanz
Der Freundin teuren Namen zu umgeben —
Als dürres Herbstlaub, wie ein Totenkranz,
Nimm dieses Stück von meinem besten Leben.

* * *

Nach den schwankenden Gestalten noch eine Erscheinung aus einem Grabe. Nein — schrecklicher als ein Grab war in Weimar die Gruft, in welcher ein Lebender die Tage, die Monate, die Jahre verbrachte. Und dieser Lebende war Friedrich Nietzsche!

Ich besuchte seine Schwester, die durch ihre treue Schwesterliebe ihres großen Bruders Unsterblichkeit teilt.

Eine fast überzarte Gestalt trat mir entgegen, eine fast überfeine Wesensart enthüllte sich mir. Und bei solcher fraulichen Zartheit und Feinheit diese Liebeskraft und Willensmacht! Ich war gerührt und ergriffen.

Ich hatte für den Lebend-Toten Blumen mitgebracht, Rosen und Nelken. Seine Schwester wollte, ich sollte sie ihm selbst übergeben. Sie sagte: „Scheuen Sie sich nicht. Er ist sanft wie ein Kind und wird Sie mit einem Kinderlächeln begrüßen. Es ist kein furchtbarer, es ist ein fast lieblicher Anblick. Also kommen Sie und bringen Sie meinem Bruder Ihren Blumengruß selbst."

Ich aber folgte der Schwester nicht zum Bruder, brachte Friedrich Nietzsche meine Blumen nicht, ich war feige. Ein Grauen faßte mich bei der Vorstellung, ich sollte den Sänger des „Zarathustra" sehen, einen fast lieblichen Anblick bietend und mit einem Kinderlächeln mich grüßend.

Meine Rosen und Nelken legte ich unter Friedrich Nietzsches Büste, die im Zimmer feierlich aufgestellt war und die mit dem Blumenschmuck einen „fast lieblichen Anblick" gewährt haben würde, wenn — in den weit offenen Augen nicht schon die Flamme des Wahnsinns geglüht hätte.

Also verließ ich das Haus, darin der große Tote immer noch lebte, mit einem Grauen in meiner Seele.



Der Dichter in seinem Waldhaus „Ueber allen Wipfeln“ bei Berchtesgaden

15

8.

Stuttgart und Zürich

Bei der Aufführung eines meiner Stücke am Hoftheater befand ich mich in der schönen Hauptstadt des schönen Württemberger Landes. Auch dort lernte ich Menschen kennen, die auf mein Leben Einfluß ausübten, die einen zu meinem Heil, die anderen zu meinem Unheil. Ein großer Kreis umgab uns im Hotel Marquardt, dessen leuchtender Mittelpunkt Francesco d'Andrade war: „leuchtend" wegen der strahlenden Heiterkeit im Wesen des gottbegnadeten Künstlers. Die Stuttgarter wünschten, ich sollte mich mit ihrem Liebling photographieren lassen, und mein weißes Haupt nahm sich gar ehrwürdig neben dem tiefschwarzen des sangesreichen Südländers aus.

Der Generalintendant des Stuttgarter Hoftheaters, Joachim zu Putlitz, war mein Freund, und was wir in seinem Hause in der Akademie, der Karlsschule unseres Friedrich Schiller an geselligen Freuden genossen, gehört zu meinen reinsten Erinnerungen. Sonntag nachmittags pflegten die Majestäten, die ich zu jener Zeit herzlich verehren lernte, im Hause des Generalintendanten unter den Künstlern des Hoftheaters zu erscheinen.

Weil nun wohl auch in mir, wie in jedem Menschen ein Stückchen Eitelkeit steckt, will ich damit prahlen, daß der König selbst den Proben zu meinem Drama „Malaria" beiwohnte; daß ich zu seinem Geburtstag ein Festspiel schrieb; daß die Ludwigsburger Ulanen mich zu einem Liebesmahl luden, an dessen Schluß die jungen Offiziere unter Anführung des Prinzen Ernst von Sachsen-Weimar mich auf einen Tisch stellten, mir eine Trommel umbanden, mich mit den Instrumenten ihrer Kapelle umringten und mir zu trommeln geboten; eine wahre Höllenmusik ging nun los. Das alles bedeutet jedoch nichts im Vergleich zu meinem Triumph bei einem Wohltätigkeitsbazar im Königsbau!

Unter all den vielen Buden errichtete ich in dem weiten Saal eine Hütte aus Röhricht, wie sie die Hirten der römischen Campagna bewohnen, umgab sie mit einer Lorbeerhecke, warf mich in ein „Fra-Diavolo-Kostüm“, erbat mir zu Gehilfinnen die tragische Liebhaberin und die Primadonna der Oper und andere Künstlerinnen des Hoftheaters, die sich gleichfalls à la bella Italia maskierten, und eröffnete eine „Risotto“-Küche.

Will man wissen, wie viel Reis ich an den drei Nachmittagen während der Dauer des Wohltätigkeitsbazars verkocht habe? Einen vollen Zentner! Der volle Zentner wurde eigenhändig von uns zu Risotto verarbeitet und zu welchem Risotto! Meine Dramen konnte man schelten — man schalt sie auch! — meinen Risotto dagegen mußte man loben — man lobte ihn auch! Er schmeckte den lieben Stuttgartern so vortrefflich — selbst die Majestäten verschmähten ihn nicht —, daß ich mit meinem Risotto — fünfzig Pfennig die Portion — nahezu dreitausend Mark einnahm. Als wäre das kein Triumph, darauf euer alter eitler Freund stolz sein darf? Heute noch stolz!

In den Winterglanz unseres Stuttgarter Aufenthalts fiel ein Schatten, der sich für mich in Gestalt einer Tragödie des Genies später bis zur Finsternis verdichtete.

Hugo Wolf kam nach Stuttgart, in der schönen und lieben Stadt befand sich seine erste begeisterte Gemeinde. Er suchte mich auf, um mich zu fragen, ob ich für ihn den Text zu einer Oper schreiben wollte? Dazu fehlte mir jedoch jede Begabung. Überdies hielt ich den Stoff, den er mir nannte, für unmöglich. Aber ich war mit ihm viel zusammen, bezaubert von dem Menschen, begeistert von dem Genius, entsetzt über ein Geschick, dem Hugo Wolf in meinen Augen schon damals rettungslos verfallen schien und dem ich den furchtbaren Namen geben mußte: Genie und Wahnsinn.

Dabei seine Lieder! In seinem Konzert jubelte das entzückte Publikum hingerissen dem Manne zu, um dessen von der Glorie des Ruhms umstrahlten noch so jungen Haupt das Verhängnis bereits seine düsteren Schleier ausbreitete.

* * *

In Zürich leben nicht nur die Geschwister meiner Frau, Arthur und Helene von Glenck, lebte damals nicht nur mein Maienjüngling, sondern

die schönste Stadt des Schweizerlandes bannte mich mit reichen Erinnerungen. Ich hatte für die Schweiz ein Drama „Jürg Jenatsch" geschrieben und es gab eine Zeit, da die Schweizer mein Trauerspiel aufführten wie ein Volksstück. Damals suchte ich den edlen Conrad Ferdinand Meyer auf und verbrachte auf seinem Landsitz hoch über dem See einen unvergeßlichen Nachmittag mit dem bereits leidenden Dichter. Ich hätte den König der lebenden Dichter, Gottfried Keller, auch dieses Mal besuchen können; er hatte zu Otto Brahm sehr freundlich von mir gesprochen; ich fand indes auch dieses Mal nicht das Herz, mit dem großen Fabulierer, der ein eben so großer Zecher war, ein Glas zu leeren. Auch folgendes fesselte mich an Zürich: sein Stadttheater war die einzige Bühne gewesen, die mein in Deutschland verbotenes Weihespiel „Das Wunder" aufgeführt. Das Theater hatte mir nach der Vorstellung ein glänzendes Festmahl gegeben, auf dem ich viele schöne Reden anhören mußte, ohne dafür danken zu können.

Eines anderen Frühlings (1907) hatte ich mich in „Belvoir" bei Zürich eingemietet. Mein Wohnzimmer war einst der Salon der unglücklichen Lydia Escher gewesen, und über meinem Schreibtisch befand sich an der Wand noch der Nagel, der ihr Porträt von Stauffer-Bern getragen hatte. In Berlin war ich diesem vom Schicksal verfolgten und von den Menschen mißhandelten Genius häufig begegnet. Er strotzte damals von körperlicher und geistiger Gesundheit und glich in seiner blühenden Jünglingskraft einem Sennen seiner Berner Alpenheimat. Als sich an ihm sein Geschick erfüllte — eine der erschütterndsten Künstlertragödien aller Zeiten —, hatte ich in Rom vergeblich versucht, zu ihm ins Gefängnis zu dringen.

Vieles wird vergessen; aber unvergessen bleibt Stauffer-Berns letzte Ruhestätte auf dem kleinen Friedhof hoch über Florenz. Als ich sein Grab aufsuchte, um darauf einen Kranz aus Zweigen von Zypressen der Villa Falconieri niederzulegen, fand ich es mit frischen Blumen geschmückt, und die greise Kirchhofswärterin sagte mir: Viele „Tedeschi" kämen, um auf diesem Grab Blumen niederzulegen, und alle bäten sie, das Grab sorglich zu pflegen. Denn der Tote, der hier seine Ruhe gefunden, sei ein großer Künstler gewesen und zugleich ein unglücklicher Mensch.

Das war er: ein unglücklicher Mensch, ein angeschossenes tod-

wundes Wild, von seinem Genius in Wahnsinn gehetzt, von dem Menschen zum Selbstmord gebracht.

Denn das wurdest du, du armer Schweizerbub!

* * *

„Belvoir" gegenüber, dessen Anlagen und Gärten sich von der Höhe bis an das Seeufer hinabziehen, liegt die „Villa Hügel".

Welch ein Name klingt auf bei diesem Wort: Richard Wagner!

In Berlin hatten wir häufig in der am Tiergarten gelegenen Villa Wesendonck verkehrt und ich erhielt von dem Ehepaar einen starken Eindruck; von Herrn Wesendonck einen noch stärkeren, als von Richard Wagners idealer Geliebten, Frau Mathilde Wesendonck. Der Mann war von stattlicher Gestalt und edlem Wesen; Frau Mathilde dagegen noch im Alter von zartester Schönheit, von größtem Liebreiz. Sie trug meistens ein faltiges Gewand von schwerer schwarzer Seide, war still und mild und erschien mir nicht nur vornehm-zurückhaltend und marmor-kühl, sondern auch — wir Deutsche sagen — „preziös".

Als ich in Zürich im Belvoir wohnte, lernte ich die damaligen Besitzer der Villa Hügel kennen, mit deren Sohn mein lieber Maienjüngling befreundet war. Wie ein Stück Griechentum umfingen mich die Schatten des Parks mit seinen weißen Marmorbildern, grüßte mich die von Säulen getragene Halle des lichten Hauses, und ich konnte mir gut vorstellen, wie dem Meister, diesem großen Schönheitssucher, in solch edler Umgebung zumute gewesen: verbannt, verleumdet, verhöhnt, gehetzt fand er in dem wonnigen Aufenthalt nicht nur ein Buen Retiro, sondern zugleich ein geistiges und seelisches Asyl, in das er flüchten, wo er sich bergen, vor der Gemeinheit der Welt sich retten konnte.

Dazu die Herrin dieses Tempels der Schönheit! Sie, die Anmutreiche, die Verständnisvolle, die Seelenfreundin, die Dichterin der „Träume" und der Lieder „Im Treibhaus". Es mußte kommen, wie es kam, mußte kommen mit der Gewalt eines Elements von oben herab. Aber kein Erdenstaub konnte daran haften. Man lese Richard Wagners Briefe aus Venedig an Mathilde Wesendonck, diese Dokumente edelster Menschlichkeit.

9.

Die letzte Auslandsreise

Es war im Herbst 1913, nach einem Sommer von starker Schlaflosigkeit, der mich an den Rand der Selbstvernichtung führte, daß ich ein Sanatorium aufsuchte, allerdings eines der allerschönsten unterhalb der Felsschroffen von Schloß Tyrol mit weitem Ausblick in das hesperische Land, zur Herbstzeit ein Land des Dionysos und der Demeter zugleich. Bei meiner Ankunft in Martinsbruck bei Meran hatten mich buntbebänderte Körbe voll der Gaben beider segensreichen Gottheiten empfangen; denn auch dort lebte mir ein Freundeskreis, wie er treuer nicht gedacht werden kann.

Im November verließ ich das Sanatorium. Zunächst ging es nach Triest. Denn der österreichische Lloyd hatte mich zu dieser Fahrt über das mittelländische Meer und durch den indischen Ozean eingeladen und ich kann nicht genug für die Art und Weise danken, wie der österreichische Lloyd seine Gäste empfing, für sie sorgte und sie auf seinen prächtigen Schiffen heimisch machte ...

Vor der Ausfahrt verbrachte ich eine Woche auf der Insel Brioni. Seit vielen Jahren hatte ich von diesem Eiland gegenüber dem Kriegshafen von Pola gehört. Jetzt kam ich, jetzt sah ich und was ich sah, übertraf meine höchsten Erwartungen. Ja, es sollte auch das für mich zum Ereignis werden. Zu anderer Stunde möchte ich von Brioni und von dem wunderbaren Mann Paul Kuppelwieser sprechen, der als der Faust des letzten Aktes des zweiten Teiles jenen Garten Eden schuf: aus Sumpf und Wildnis heraus! Daß dieser seltene und ausgezeichnete Mann mein Freund wurde, zähle ich zu den größten Ehrungen, die mir jemals zuteil geworden.

In seinem 76. Jahr schrieb Paul Kuppelwieser sein Leben und schickte mir das Manuskript: welch ein Mann und Arbeiter! Dabei

alles so schlicht und selbstverständlich; und er rief nicht nur Brioni, er rief auch die Eisenwerke in Mähren ins Leben.

Während des Tobens der Bora, dieser Dämonin des Karsts, schifften wir uns in Triest auf der „Wien" ein. Schon am zweiten Tag der Fahrt durfte ich Griechenlands Küsten ein drittes Mal nicht nur mit der Seele, sondern auch mit den Augen grüßen; mit weißer Schneedecke entstieg der Peloponnes dem tiefblauen Meer. Dann erfolgte unser zweiter Aufenthalt in Ägypten. In Kairo wurden wir vom Vertreter des Deutschen Reiches Herrn von Miquel zum Frühstück geladen. Der Herr kam uns entgegen und sagte: „Bitte, sprechen Sie nicht von dem türkisch-bulgarischen Krieg. Prinz Asis ist geladen. Sie wissen doch: Prinz Asis?!"

Ich erinnerte mich, daß der Prinz, ein Neffe des Khediven, vor Adrianopel mit seiner Armee die Flucht ergriffen hatte, deswegen zum Tode verurteilt, aber dann begnadigt und in einem Sanatorium untergebracht worden war. Aber jetzt war Seine Hoheit frei und lebte in Kairo.

Er kam, ein wohlhäbiger und wohlwollender Herr, dem es überaus gut zu gehen schien. Selbstredend wurde bei der Tafel des Balkankrieges von keinem der Anwesenden gedacht. Plötzlich begann der Prinz selbst seinen „Rückzug" in allen Einzelheiten zu erzählen: Der Feldherr mußte seine Truppen, die er sonst einer sicheren Niederlage überliefert hätte, zurückziehen, denn die Bulgaren standen den Türken in gewaltiger Übermacht gegenüber und das türkische Heer setzte sich zum größten Teil aus Gesindel zusammen, das vor dem mächtigen Feinde einfach ausriß! Was also hätte der Führer einer solchen Armee tun sollen?! Sich eben gleichfalls — zurückziehen!

Wieder ein unweltlich schöner Aufenthalt am Mörissee; wieder eine Nilfahrt, den wundersamsten, geheimnisvollsten Strom hinauf bis Luxor und Assuan und weiter über den ersten Katarakt bis in den Sudan hinein.

Philae stand tief unter Wasser. Kaum, daß seine Tempel aus den Fluten um ein Weniges hervorragten. War doch der neue Nildamm entstanden, ein ungeheures Werk englischen Könnens und zugleich englischer Macht. Die Fahrt glich einem Hingleiten auf einem Gespensterstrom durch ein Geisterreich über die Kronen ertrunkener

Palmenwälder hinweg und bis in das Innere überschwemmter Tempel hinein. Von Wadi Halfa aus trug mich ein Kamel zum zweiten Katarakt und diesem Ritt folgte ein Ausflug in die Wüste, in das unermeßliche, rotglühende Totenland der Natur. Weihnachten verbrachten wir in Luxor, unmittelbar am Ufer des Nils. Dann — welch ein Erlebnis!

Die deutschen Archäologen hatten mich eingeladen, mit ihnen in der Wüste Neujahr zu feiern. Sie leiteten die Ausgrabungen in Tel el Amarna, der Stadt des „Echnaton", des ägyptischen Sonnenkönigs, jenes sonderbarsten und zugleich edelsten aller Schwärmer, der den gewaltigen Jupiter Ägyptens, Osiris, entthronte und auf den tausendjährigen Götterstuhl den ägyptischen Helios als einzigen und alleinigen Gott setzen wollte. Aus diesem Grunde erhielt Echnaton den Beinamen „Sonnenkönig" . . .

Am Neujahrsabend 1914 traf ich in der kleinen Eisenbahnstation ein, von welcher es zu der Königsstadt führt, die eben aus dem vieltausendjährigen Grab der Wüste auferstand. Einer der deutschen Herrn erwartete mich. Ich wurde auf einen Esel gesetzt und fort ging es durch Fellachendörfer und Palmenwälder in tiefer Dunkelheit zum Nil, wo unser eine Barke harrte. Wir, unser bewaffnetes Gefolge und unsere Esel wurden eingeschifft und bei dem Glanz des Sternenhimmels Ägyptens setzten wir über den Nil. Hierauf einen steilen Uferrand hinauf; wiederum ein Ritt durch Fellachendörfer und Palmenwälder. Dann empfing uns die Wüste mit ihrer stummen Majestät.

Wir ritten eine gute Weile durch das feierliche Schweigen. Plötzlich Stimmen, Gesang: ein deutsches Lied!

Die Landsleute kamen mir entgegen und geleiteten mich in ihr Wüstenhaus, in den Palast des Tochtermanns des edelsten und zugleich unglücklichsten aller Pharaonen. Die Tragödie des Sonnenkönigs Echnaton harrt noch ihres Dichters.

Die lieben jungen Leute hatten mir in dem Schlafgemach weiland des Hausherrn die Stätte bereitet und mir in der Schlafnische des Feldherrn — er wurde dann selbst Pharao — das Lager aufgeschlagen. Um mich möglichst heimatlich zu empfangen, hatten sie die antiken hellgelben Lehmmauern mit Bildern geschmückt, mit Porträts des deutschen Kaisers und Bismarcks. Unser Bismarck in dem

Schlafgemach eines ägyptischen Feldherrn vor mehr als tausend Jahren vor Christus!

Die Tafel dieser unvergeßlichen Neujahrsnacht war vor dem ruinenhaften Hause mitten im Sand der Wüste gedeckt, der Sternenhimmel leuchtete über uns als Baldachin, in der Ferne heulten die Schakale und auf dem Tische strahlte ein Christbaum, ein deutscher Tannenbaum! Und die Gerichte! Eine gefüllte „Pute", ein blauumflammter Plumpudding; darauf Punsch und Pfefferkuchen: in Tel el Amarna in der arabischen Wüste!

Mitternacht kam heran. Da luden meine jungen Landsleute ihre Gewehre, erstiegen in der Nähe einen Ruinenberg, und als die Uhr die zwölfte Stunde zeigte, feuerten sie ihre Flinten ab, begrüßten sie das neue Jahr 1914 über der Ruine der toten Königsstadt mit einer feierlichen Salve.

Ich erzähle von meinem Aufenthalt in der Stadt des großen Königs und Schwärmers nicht weiter; denn ich schrieb darüber im zweiten Teile meiner „Erdenschönheit". Nur das eine möchte ich noch sagen: jener freundliche Freund, der mich in der Neujahrsnacht von der kleinen Station abholte und den ich einen Unvergeßlichen nannte, dieser junge Gelehrte, der zu einer glänzenden Zukunft berufen schien, gehörte schon im August des nämlichen Jahres zu einem unserer ersten im Elsaß gefallenen Helden . . .

Im Januar schifften wir uns in Port Said auf dem österreichischen Lloyddampfer ein. Es war die „Bohemia". Der Kommandant Alexander Meeraus begrüßte meine Frau mit einem prachtvollen weißen Azaleenstock, den er ihr im Auftrag des Generaldirektors des österreichischen Lloyds, Hofrat Frankfurter, überreichte. Das tatest du, Freund Alexander! Ich sah dir bei unserer Begrüßung in die Augen und ich wußte sogleich, wie es mit uns beiden kommen würde; wie es dann auch zu meinem Glück kam; und daß ich dich lieb haben würde, wie ich nur wenige lieb gewann. Später gestandest du, Guter, mir, wie sehr du dich vor mir gefürchtet hättest: „Das ist gewiß wieder solch unausstehlicher, anspruchsvoller sogenannter berühmter Mann, dem bei uns nichts recht ist!" So dachtest du. Es kam jedoch anders, ganz anders! Daran trägst du allein die Schuld, du bester aller Menschen und prächtigster aller Kommandanten des österreichischen Lloyd!

Und dann? Und dann führtest du uns zu deiner Frau. Weißt du noch? Sie hieß Frau Minna. Für mich wurde sie jedoch Frau „Minna Herzlieb" und sie wird für mich Frau „Minna Herzlieb" mein Leben lang bleiben. Es sei die Stunde, in der wir uns auf der „Bohemia" zum ersten Male begegneten, als Glücksstunde meines Lebens gesegnet.

Frau „Minna Herzlieb" wurde für mich Frau „Minna Herzenstrost" und Frau „Minna Herzensglück". So schön ist es zwischen uns beiden geworden!

* * *

Über den Fluten des Roten Meeres, — jetzt waren sie von strahlendstem Azur — über dem roten Sand der Wüste erhob sich das Sinaigebirge. Biblische Stimmung überkam mich, alttestamentarische Empfindung. Bevor die „Bohemia" in das Rote Meer einlief, passierte sie die Salzseen. Hier hatte Moses, der gewaltige Herr seines Volkes, dieses aus der ägyptischen Knechtschaft geführt! Auf der Weiterfahrt erblickten wir die Stätte von Mekka. Dort das Judentum mit seinem Volkshelden, hier der Glaube Allahs mit seinem Propheten.

Und ich schaute von ferne die Stelle, wo später die Helden der „Emden" von Wüstenräubern meuchlings überfallen wurden.

Dann aber wieder England, das verruchte England mit Aden!

Durch die schmale Wasserstraße, durch das Tor rotbrauner himmelhoher Felsenberge glitt damals die „Ayesha" unter den Augen des Feindes ins Rote Meer. Hätte ich das in jenen Tagen prophetisch vorausgewußt! Ich hätte die Arme aufgehoben, meine Gedanken wären zum Gebet geworden, mein Stolz auf alles deutsche Heldentum hätte mein Herz höher schlagen machen und wir hätten Deutschlands Sang angestimmt: „Deutschland, Deutschland über alles!"

In der Stunde, da wir an Adens glühendem Felsenbollwerk vorbeifuhren, kam uns ein Dampfer der Wörmannlinie aus Ostafrika entgegen. Er trug einen der geliebtesten Menschen, den Afrikaforscher und Gouverneur von Ruanda, Richard Kandt, um dessen bald darauf erfolgten Tod ich trauern werde, so lange noch ein Gefühl in mir ist. Dicht aneinander vorbei fuhren wir, ohne von einander zu wissen, um uns im Leben nie wieder zu begegnen!

* * *

Zwei volle Monate verweilten wir auf der Insel aller Wunder der Tropennatur: Ceylon!

Was ich dort schaute und erlebte, schrieb ich auf in meinem Buche „Der heilige Haß".

Die Erzählung ist durchglüht von Tropensonne, durchleuchtet von der Pracht der Tropen, durchflammt vom Haß wider England! ...

In Kolombo besuchten wir den vortrefflichen Karl Hagenbeck und fanden gastliche Aufnahme in dem prächtigen Heim des deutschen Generalkonsuls Freudenberg. Die Witwe des Vertreters Deutschlands erschien mir in ihrer schlichten Vornehmheit ehrwürdig. Kein halbes Jahr später wurde sie mit Söhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln, lieblichen, elfenhaften Wesen, von den Engländern, die langjährige Freunde ihres Hauses sich genannt hatten, in das Konzentrationslager verschleppt, das vor Jahren gefangenen Buren als Aufenthaltsort gedient hatte; Karl Hagenbeck wurde noch am Vormittag des 4. August 1914 als deutscher Spion verhaftet und entrann nur durch Zufall dem Tode. Auch dieser Mann war seit einem halben Menschenalter Freund der Engländer gewesen und hatte sich allgemein der höchsten Achtung erfreut.

Nach seiner kühnen Flucht aus Java sah ich ihn wieder in Wiligrad, wohin Herzog Johann Albrecht, dessen Gast ich war, den ausgezeichneten Mann gütiger Weise einlud. Was ich da hörte — wir deutschen „Barbaren" wollen schweigen von den Taten des erlauchten Kulturvolks der Engländer. „Missetaten" ist dafür ein viel zu mattes Wort ...

Nach Kolombo und einem langen Aufenthalt in Kandy fuhren wir übers Meer nach Tuticorin in Vorderindien und von dort mit der Bahn nach Madura, der Tempelstadt des Wunderlandes, und kehrten dann auf der „Bohemia" nach Europa zurück. Heimgekehrt rastete ich, um mich nach all dem großen Erleben zu fassen, auf Brioni, wo es Frühling war, und wo der Freund Karl Kuppelwieser uns erwartete.

Auf der Heimreise in Triest wurden mir schöne Stunden im Hause des Generaldirektors des österreichischen Lloyds, Hofrat Frankfurter, zugleich Österreichs genialem Ballin. Wie vieles hatte ich dem liebenswürdigen Manne zu danken! Wie wohl fühlte ich mich in seinem

wunderschönen, von edelster Kultur erfüllten Heim, dem die Gegenwart einer geistvollen und gütigen Frau den Stempel aufdrückte. Kastanien und Glyzinien blühten, die Wiese im Garten leuchtete von gelben und roten Blumen; auch dort feierte die Erdenschönheit ein Fest.

Danach Berchtesgaden und Bergfrieden im Glanz der Maitage: nach den Wundern der Tropen der liebe deutsche Mai! Um mein Waldhaus schimmerten die Buchenwälder im ersten Grün, die Matten glichen Blumengefilden, wieder flöteten die Amseln, gurrten im Tannwald die Wildtauben, der Kuckuck rief.

Aber ich wollte den Kuckucksruf nicht zählen, ich fürchtete, er würde zu oft rufen, und ich fühlte mehr und mehr, ich war alt und müde geworden am Leben, trotz aller Erdenschönheit, die ich genossen und die mich umgab; trotz all der lieben Gestalten der Freunde; trotz der geliebtesten Gestalt von allen, der meiner Frau ...

Im Juni besuchte uns Marie von Bunsen. Sie kam direkt von Kaschmir zu uns. Sie ist nicht nur die größte Lebenskünstlerin, die ich kenne; nicht nur eine der geistvollsten Frauen, sondern auch einer der behaglichsten Gäste. Des Abends las sie uns vor: von ihren Reisen durch Java, Japan und Indien. Welche Anschauung, welche Schilderungen! Auf ihren Reisewegen, die sie durch die halbe Welt führten, entging ihr nicht eine Pflanze, nicht die Farbe des Gewandes, nicht die kleinste Wesenheit fremder Völkerschaften. Ich kam mir neben ihr mit meinem „phantastischen Leben", meinen phantastischen Schilderungen recht seltsam vor.

Aber wieder und wieder drang sie in mich: „Sprechen Sie zu Ihren Freunden von sich selbst! Zeichnen Sie auf, sowie Sie es erzählen; nicht anders, im Plauderton!"

10.

Bayreuth

An einem Frühsommerabend 1914 saßen wir in Bergfrieden mit unseren Gästen in der großen Halle, umblüht von roten Geranien. Der Himmel stand in Sonnenuntergangsgluten, von Unterstein herüber tönte das Abendläuten. In der Feierstille der hereinbrechenden Dämmerung klang es wie das Friedensgeläute der Schöpfung.

Plötzlich wurde unsere Freundin Mary Adae an das Telephon gerufen. Als sie zurückkam, sagte sie mit unsicherer Stimme: „Ich getraue mich kaum es zu berichten. Gewiß ist es ein falsches Gerücht: der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin sollen in Serajewo ermordet worden sein."

Wir glaubten es nicht.

* * *

In der nämlichen Halle saßen wir vor Jahren eines Sommerabends, als es hieß, in Genf sei die Kaiserin von Österreich von einem Wahnsinnigen überfallen und getötet worden. Und wir glaubten es auch damals nicht, als in Berlin eines Winterabends das Gerücht die Stadt durchlief, Österreichs Kronprinz habe Selbstmord begangen. Das war am Abend der ersten Aufführung meines Dramas „Alexandra" am Lessingtheater gewesen. Aber das wollte ich nicht erzählen. Ich wollte nur sagen, daß in Österreich, in dem Land unserer Nachbarn und Freunde wiederum etwas Gräßliches geschehen sein sollte, an das wir in der ersten Stunde nicht glaubten.

Aber doch war es so. Österreichs zweiter Thronfolger nahm ein tragisches Ende und der greise Kaiser mußte auch diese Tragödie noch erleben . . .

Der ermordete Thronfolger war nicht beliebt. Man hatte über ihn des Ungünstigen viel hören müssen und es gab manche, welche

glaubten, dieser so gräßlich und schändlich ermordete Thronfolger Österreichs würde dereinst das Unglück des Kaiserreichs werden.

Kurze Zeit darauf besuchte uns ein Admiral der österreichischen Marine, ein ganz charmanter Herr. Man sprach von der Möglichkeit eines Krieges zwischen Österreich und Serbien, denn es schien erwiesen, daß das Attentat serbischen Ursprungs war. Der liebenswürdige Herr meinte lächelnd: „In einem Monat würde Österreich mit Serbien fertig werden."

In einem Monat —

So war damals die fast allgemeine Stimmung ...

Im August sollten in Salzburg die Mozartfestspiele wiederum stattfinden und meine geliebte herrliche Freundin Lilli Lehmann, Deutschlands größte Sängerin, die Schutzpatronin dieser Feier, sollte im Don Juan die Donna Anna singen. Wir sicherten uns Plätze für die Aufführung in Salzburg, und in der letzten Juliwoche folgte ich, an nichts Unheilvolles denkend, inzwischen einer Einladung von Ellen von Siemens nach Bayreuth zu den Festspielen.

Ich habe von Bayreuth nicht früher gesprochen, will es aber jetzt. Denn die vier Namen: Bayreuth — die Festspiele — Wahnfried — Richard Wagner haben auf mein ganzes Leben Einfluß gehabt und gehören zu dessen stärksten Eindrücken.

Vielleicht erinnert man sich, daß mein Erzieher Professor Carl Riese, der Leiter des „Andreasinstituts", am Ufer der Ilm bereits dem Knaben den Namen Richard Wagner mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt; daß schon der Knabe über den Träger dieses Namens viel Verwunderliches und Geheimnisvolles hörte: von „Leitmotiven", von einer „Musik der Zukunft", einer „ewigen Melodie" und daß der Schöpfer dieser mystischen Musik in seinem Vaterlande verkannt, verhöhnt und verfolgt sei. Schon allein das Letzte machte auf die Phantasie des Kindes einen unauslöschlichen Eindruck.

Ich war noch ein junger Mensch, als in der kleinen, altertümlichen Stadt im grünen Ries Richard Wagner sein Festspielhaus schuf und alle Welt davon sprach. Viele nicht nur voller Hohn, sondern voller Haß. Um in Bayreuth das Festspielhaus zu schaffen, wurden Anteilscheine ausgegeben. Ich erwarb einen solchen und wohnte der ersten Aufführung des Ringes der Nibelungen bei.

Die Stadt Bayreuth erschien mir als eine Stätte, dem Genius der Kunst geweiht, das Festspielhaus auf dem Hügel ein Tempelgebäude, die Zuschauer, die zu den ersten Festspielen den Hügel hinanzogen, Prozessionen von Gläubigen.

In diesen ersten Festspielen des Ringes hörte ich Albert Niemann, dessen „Prophet", „Tannhäuser" und „Florestan" mir aus meinen Knabenzeiten als unvergeßliche Gestalten vor der Seele standen. Ich hörte die verehrte Johanna Jachmann-Wagner, die später meine mütterliche Freundin werden sollte, und die in ihrer Tochter Helene noch heute für uns fortlebt; und ich hörte Lilli Lehmann.

In den Zwischenpausen des Festspiels erging ich mich auf einsamen Pfaden längs der reifenden Ährenfelder in einer Ergriffenheit, die mich über die Welt der Wirklichkeiten hoch erhob. Ich empfand die Größe der Stunde und fühlte, daß mit diesem Werk der Menschheit etwas Ewiges geschenkt sei.

Ich hatte eine gute Empfehlung an den Meister, aber ich gab sie nicht ab; ich scheute mich, vor den Mann zu treten, der ein Schöpfergeist war, des Gottes voll . . .

Nach Jahren wurde ich bei Frau von Schleinitz eingeführt, der hilfreichen und zugleich machtvollen Förderin von Richard Wagners Kunst und von Bayreuth. Die anmutige Frau brachte mich auch dem Menschen Richard Wagner näher.

Immer noch tobten gegen ihn Spott und Hohn. Paul Lindau, mein guter Freund Paul, hatte seine witzigen Bayreuther Spaziergänge geschrieben, und als ich in Pontresina mit Eduard Hanslick aus Wien zusammen war, mußte ich hören, wie Richard Wagner als Musiker sowohl wie als Mensch nicht nur hart beurteilt, sondern unbarmherzig verurteilt wurde.

* * *

Parsifal!

Ich erlebte den ersten Parsifal in Bayreuth und sah Richard Wagner zum letztenmal. Er sprach zum Publikum — auch ein letztes Mal.

So oft wir später des Sommers in Deutschland weilten, besuchten wir, wenn die Festspiele stattfanden, Bayreuth. Ehrfurchtsvoll beugte ich mich vor der geistigen Hoheit Frau Cosimas.

In späterer Zeit durfte ich ständiger Gast der Festspiele sein und in Wahnfried aus und ein gehen. Auch die Töchter des Hauses lernte ich näher kennen und hochhalten. Die edle Frau Daniela Thode, die liebenswürdige Gräfin Blandine Gravina und des Hauses guten Geist Eva. Diese vor allen ward mit der Zeit meine verehrte gütige Freundin.

Henry Thodes inbrünstige Verehrung für Richard Wagner und seine Kunst schien mir die eines Priesters, eines Apostels zu sein. In seinen öffentlichen Vorträgen über den Meister sprach er gleichsam überwältigt von seiner eigenen Ergriffenheit. Größer noch war der Eindruck, den ich von Houston Stuart Chamberlain, dem Gatten der einzigen Tochter des Meisters, empfing. Wir Deutsche müssen diesen englischen Namen unter den Namen der Edelsten deutscher Nation nennen.

Gegenwärtig ist dieser hohe Geist schwer leidend. Er suchte Linderung und Heilung in einem berühmten österreichischen Kurort. Mit Pässen und Empfehlungen des deutschen Botschafters in Wien versehen, wollte er die österreichische Grenze überschreiten, wurde seines englischen Namens wegen angehalten und erst nach mancherlei Scherereien über die Grenze gelassen. Das erregte den Kranken tief. Seine Gattin schrieb mir darüber: „Mein Mann muß es begreiflicherweise bei solchen Gelegenheiten sehr schmerzlich empfinden, daß er immer noch als feindlicher Engländer betrachtet und behandelt wird ... In den nächsten Tagen wird ein letzter Kriegsaufsatz des Kriegsinvaliden Houston Stuart Chamberlain erscheinen: ‚Demokratie und Freiheit‘, dem verehrten Manne mit dem Löwenherzen gewidmet. Er wird Sie wie der verzweifelte Notschrei eines Propheten berühren und soll das letzte Wort auf diesem hoffnungslosen Gebiet sein.“

„Wie der verzweifelte Notschrei eines Propheten als letztes Wort auf diesem hoffnungslosen Gebiet.“

Hoffnungslos! Höre es, deutsches Volk!

* * *

Aber zurück in die Vergangenheit.

Wenn Frau Cosima uns in München im Hotel Marienbad besuchte und bei uns einer Abendgesellschaft beiwohnte, so hielt sie wahrhaft königlich „Cercle“. In Bayreuth sah ich sie häufig Majestäten gegenüber und ihr wurde von diesen wie einer Fürstin des Geistes

gehuldigt. Später erkrankte sie schwer und blieb für die Welt unsichtbar. Einmal aber durfte ich sie noch sehen.

Ich befand mich in Mentone und Frau Cosima mit Frau Eva und deren Gatten lebte in Bordighera. Dorthin wurde ich gebeten. Zu meiner größten Freude traf ich die verehrte Frau in ihrer ganzen Frische. Es war zu der Zeit, da der Parsifal für die Bühnen freigegeben worden und das Weihefestspiel in Monte Carlo aufgeführt werden sollte; der Parsifal in Monte Carlo, der Stadt der Hetären aller Länder, der goldenen Spielhölle und glanzvollen Lasterhöhle! Frau Eva und ihr Gatte baten mich, Frau Cosima gegenüber jene Schändung des Weihespiels mit keiner Silbe zu erwähnen. Natürlich gehorchte ich. Und während ich mit ihr in ernsten Gesprächen beisammen saß, kam mir der Plan zu meiner Erzählung „Parsifal in Monte Carlo".

Aber in dem Sommer, von dem ich sprechen wollte, schrieben wir das Jahr 1914, und als ich nach Bayreuth zu den Festspielen fuhr, lastete auf allen Gemütern eine schwere Stimmung: Österreich hatte an Serbien ein Ultimatum gestellt und es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, welche Folgen daraus entstehen würden: Krieg! Krieg zwischen Österreich und Serbien!

Nur an diesen Krieg dachte man und an keinen anderen. An keinen furchtbaren, ungeheuerlichen, an keinen Weltkrieg, der zu einem Weltbrand führen würde, zu Treubruch und Verrat, zu einem Kampf auf Tod und Leben. Von den Gegnern mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung, des Neides und des Hasses geführt: zehn Staaten und mehr wider vier!

Konnte Rußland mit Deutschland in Krieg geraten? Unmöglich! In Bayreuth traf ich den Herzog Johann Albrecht mit der jungen, holden Herzogin. Eine Schwester des Herzogs war eine russische Großfürstin und der Herzog hatte von seiner Schwester Nachricht erhalten: Unmöglich konnte Rußland mit Österreich und Deutschland in Krieg geraten; in Rußland herrschte Hungersnot, drohte Revolution. Also war es ganz unmöglich.

Die Festspiele waren wie gewöhnlich von Italienern, Engländern und Amerikanern besucht. Wir hatten leuchtende Sommertage. Das Korn, das dem Volk sein tägliches Brot spenden sollte, reifte der Ernte entgegen.



Richard Voß
Nach einer Zeichnung von Helene v. der Leyen

Hoch in den Lüften jubilierten die Lerchen über den goldigen Gefilden, der Landmann sang bei der Arbeit seine Lieder, und der Gottesfriede, den ich in unserem Berchtesgadener Alpenland als einen Hauch von oben herab empfunden hatte, schien die ganze wunderschöne Welt zu erfüllen. Und dann sollte Krieg entbrennen, furchtbarer, grauenvoller, erbarmungsloser Krieg? Ich hatte erlebt, was Krieg war, und seitdem ergriff mich bei dem bloßen Klang des Wortes Entsetzen. Was aber war der Krieg von 1870 gegen den Krieg, wie er jetzt sich abspielen würde? Jetzt, bei allen modernen Mitteln des Krieges, allen den neuen Erfindungen zum Völkermord? Ich erinnerte mich einer anderen Zeit: nach der Marokkoaffäre. Damals war ich in Bayreuth Gast der Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, der Schwester des Kaisers. Kurz vor meiner Ankunft dort erhielt ich von der Frau Erbprinzessin einen Brief, sie käme wohl nicht nach Bayreuth, denn es gäbe höchst wahrscheinlich Krieg. Der Erbprinz halte einen Krieg mit Frankreich für unvermeidlich.

Ich war trotzdem gereist. Als dann die Herrschaften mit vielen anderen Fürstlichkeiten doch eintrafen, war die Stimmung unter ihnen eine tief bedrückte; deshalb tief bedrückt, weil Deutschland, der allgemeinen Ansicht nach, damals den rechten Augenblick hatte ungenützt vorbeigehen lassen.

Während des Aufenthaltes in Bayreuth 1914 fuhr ich mit meiner Freundin Ellen von Siemens an den Tagen, an welchen keine Festspiele stattfanden, im Auto durch das sommerliche Land nach irgend einem Dorf, wo wir in einem schlichten Gasthof am Rand eines Baches unter Sonnenblumen und Stockrosen Forellen speisten und guter Dinge waren. Drei blühende Söhne der Freundin begleiteten uns. Nein! Es konnte nicht Krieg werden!

Nach Nürnberg fuhren wir und nach Bamberg und Rothenburg ob der Tauber. Das waren deutsche Städte und es war deutsche Poesie! In Rothenburg vollends versank für uns die Zeit. Von einem Zauber umfangen, hörten wir lächelnd, als würde uns ein Märchen erzählt, von unserem gesprächigen Wirt: „Vor einem Jahr waren hier Engländer, denen unser Städtlein überaus gefiel. Sie bedauerten nur, daß Rothenburg nicht englisch sei; meinten jedoch, in einigen Jahren läge die Stadt in einem englischen Deutsch-

land. Ich machte hiezu ein ernsthaftes Gesicht, aber im stillen lachte ich die Herren aus . . ."

Deutschland, du mein Vaterland! Wie schön bist du! Wie schön sind deine Wiesen, Wälder und Berge! Wie heimelich-traulich deine Dörfer! Wie stark und gut dein Volk mit dem blonden Haar und den blauen Augen! Wie tüchtig in seiner Arbeit. Niemals zuvor hatte mir Deutschland so wunder- wunderschön gedünkt und niemals zuvor hatte ich es so heiß geliebt.

Dann erklärte Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg.

Ein atemloses Raunen durchlief das Publikum der Festspiele: Wie wird es mit Frankreich und Rußland? Mit dem rachegierigen Frankreich, dem gewaltigen Rußland?

Aber in Rußland herrschte ja wohl Hungersnot und es drohte die Revolution!

* * *

„Siegfried" wurde aufgeführt. Jung Siegfried schmiedete Notung das Schwert und sang das Schwertlied: „Notung, Notung, neidliches Schwert!"

Welch ein Augenblick! Das ganze deutsche Publikum erhob sich von den Plätzen. Das hohe Haus auf dem Hügel durchbrandete ein Sturm, in dem die Seele des deutschen Volkes aufstieg zu dem Sitz seiner heiligen Helden.

Jung Siegfried war Deutschland, das in Begeisterungsgluten sein Schwert schmiedete. Es war Deutschland, welches sein Schwert schwingen würde. Es war Deutschland, welches mit seinem Schwert siegen würde und das wider eine Welt von Feinden! Und — eine Welt von Feinden sollte es werden!

Jung Siegfrieds Schwertlied hörten die Franzosen, die Italiener, die Engländer und die Amerikaner; hörte jenes Volk, das unser heimtückischster, unser schändlichster Feind werden sollte und das sich ein freies, stolzes Volk nennt. Aber Italiener und Franzosen, Engländer und Amerikaner hörten zugleich den Jubel der Deutschen, wohnten dem Ausbruch von Deutschlands Siegeswillen und Siegeszuversicht bei: „So schneidet Siegfrieds Schwert!"

* * *

Mit einem der letzten noch für Zivilpersonen verkehrenden Züge verließ ich Bayreuth, die Stadt Wagners. Ich fand München in einer Bewegung, in einer Begeisterung, die mein Herz höher schlagen machte. Am letzten Juli sah ich im Prinzregenten-Theater den „Parsifal“. In der großen Pause vor dem letzten Aufzug trat ich aus dem Festspielhaus auf die nach der Straße führende Terrasse, hörte eine Fanfare, sah eine sich drängende Menge, sah einen Berittenen, der mit schallender Stimme einen Aufruf ablas: Über München ist der Kriegszustand verhängt!

Darauf der letzte Teil des Weihespiels: der Karfreitagszauber, die Fußwaschung und — im Kuppelsaal der Gralsburg wird der reine Held zum König geweiht.

Rein, wie dieser König der Reinen, war Deutschland an der Blutschuld dieses Krieges.

* * *

Nur mit Mühe gelangte ich nach Berchtesgaden; auf allen Stationen drängte sich in Scharen Deutschlands eingerufene Jugend. Allerorts eine Begeisterung, wie sie nur ein gerechter Krieg erzeugen konnte. Nirgends Leichtfertigkeit oder Übermut, in allen Seelen das Bewußtsein des Rechts unserer Sache und der Glaube, daß Deutschlands Recht siegen würde, siegen müsse!

Und England? Ich kannte Englands Geschichte, und sie lehrte mich, was England war — was es zu sein wähnte: das zum Herrn der Welt vom Herrn der Welt auserwählte Volk, dessen Siegeswille zugleich Vernichtungswille war.

Meine Freunde schalten mich. Sie nannten mich einen unverbesserlichen Pessimisten und Schwarzseher. Seit jenem 4. August haben mich viele so gescholten, der ich doch nur ernsthaft unsere Lage ansah.

Ich liebe das deutsche Volk mit der Leidenschaftlichkeit, die in meiner Natur liegt. Aber nur zu sehr mußte ich erkennen, daß in Deutschland vieles faul sei, daß große Schäden sich breit machten, in seinem Staatswesen, seiner Diplomatie; daß vieles faul war in seiner Kunst und Literatur; mußte erkennen die Genußsucht und Frivolität einer gewissen Jugend, die nicht nur eine moderne, sondern

mit Stolz eine dekadente Jugend sich nennt. Vieles auch faul sei in manchen Gliedern seines Volkes.

In jenen Sommertagen des Jahres 1914 konnte man in manchen großen deutschen Blättern lesen, welche Strömungen die Mitschuld an diesem Kriege trügen. Wenige Wochen vorher hätte keine Stimme gewagt, dergleichen auch nur anzudeuten. Plötzlich aber erhoben sich von allen Seiten anklagende Stimmen: Auch wir sind schuldig geworden!

* * *

Seitdem sind über zwei Jahre vergangen. In vielen Kreisen herrscht während des Volkes höchster Not eine Genußsucht, die ein Schandmal Deutschlands ist und bleiben wird. Zu dem allem ist die Gier nach Gewinn in das schändlichste, schmählichste aller Laster ausgeartet: den Kriegswucher! Wenn man von Vaterlandsverrat spricht, so sollte man nicht Tirpitz, Graf Reventlow und viele andere unserer besten Patrioten schmähend nennen, wie es heute oft geschieht; sondern vor allem jene, die, um sich zu bereichern, mit der Not des Volkes Wucher treiben.

* * *

Während des ersten Kriegssommers in Bergfrieden erlebte ich in der feierlichen Alpennatur das Große: fast jeder Tag brachte einen deutschen Sieg! Ich war glücklich und stolz; aber stets stand vor meinem inneren Gesicht ein schwarzes Gewölk an Deutschlands strahlendem Himmel! Es zog herauf, verdichtete sich, ward zu einer Finsternis, die kein Sonnenstrahl durchdringen konnte, und es hieß — England!

England — nicht unser gemeinster Feind; denn dieser ist Amerika, wohl aber unser gefährlichster Feind, der nicht ruhen würde, bis Deutschland, aus tausend Wunden blutend, sich selbst zerrissen hatte.

II.

Erzherzog Ludwig Salvator

Während der Kriegsgott in seiner furchtbarsten Gestalt durch die Welt schreitet, will ich von noch anderen Dingen sprechen, die mir am Herzen liegen. Es sind auch dieses Mal Menschen, die meinem Leben Wert verliehen und denen ich nach meinem Scheiden gern ein Wort zurücklassen möchte . . .

Ich erhielt heute die Nachricht vom Tod des Erzherzogs Ludwig Salvator, und vor meinem Auge steigt die Gestalt des Verstorbenen auf, als lebe er noch.

Dieser österreichische Erzherzog, ein Bruder des verschollenen Johann Orth, war nicht nur ein sonderbarer Schwärmer und edler Mensch, sondern auch ein hervorragender Gelehrter und talentvoller Dichter. Gerade an seinem Todestage las ich in seinen „Liedern der Bäume“, die er mir in seinen letzten Lebenstagen geschickt hatte, und von neuem empfand ich das starke Gefühl, daß dieser seltsame Mann ein wahrhaft edler Mensch und begabter Dichter sei. Heute liegt er aufgebahrt in seinem Schloß in Böhmen und heute will ich von ihm reden.

Vor vielen Jahren fuhren wir eines Frühlings von Mentone nach Rom. Unsere Freunde wissen zu ihrem Leidwesen nur zu gut, daß wir Hundenarren sind, und sie kennen unsere gelben Lieblinge, die beiden römischen Wolfspitze, von denen wir uns niemals trennten. Also machten sie auch dieses Mal die Reise mit uns von Berchtesgaden nach Mentone und von Mentone nach Frascati.

In San Remo stieg ein Herr zu uns ein, von zwei Bedienten mit großer Mühe in den Abteil gehoben und geschoben; eine unförmliche Gestalt von unglaublichem Äußern mit langem wirrem Haar und Bart und aufgedunsenem Gesicht, aber von dem Wesen eines großen Herrn. Ich frug den neuen Passagier höflich um Erlaubnis,

unsere sehr reinlichen und gut gezogenen Tierchen bei uns behalten zu dürfen, was freundlichst gestattet wurde. So waren es denn auch die Hunde, die zu einer Annäherung zwischen uns führten.

So abstoßend die ganz unbegreifliche Vernachlässigung des Mitreisenden war, so anziehend war seine Unterhaltung. Er erklärte sich als leidenschaftlichen Tierfreund, besonders als Hundeliebhaber. Die Rede kam auf das Altern und den Tod dieser treuen Freunde des Menschen, und da meinte der Fremde: „Ich verfolge darin ein eigenes Verfahren. Überall auf meinen verschiedenen Besitzungen halte ich Hunde, die mir sehr lieb sind. Die jüngere Generation nimmt nun allmählich die Stelle der älteren und absterbenden ein. Die Nachkömmlinge führen dieselben Namen und ich werde auf solche Art stets von besonders lieben Hausfreunden umgeben."

Der Herr fuhr mit uns bis Rom. Auf jeder Haltestelle erschienen die beiden Bedienten, um sich nach den Wünschen ihres Gebieters zu erkundigen, und es fiel mir die große Güte auf, mit welcher der Herr mit seinen Leuten verkehrte. Wir unterhielten uns während der langen Fahrt ausgezeichnet und schieden auf das freundlichste, ohne eine Ahnung zu haben, wer der vornehme Herr mit dem unglaublich vernachlässigten Äußern sei.

Jahre vergingen und ich dachte längst nicht mehr an jenen seltsamen Mitreisenden. Im Herbst 1913, als ich aus dem Meraner Sanatorium nach Triest fuhr, um mich mit meiner Frau nach Ägypten einzuschiffen, erhielt ich einen Brief meines Freundes, des Generaldirektors des österreichischen Lloyds, Hofrat Frankfurter, der Erzherzog Ludwig Salvator hätte erfahren, daß ich nach Triest käme, und bäte mich, ihn in seinem Schloß — es lag in der Nähe von Triest — zu besuchen. Tags darauf ein Schreiben des Erzherzogs selbst: er habe gehört, daß ich nach Alexandrien fahre. Auch er schiffe sich auf dem Eildampfer „Wien" ein und freue sich, die Meerreise mit mir zu machen.

Vor unserer Ausfahrt aus Triest sagte mir mein Freund: „Der Erzherzog wünscht Sie sogleich zu sehen. Sobald er an Bord ist, soll ich Sie zu ihm führen. Ich muß Sie daher vorbereiten."

Ich frug erstaunt: „Inwiefern vorbereiten?"

„Sie werden nicht glauben, einen Erzherzog, überhaupt einen Kulturmenschen, sondern einen Bettler vor sich zu sehen."

„Einen Bettler?"

„Einen alten schmutzigen Bettler, dem Sie auf der Straße voll Mitleid zehn Heller geben würden."

„Und dieser alte schmutzige Bettler ist der Erzherzog Ludwig Salvator?"

„Erzherzog Ludwig Salvator ist ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, ist einer der geistreichsten und zugleich unglücklichsten Menschen."

„Auch einer der unglücklichsten?"

„Sie werden ihn sogleich kennen lernen und selbst sehen. Wie gesagt, ich habe Sie vorbereitet. Entsetzen Sie sich also nicht!"

Obgleich ich vorbereitet war, rang ich beim Anblick des Erzherzogs nach Fassung. Mein Freund führte mich in die Luxuskabine der „Wien". In einem Lehnsessel saß ein Herr, der sich scheinbar nicht regen konnte, eine jammervolle, Mitleid einflößende Gestalt mit stark geschwollenen Gliedmaßen, die jede Bewegung fast unmöglich machten. Aber wie sah der Mann aus! Er steckte in einem dunkelblauen Überrock, der von oben bis unten mit Speiseresten bedeckt war, die schmierigen Beinkleider ausgefranst und das Schuhzeug in Wahrheit das eines Bettlers. Dabei das Haar wohl seit Monaten ungeschnitten, desgleichen die Nägel. Besonders diese waren entsetzlich: wahre Krallen an den unbeweglich auf den Knien liegenden aufgedunsenen Händen.

Ich wurde vorgestellt und nahm der unheimlichen Erscheinung gegenüber Platz. Nachdem wir allein geblieben, sagte der Erzherzog: „Wir sind alte Bekannte. Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?"

Plötzlich erinnerte ich mich. Das war ja unser Mitreisender von Mentone nach Rom! Freilich noch um vieles ungestalteter, unförmlicher, unsauberer, unmöglicher für einen zivilisierten Menschen. Zugleich erinnerte ich mich der geistreichen Gespräche und der vielen, von edelstem Wesen und größter Güte zeugenden Bemerkungen des Unbekannten.

Tiefes Mitleid ergriff mich mit dem Manne. Wie aber waren die beschmutzten und zerfetzten Kleider, das geradezu Abstoßende und Ekelerregende dieses Mitglieds des österreichischen Kaiserhauses zu erklären? Hatte der Erzherzog ein Gelübde geleistet? Fanatiker

konnten in solcher Weise eine Buße vollziehen. Später dann hörte ich: Der Erzherzog war mit einer Prinzessin des Kaiserhauses verlobt gewesen, einem reizenden Geschöpf, das der Fürst leidenschaftlich liebte. Dieses holde Frauenwesen starb eines schrecklichen Todes durch Verbrennen. Der Eindruck des tragischen Endes seiner Braut hatte auf den Geist des jungen Mannes zerstörend gewirkt, zugleich war er schwer herzkrank und litt an Wassersucht.

Als seine Umgebung bemerkte, wie freundlich ihr Gebieter mir gesinnt war, wurde ich häufig von ihr angesprochen: „Sie glauben nicht, wie gütig der Herr Erzherzog ist. Ein Heiliger könnte nicht gütiger sein! Aber — Sie sehen ja selbst! Könnten Sie nicht helfen? Wenn Sie ihm zureden wollten, ärztlichen Beistand anzunehmen. Denn stellen Sie sich vor — todkrank, wie der Herr ist, duldet er keinen Arzt! Er hält es für sündhaft, für seine Heilung etwas zu tun: Gott hat ihm sein Leiden auferlegt, und was Gott dem Menschen bestimmt, muß dieser ertragen ... Ach ja, ich weiß, was Sie sagen wollen: wie unser Herr aussieht! Es ist unmöglich, ihn zu bewegen, andere Kleider anzulegen. Dem Kammerdiener ist streng verboten, seine Wäsche zu wechseln oder zu reinigen. Es ist furchtbar! Seit einiger Zeit ist er so leidend, daß er in kein Bett mehr gebracht werden kann. Er schläft in seinen Kleidern auf einer Matratze am Boden ... Wir bitten Sie, sprechen Sie mit unserem armen Herrn!"

Ich wurde jeden Tag mehrere Male zum Erzherzog gerufen, mußte mich jedesmal zusammennehmen, um den Anblick zu ertragen. Kaum, daß ich imstande war, ihn anzusehen. Dabei war er auch gegen mich von größtem Wohlwollen. Er sagte mir: „Als wir miteinander nach Rom reisten, glaubte ich zu wissen, wer Sie wären. Ich kenne viele Ihrer Bücher und hege seit langem den Wunsch, Sie kennen zu lernen. Auch ich liebe Italien leidenschaftlich, überhaupt den Süden! Jetzt besuche ich meine Güter bei Alexandrien, wohin ich Sie mit Ihrer Gemahlin einlade. Es würde mich aufrichtig freuen, Sie beide für längere Zeit bei mir zu sehen. Auch auf Korfu besitze ich ein Landhaus auf dem Felsenvorsprung von Canone, also dem Achilleion gerade gegenüber. Aber seit dem tragischen Tode der Kaiserin Elisabeth, seitdem der Lieblingsaufenthalt meiner Cousine dem deutschen Kaiser gehört und dieser das Stand-

bild Heinrich Heines entfernen ließ, habe ich die Insel nicht wieder betreten."

Ich erwiderte, daß ich sein korfiotisches Besitztum kenne und häufig mit größtem Entzücken darauf verweilt hätte; auf der paradiesischen Insel sei es für mich ein Stück Eden.

Der Erzherzog meinte: „Ich fürchte, es ist eine Wildnis und das Haus baufällig geworden. Sollte es Sie jedoch freuen, dort zu wohnen, so brauchen Sie es mich nur wissen zu lassen. Mein Haus dort steht Ihnen jederzeit zur Verfügung. Vergessen Sie das nicht!"

Ich vergaß es nicht, vergesse nicht die Güte des Edlen und Unglücklichen ...

Einmal faßte ich mir denn wirklich ein Herz und sprach mit ihm über sein Leiden.

Der Erzherzog erwiderte mit größter Gelassenheit: „Es wäre gegen meine Grundsätze, einen Arzt zu konsultieren: ich leide eben. Sie wissen, wie sehr ich die Tiere liebe, besonders die Pferde und Hunde. Wenn aber eines meiner Lieblingstiere erkrankt, so müssen auch sie leiden, ohne daß ich ihnen Hilfe leisten lasse. Es sind Kreaturen wie wir und haben als Geschöpfe Gottes zu tragen, was Gott ihnen auferlegt ... Sie sehen mich entsetzt an; also sprechen wir nicht weiter davon."

Aber wir sprachen von vielem anderem. Mit jeder Stunde unseres Beisammenseins wurde der Erzherzog vertraulicher. Er sprach ausgezeichnet, doch wurde ihm oft das Reden so schwer, daß es qualvoll war, seinen keuchenden Atem anzuhören.

Er erzählte viel Vertrauliches über Kaiser Maximilian und die Kaiserin Charlotte, der er an dem tragischen Geschick ihres Gemahls schwere Schuld beimaß; er sprach zu mir von Kronprinz Rudolf und der Kaiserin Elisabeth, und er erzählte die Geschichte seines Bruders, Johann Orth. Von diesem will ich nur mitteilen, daß der Erzherzog an seines Bruders Tod und den Untergang sämtlicher Passagiere fest glaubte. Johann Orth hielt sich für einen tüchtigen und durchaus sicheren Seemann und Schiffskapitän, ohne zu diesem Beruf die notwendigen Kenntnisse zu besitzen. Dabei war er gleich dem Kaiser Maximilian krankhaft ehrgeizig und ließ sich von keinem Menschen raten. Da schien der Schiffbruch in den gefährlichen Gewässern, auf

einem schlechten Schiff, mit einer in Eile zusammengesetzten, durchaus nicht tauglichen Mannschaft bei einem Orkan unvermeidlich.

Ich mußte auch meine Frau zu dem Erzherzog führen, was nicht leicht war, denn es war für ihn kaum angängig, sich einer Dame gegenüber zu befinden. Aber auch meine Frau fühlte innigstes Mitleid. Von mir muß ich immer wieder sagen, daß mir jedes Gespräch mit dem Erzherzog ein Erlebnis bedeutete. Im Hafen von Alexandrien angelangt, sagte er zu mir: „Ich erzählte Ihnen viel von meiner Besitzung auf Mallorca und werde Ihnen alles schicken, was ich über die Insel, ihre Geschichte und ihre Bewohner schrieb. Ich möchte auch mit Ihnen in schriftlichem Verkehr bleiben. Und — wenn es Ihnen recht ist, nicht nur in schriftlichem Verkehr. Kommen Sie mit Ihrer Gemahlin nächsten Winter zu mir nach Mallorca. Machen Sie mir die Freude! In der Nähe des Schlosses liegen verschiedene kleine Landhäuser. Eine dieser Villen steht Ihnen zur Verfügung und ich werde für Koch und Dienerschaft sorgen. Und — Sie brauchen mich ja nur selten zu sehen! Brauchen mich nur zu sehen, wenn Sie es wünschen."

Daß wir auf Mallorca des Erzherzogs Gäste sein sollten und „ihn nur selten zu sehen brauchten", diese rührende Zartheit der Empfindung bleibe dem Toten unvergessen.

Wir schieden von einander. Ich erhielt von dem Erzherzog eine Reihe von Briefen und alle Bücher, die er geschrieben hat. Schon im Sommer des nächsten Jahres brach der Krieg aus, und im zweiten Kriegsjahr verließ er diese von Blut und Tränen triefende, von Greuel und Jammer erfüllte Welt; verließ sie nach unendlichen Leiden.

Kurz vor seinem Tode schrieb er mir noch; aber ich konnte seine letzten Worte nicht entziffern.

12.

Ellen von Siemens

Eine andere Gestalt, die Gestalt einer Frau, die in meinem späteren Leben von starkem Einfluß auf mich war: Ellen von Siemens, die Tochter eines großen Vaters Hermann von Helmholtz, und einer bedeutenden Mutter, sie selbst eine Frau von ungewöhnlicher Bedeutung.

Bedeutend an Ellen von Siemens ist ihre organisatorische Begabung. Mit ihrer Begabung, zu organisieren und zu regieren, könnte sie eine Herrscherin sein. Sie ist eine Herrschernatur. Man kann sich gegen sie auflehnen; aber man muß sich ihr unterwerfen. Wenigstens unterwirft man sich ihr!

Ich kenne keine Frau, die in solcher Weise für ihre Freunde lebt, ihrer Freunde gedenkt und für sie „edel, hilfreich und gut" ist. Sie wird viel ausgenützt und mißbraucht worden sein! Viele Unwürdige werden ihre Großmut erfahren haben, und sie wird wissen, was schwere Enttäuschungen sind! Aber niemals hörte ich aus ihrem Munde das leiseste Wort eines Vorwurfs oder gar einer Anklage. Sie entschuldigt immer, hat für alles eine Erklärung, leidet um ihre Freunde, kämpft für sie, auch um solche, die ihrer Freundschaft unwürdig sind.

Obgleich vielfach verkannt, bleibt sie stets dieselbe großangelegte Natur.

Eines Sommers war ich sehr nervenkrank in Bergfrieden. Da schickte mir Ellen von Siemens ihren eigenen Arzt mit einer neuerfundenen gewaltigen Maschine für Diathermie, die zu beschaffen jedem anderen unmöglich gewesen wäre. Ihr aber gelang es!

Ich kenne keine zweite Frau, die sich so mit Schönheit zu umgeben, die Schönheit so zu verbreiten weiß, wie Ellen von Siemens. Schönheit ist für sie Lebensbedürfnis, ist eine Naturnotwendigkeit. Sie würde die Schönheit, deren sie nun einmal bedarf,

in ein Bauernhaus, in eine Hütte hineintragen, und wären es nur Kränze, die sie winden läßt, um Zimmer und Tisch mit Blüten zu schmücken. Wo sie ist, ist auch Schönheit. Meine Freunde können sich daher vorstellen, wie solche Frau gerade auf mich wirken mußte. Sie besitzt einen Willen, den nichts erschüttert und aus seiner Bahn bringt. Was sie will, das muß geschehen. Sie würde das scheinbar Unmögliche möglich machen. Wäre sie schwer krank und wollte sie gesund werden, so würde sie gesund! Sie würde es durch die Kraft ihres Willens.

Während ich von ihr spreche, ist sie schwer krank. Sie erduldet Qualen und trägt ihr Leiden länger als ein Jahr. Dabei leitet sie Berlins größtes Privatlazarett „Siemens-Stadt", ein Musterhaus für unsere verwundeten und erkrankten Helden. Trotz dieser Qualen gedenkt sie ihrer Freunde und ist bemüht, jedem Freude zu bereiten.

Ihre drei Söhne kämpften für das Vaterland, der eine im Osten, der andere im Westen; der jüngste, ein Jüngling von dem schlanken Ebenmaß des Adoranten, hat die Seeschlacht beim Skagerrak mitgemacht. Trotz ihrer Qualen reißt ihr Wille sie vom Krankenlager empor, sie läßt sich ankleiden — niemand weiß sich so schön zu kleiden wie sie — umgibt sich mit Blüten wie eine Märchenkönigin und sieht ihre Freunde, immer die gleich Anmutsvolle und Heitere.

Jawohl, auch Heitere!

Wer sie nicht kennt, kann sich nicht vorstellen, was für Ellen von Siemens Blumen bedeuten. Sie gehören zu ihrem inneren Leben, sind ein Stück ihrer Seele. Sie führt einen wahren Blumenkultus. Die Feste von Ellen von Siemens sind Feste der Blumen; man muß sie erlebt haben! Sie sind ein Blumenrausch, ein Blütenzauber. Sie besitzt ein Genie, Feste zu geben, eines immer wunderbarer als das andere. Aber bei ihr erscheint selbst das Wunderbare natürlich.

Wie Ellen von Siemens aussieht? Ihre Gestalt ist zart, ihr Gesicht schmal und blaß, so sehr schmal und blaß, oft vergeistigt bis zur Verklärung, ihre Augen haben einen Blick, der in die Seele dringt. Sie hat eine Stimme, leise leise, wie feine Musik. Man

muß sich ganz zu ihr hinbeugen, um sie zu verstehen. Aber mit dieser leisen Stimme befiehlt sie, und was sie befiehlt, geschieht.

Ich wollte noch anderes von Ellen von Siemens berichten. Sie hatte eine Tochter, die den lieblichen Namen Gerda und etwas unbeschreiblich Frühlingsfrisches und Blütenhaftes besaß. Es schmerzt mich, von ihr reden zu müssen, da sie — gewesen ist; die junge Menschenblüte welkte und fiel ab. Ihr früher Tod traf das Herz ihrer Mutter wie ein Todesstoß. Daß sie daran nicht verblutete, gehört auch zu den Wundern, die der Wille dieser Frau vollbracht hat ...

Es war 1907 nach dem Erdbeben von Messina. Ich hatte für Berlins große Trauerfeier um Messina den Prolog geschrieben, und unsere Freunde Siemens verschoben ihre Abreise nach Ägypten, um der Feier beizuwohnen. Am Tage derselben sagte mir Frau Ellen: „Gerda nehme ich heute nicht mit in die Philharmonie. Sie soll nichts Trauriges hören, soll kein Grauen empfinden, wie dies Messina es einflößt. Sie ist so jung, so voller Leben und Lebenslust. Und Ägypten! Sie können sich nicht vorstellen, wie selig das Kind ist, mit uns das Wunderland zu sehen! Deshalb nichts von Tod für sie, die ein Gesang des Lebens ist!"

Eine kurze Woche darauf sah das Kind Ägypten als Schwerkranke, fast schon als eine Sterbende, die in Alexandrien aus dem Schiff getragen werden mußte. In Kairo erfolgte dann der Kampf des holden Kindes mit dem Tod, und es unterlag. Nach langer Qual starb sie als Heldin, ihrer Mutter wahre Tochter. Selbst Ellen von Siemens' gewaltiger Wille hatte dem Tod sein Opfer nicht abringen können ...

Als mir ein Telegramm aus Kairo die Nachricht vom Tod der Lieblichen brachte, lag ich in Berlin an Mittelohrentzündung und konnte deshalb der nach einigen Wochen erfolgenden Beisetzung der in die Heimat Überführten nicht beiwohnen. Da war es Ellen von Siemens, die wenige Stunden, nachdem die letzte Ruhestätte ihr Kind empfangen, zu mir ins Zimmer trat. Von dem frischen Grab des Kindes kam sie zu dem kranken Freunde, und nicht ich war es, der tröstete, sondern mir wurde Trost zugesprochen.

Von anderen hörte ich über Gerda von Siemens' Bestattung. Es

war, als würde die tote Jugend und Lieblichkeit selbst zu Grabe getragen: ein Frühlingsfest mitten im Winter! Und ein Frühlingsfest blieb es um die stille Stätte auf dem kleinen Friedhof der Familien Helmholtz und Siemens in Wannsee. In diesem Totengarten blühten im Winter beständig Frühlingsblumen. Ein Blütenhügel bildete das Grab, über dem sich ein Kreuz aus weißen Lilien erhob, bis Adolf Hildebrand das Grabdenkmal für Gerda von Siemens vollendet hatte. Es stellt den gekreuzigten Heiland dar. Jesus Christus liegt noch in einer Gruft. Aber schon scheint in den Gekreuzigten das Leben zurückzukehren; schon scheinen die starren Glieder sich zu regen, schon die Vorbereitung des großen Mysteriums zu beginnen: „Christ ist erstanden!" ...

Nach dem Scheiden der Lieblichen waren die Freunde voll banger Sorge um die Mutter. Aber sie wollte überwinden und sie überwand! Mit ihrem machtvollen Willen zum Leben schuf sie ein Werk, das in seiner Art einzig ist. Durch Jahre schuf sie daran zusammen mit einer ihrer treuesten Freundinnen, der Freifrau von Maltzan. Diese Frau von Maltzan ist eine einzige Frauenerscheinung: voller Witz und Geist; sie ist eine Frau, die man lieben muß, eine Natur im Sinne Goethes. Dabei ist sie Künstlerin; eine begabte Sängerin, eine begnadete Frau.

Ellen von Siemens' „Gerdabuch" nenne ich das „Mutterbuch". Man sieht darin das Kind zur Knospe sich erschließen und atmet ihren Duft. Von Jahr zu Jahr folgen wir ihrem Leben, das eine ununterbrochene Reihe von Festtagen ist, ihr von der Mutter bereitet. Trotzdem lagert über dieser Mädchenseele ein tiefer Ernst, als ahnte sie ihr frühzeitiges Verglühen. Aber in diesem Buche lebt die Tote durch die Liebe ihrer Mutter.

Ich weiß: so wie mir Ellen von Siemens im Leben Blüten gestreut hat, so wird ihre Freundschaft meinen toten Leib in Blüten bestatten: in Narzissen und Veilchen und Rosen.

Es sollen scharlachrote Rosen sein, keine weißen, keine Totenrosen.

13.

Ritter Ungestüm von Ungestüm

So nanntest du dich selbst, und so unterschriebst du dich auf deinen Bildnissen, und so zeichnetest du viele deiner Briefe, du, mein Freund, Alfred Heymel! Dein Wesen sowohl wie dein Leben gaben dir das Recht, dich so zu nennen. Freilich nicht nur ungestüm, sondern wild und toll durchrastest du dein Leben, bis es in Deutschlands großem Krieg auf dem Altar der Vaterlandsliebe als Opferfeuer erlosch.

Dein Tod war ein Qualentod und zugleich ein Heldentod. Wenige Tage vergehen, an denen ich deiner nicht gedenke und um dich nicht trauere; trauere deshalb, weil dir nicht vergönnt wurde, durch eines Feindes Kugel ins Herz getroffen zu werden; weil du ausersehen warst, nachdem du in der Schlacht bei Charleroi zusammenbrachst, einen Qualentod zu sterben. Und wie hast du, dem Tode bereits nahe, diese Schlacht geschildert, du sterbender Dichterschwan!

Es ist dein Qualentod auf deinem Berliner Schmerzenslager, den ich nicht verwinden kann. Denn ein rascher Tod war deine Bestimmung. Du Ritter Ungestüm von Ungestüm konntest kein langes Leben haben! Du mußtest es durchrasen, bis dir die Gottheit Einhalt gebot: „Nicht weiter, mein lieber Ritter! Du bist am Ziel!"

Du altertest nicht und dennoch — dennoch, Alfred Heymel, war es gut für dich, daß dein Lebensritt zu Ende war, du hättest dich doch sonst zu Tode gehetzt ...

Lange Zeit wollte ich diesen heute so schmerzlich betrauerten Alfred Heymel nicht kennen lernen; denn ich hatte über ihn des Tollen und Extravaganten gar zu viel gehört. Er war ein berühmter Herrenreiter und berüchtigter Lebemann und in jedem Sinn ein Ultramoderner. Auch ein „Dekadenter". Was also hatte ich mit ihm zu schaffen? Ganz München sprach von seinem Reichtum,

seinen Liebschaften, seinen Festen, seinen Orgien. Überdies war er der Begründer der „Insel", einer Zeitschrift, die in einer bis dahin unerhörten Ausstattung zum Teil die Gedichte eben jener ultramodernen und dekadenten Jugend brachte, darunter freilich auch die des feinen Rudolf Alexander Schröder und des hochbegabten Bierbaums, des Judas Ischariot Alfred Heymels. Mich schweigend von derartigen Erscheinungen abzuwenden, lag nun einmal in meiner Natur, so gern ich anerkannt und bewundert hätte, was ich später auch bei der neuen Generation oft und oft getan, mir allein zur freudigen Genugtuung. Die Werke anderer zu lesen, daran mich zu erfreuen, darüber glücklich zu sein, mich durch sie erheben zu lassen, war, wie ich schon öfter sagte, von jeher meine stärkste Begabung und ist es bis heute geblieben . . .

Nein, Alfred Heymel, ich mochte dich ganz und gar nicht, was ich dir, als ich dich dann doch kennen und gleich lieben lernte, aufrichtig sagte. Ich mochte dich noch weniger, als du die Tochter verehrter Freunde, Münchens holdeste Schönheit, zur Frau gewannst. Ich empörte mich gegen dich, weil du wagtest, bei deiner Wesensart die Liebliche an dich zu fesseln: dich selbst genau kennend, mußtest du wissen, daß diese Verbindung zum Unheil führen würde, zum Unheil der Frau, der du deinen Namen gabst!

Später ging es dann nicht anders: ich mußte dich kennen lernen. Als man mir deinen Besuch meldete, erschrak ich und wollte dich abweisen. Da warst du schon im Zimmer und es dauerte keine halbe Stunde, da mußte ich dich lieb haben.

Was ich in der ersten halben Stunde für dich empfand, ward mit den Jahren zu einer Freundschaft und einer Treue über Tod und Grab hinaus. Mit dieser Liebe zu dir will ich heute von dir sprechen.

Du selbst erzähltest mir oft genug, du kenntest weder Vater noch Mutter, machtest mir oft genug Andeutungen, in deinen Adern flösse Königs- und Indianerblut. Beide Blutströmungen — sie waren verschieden genug — ließen sich denn auch in deinem Wesen erkennen. Es schien aus beiden Mischungen zusammengesetzt: du warst stolz wie ein spanischer König und wild wie ein Indianerhäuptling; was du mir von deiner geheimnisvollen Abstammung vorplaudertest, hast

du auch anderen berichtet; also begehe ich keine Indiskretion, davon zu reden. Ich konnte dich mir recht gut auf einem Thron vorstellen, aber auch, wie du auf ungesatteltem Pferd, den Kriegsruf ausstoßend, ein Lasso schwingend, über die Prärie sprengtest.

Bisweilen, wenn dich eine tolle Laune ankam, stelltest du dich vor den Spiegel, schnittest deinem Spiegelbild die greulichsten Grimassen und brachst schließlich in den empörten Ausruf aus: „Also, Onkel Voß! Ich glaube wahrhaftig, ich bin doch ein Jude!"

Onkel Voß! Ich war dein guter alter Onkel Voß, nichts weiter als das. Du fühltest meine Liebe zu dir, machtest dir im Grund herzlich wenig daraus; aber — ich war eben Onkel Voß! Er konnte dir stundenlang zuhören und an dir seine helle Freude haben. Oft genug freilich auch hellen Ärger! Er konnte dir in das Labyrinth deiner Phantasien folgen und dir alle deine Torheiten und Tollheiten nachfühlen; denn — und ich kann es nicht stark genug betonen — es waren nur Torheiten, nur Tollheiten, waren niemals Unritterlichkeiten. Und immer waren es Dinge, die nur du auf der ganzen weiten Gotteswelt vollführen konntest.

Warst du bei mir in Bergfrieden, so kamst du manche liebe Mitternacht in irgendeinem phantastischen Nachtgewand aus China oder Japan zu mir ins Waldhaus heraufgestiegen und begannst zu erzählen: Abenteuer, Reiterstücke, Liebesgeschichten. Ganze Bände könnte ich damit füllen. Ich lag in meinem grünblauen Zimmer und hörte dir zu, bis der Morgen graute. Als fescher Chinese oder Japaner stolziertest du im Zimmer auf und ab, gestikuliertest wild, schnittest Grimassen und schwatztest die purpurfarbene Morgenröte vom Himmel herab auf die Erde. Dazwischen krähtest du wie ein Hahn, was, nebenbei gesagt, für dich Ausdruck höchster Lebenswonne bedeutete, und ich lachte Tränen über dich. Ich glaube, selbst ein Heiliger hätte über deine Abenteuer von Herzen gelacht.

An deinem hageren Rennreiterleib war keine Rippe, kein Glied, das du nicht so und so viele Male auf Rennritten und Schnitzeljagden gebrochen hättest. Doch das machte dir nichts. Ganz und gar nichts machte es dir. Mit einer zerbrochenen Rippe stiegst du unverweilt wieder aufs Pferd und rittest weiter, rastest weiter. Abenteuer hattest du gleich einem Ritter des Mittelalters, und jedes

Abenteuer bestandest du siegreich; war doch ein besiegter Ritter Ungestüm von Ungestüm einfach nicht zu denken!

Du führtest die Feder wie den Degen. Besonders groß war deine Begabung als Journalist. Und noch in anderem warst du ein Meister: als Übersetzer. Von deinen Gesängen und Gedichten kann ich heute nicht sprechen, sie sind zu sehr ein Teil von dir selbst und dein Grab ist noch zu frisch. Aber deine Briefe an deine Freunde werden früher oder später Auferstehung feiern. Und wie liebtest du deinen Inselverlag! Weißt du noch, als du von deiner Reise mit Doktor Solf aus Afrika zurückkamst und von Neapel direkt nach Bergfrieden fuhrst? Weißt du es noch? Fast ein volles Jahr hattest du keine Bücher gesehen. In Bergfrieden erwarteten dich zwei gewaltige Packen des Inselverlags. Gleich in der ersten Viertelstunde ließest du beide ins Wohnzimmer kommen und aufschnüren. Fünfzig und mehr Bücher fielen heraus. Du aber streutest sie auf den Boden, warfst dich darauf und krähtest vor lauter Lust und Wonne: „Bücher — Bücher — Bücher!" Du warst wie berauscht vor Freude, endlich wieder deine Bücher in der Hand zu halten, griffst in die Menge, wühltest darin, wie ein Geizhals in seinen Schätzen, streicheltest die schönsten Einbände, liebkostest sie wie eine geliebte Frau. Nein, viel zärtlicher! Denn das Allerheiligste auf der Welt waren dir deine Bücher!

Und wie du von Büchern sprachst! Von den Büchern großer Dichter wie ein Priester von der Heiligen Schrift. Natürlich waren auch unsere großen deutschen Dichter für dich groß. Aber neben diesen allerhöchsten Gottheiten thronten in deinem Tempel eine ganze Heerschar Halbgötter: Hugo von Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann, Vollmöller und Bierbaum, Rudolf Borchardt und Franz Blei und Fritz von Unruh. Vor allen anderen aber dein heißgeliebter Rudolf Alexander Schröder. Zu diesen vielen drängten sich beständig andere und neue, eine Zeitlang sogar der Dichter der „Hose", Herr Sternheim, und ähnliche üble Geister. Aber du hattest an sie alle den heiligen Glauben. Immer wieder entdecktest du am Himmel der modernen und modernsten Literatur und Kunst einen neuen Stern und jedes dieser Gestirne machtest du dir zur Sonne, die sich freilich oft bald als flackerndes Irrlicht erwies. Auf hohen Stufen

erbautest du dir dein Heiligtum und auf den Altar stelltest du die Bildnisse deiner Götter und Göttlein, eine lange, lange Reihe. Vor den Größten aber opfertest du, betetest du an, lagst du in Demut hingestreckt . . .

Was ich hier über Alfred Heymels Freundschaftsidealität plaudere, soll — bewahre mich vor solcher Sünde sein verklärter Geist — nicht etwa für seinen Charakter verkleinernd klingen. Im Gegenteil! Gerade in seiner Eigenschaft als Freund kann ich von Alfred Heymel nicht sprechen ohne tiefe Ergriffenheit; kannte und kenne ich doch keinen Menschen, der solchen Kultus der Freundschaft trieb und von dem heiligen Geist der Freundschaft so erfüllt war wie er! Sein Glaube an die Freunde, seine Begeisterung für sie mußte auch ihnen den Glauben an sich geben, mußte sie selbst an ihre Mission glauben machen. Denn als Mission faßte er den Beruf des Dichters auf. Oft und oft mußte ich denken: hätte ich in den Wirren meiner Jugend solchen Freund gehabt! Mir wäre im Leben vieles erspart geblieben.

Nicht alle, für die Alfred Heymel in überquellender Warmherzigkeit sich begeisterte, erkannten ihn. Er erlebte schwere, bittere Enttäuschungen. Aber sie machten ihm nichts. Er schüttelte sie ab, wie eine treulose Geliebte. Es gab genug andere, die er auf einen Thron heben und an die er glauben, denen er auch helfen konnte. Denn wo er glaubte und liebte, half er und das nicht nur mit Geld. Das Geld war ihm das wenigste und wertloseste, das er seinen Freunden, solchen, die es bedurften, verschwenderisch gab.

Er besaß viel Geld — leider! Denn sein vieles Geld gereichte ihm nicht zum Glück. Ohne seinen Reichtum wäre er ein anderer geworden. Er warf das Geld hin, als ob ein Goldstück ein Kieselstein wäre. Da er nun seinen Reichtum nicht erworben, sondern ererbt hatte, kannte er auch nicht den Wert des Geldes, obgleich er ohne Geld, ohne sehr viel Geld nicht leben konnte. Reichsein hielt er für etwas so Natürliches, wie es eben natürlich war, daß der Mensch aß, trank, lachte und liebte. Befand er sich in Bergfrieden, so lag in seinem Zimmer das Gold umher, als sei es nicht wert, aufgehoben zu werden. Das war eine üble Gewohnheit, die ihn auf die Dauer zum armen Mann gemacht hätte. Eine Vorstellung, nicht auszudenken!

Stets steckte er voller Pläne! Womöglich jeden Tag einen neuen Plan. Und ein jeder Plan war phantastisch, bizarr, toll — manchmal groß. Er träumte von neuen Erfindungen, etwas Erstaunlichem, noch nie Dagewesenem. Und es ging mir schlecht, wenn ich nicht unerschütterlich an alles glaubte, mich dafür nicht augenblicklich glühend begeisterte. Obgleich ich sein „Onkel Voß" war, konnte er diesem ehrwürdigen Herrn bitterböse sein und sehr wild mit ihm umgehen. Ach, er war ein großes Kind. Bisweilen auch ein recht unartiges, dem ich gehörig die Leviten lesen mußte. Dann war er freilich zerknirscht und konnte — auch wie ein Kind — bitten und betteln, ihm wieder gut zu sein. Ich war es natürlich sofort. Wie hätte ich anders können?

Waren Gäste bei uns, die ihm nicht behagten, so zeigte er offen, daß er sie in das Land wünschte, wo der Pfeffer wächst. Wir konnten indes unmöglich unsere Gäste fortschicken, weil sie Alfred Heymel nicht genehm waren. Bisweilen kam er zu mir nach einer durchreisten Nacht. Ohne nur zu grüßen, rief er mir in der ersten Minute zu: „Sei still! Sei ganz still! Hör zu!"

Und zog aus der Tasche ein Manuskript hervor, begann zu lesen und ich durfte kein Wort sagen, mußte still, ganz still sein! In solchen Stunden liebte ich ihn am innigsten, denn in solchen Stunden war er am liebenswürdigsten, am liebenswertesten. Dieser Alfred Heymel besaß etwas von einem Elementargeist; er glich dem Sturm. Es war seine Natur, zu stürmen, zu brausen, zu glühen und zu flammen. Er war beständig lodernde Lohe. Das aber verträgt der Mensch, der Erdgeborene, nicht auf die Dauer. So erging es ihm. Er mußte sich selbst verbrennen, sich selbst vernichten.

Einmal erlebte ich auch etwas Komisches mit ihm. Er führte mich in München zu einem Fest, zu welchem seine Freunde ihre Dämchen mitgebracht hatten. Da saß ich nun dazwischen. Das jüngste und niedlichste Dirnchen frug ihn, nachdem es mich lange fixiert hatte: „Wer ist denn der Alte?"

„Wer der ist? Vor dem habe Respekt! Das ist ein ganz berühmter Mann."

„Wer ist es denn?"

„Gabriele d'Annunzio."

Das Dämchen rümpfte sein Näschen, wendete sich verächtlich von mir ab und sagte: „Ach der! Der hat mir zu viel Schulden!"

Damit war Italiens vermeintlicher großer Sänger und Heros abgetan. Wenn er, der „Göttliche", das gewußt hätte!

Dann kamen ernste Zeiten über Alfred Heymel, wo ihm „Onkel Voß" nach besten Kräften beistand. Es kam die Trennung und Scheidung von seiner schönen Frau und anderes Schweres. Viel helfen konnte ich nicht. Immerhin war ich treulich an seiner Seite. Es erfolgte mit Doktor Solf eine zweite Afrikareise; als ich mich im Frühling 1914 wiederum auf der Insel Brioni befand, schrieb er mir: „Ich bin krank und muß gesund werden. Ich will Euch sehen. Kann ich kommen?"

In der großen Fremdenherberge aber war kein Platz und ich riet ihm dringend zu dem Sanatorium Martinsbrunn bei Meran. Dorthin ging er denn auch. Und als wir im Mai 1914 bereits in Bergfrieden waren, hörten wir aus Berlin sowohl wie aus Meran: „Wißt ihr schon? Alfred Heymel ist schwer krank. Er ist todkrank. Stellt euch vor: Alfred Heymel unheilbar!"

Es war eine Nachricht, die mich ins Herz traf.

Er hielt es in Martinsbrunn nicht lange aus. Im Juli schon kam er zurück und wollte mich sehen. Ein Freund brachte ihn im Automobil zu uns. Er war so schwach, daß er die Reise in der Sommerhitze nur im Automobil hatte machen können. Wie er aussah! Kaum zum Wiedererkennen! Und dieser abgezehrte Mann mit dem fahlen Gesicht und den fieberglühenden Augen war Alfred Heymel! War mein Ritter Ungestüm von Ungestüm.

Wir hatten für ihn alles so bequem wie möglich vorbereitet; aber ihm war nichts recht. Wir mußten ihn oben im Waldhause unter meinem blaugrünen Zimmer einquartieren. Von dem Diener gestützt, schwankte er zu mir die Treppe herauf und ließ sich sogleich in einen Liegestuhl fallen. Als wir allein waren, sah er mich mit todtraurigen Augen an und sagte: „Onkel Voß, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Du mußt mir dein Ehrenwort geben, es keinem Menschen zu verraten; denn ich sage es einzig dir allein: ich habe Tuberkulose."

Was sollte ich tun? Wie hätte ich ihm mein Ehrenwort geben

können, zu schweigen, da es seine sämtlichen Freunde bereits wußten. Was wäre geschehen, wenn er in Berlin von diesem oder jenem gehört hätte: „Armer Alfi, wir wissen ja —" Er hätte ausrufen müssen: „Das hat Voß euch verraten!" Es kostete mich einen schweren Kampf. Weil er jedoch immer dringender mein Ehrenwort forderte, so mußte ich ihm sagen — ich tat es in der denkbar rücksichtsvollsten Weise — ich fürchtete, man hätte in Berlin und in Meran von seiner Erkrankung gehört.

Dieser mit der größten Schonung gemachten Bemerkung erfolgte seinerseits ein Ausbruch von Verzweiflung, bei dem leidenschaftlichen Temperament des Unglücklichen wie ein Anfall von Raserei. Er schrie: „Also wisse alle Welt, daß er ein Verlorener sei! Er wolle jedoch kein Verlorener sein! Er wolle leben! Wolle das Leben genießen! Das Leben durchrasen! Auch arbeiten wolle er, große, herrliche Dinge! Er habe Kopf und Herz voll davon. Und dann solle er krank sein? Ein elender Schwindsüchtiger? Er, Alfred Heymel! Das sei einfach unmöglich! Nun heiße es: wißt ihr schon? Alfred Heymel ist krank, hat die Tuberkulose. Mit ihm ist's vorbei! Er aber wolle den Menschen zeigen, daß es mit ihm nicht vorbei sei. Noch auf lange hinaus nicht!"

Ach, es war für uns beide eine schlimme, schlimme Stunde. Ich fühlte seine ganze Qual und litt mit ihm, konnte mich indes nicht schuldig fühlen.

Bis spät in der Nacht blieb ich bei ihm. Er raste weiter, bis die Erschöpfung eintrat. Aber am nächsten Vormittag — wie geschah mir da? Es war ein köstlicher Morgen und plötzlich erschien er in der großen Halle, wo ich beim Frühstück saß. Aufrecht und stark, ein Bezwinger und Sieger trat er mir entgegen, lächelnden Mundes, leuchtenden Blicks.

Was ich am gestrigen Abend erlebt hatte, schien ein Traum gewesen zu sein!

Er begann zu sprechen und er sprach stundenlang, wie nur er sprechen konnte: Alfred Heymel in seinen größten Momenten; denn in solchen Augenblicken der Ekstase war er groß. Viel sprach er von Hugo von Hofmannsthal, den er heiß liebte und der ihm entfremdet worden war. Er sagte: „Hofmannsthal schreibt an einem neuen

Roman. Ich vergehe vor Ungeduld, bis er ihn vollendet hat. Ich sage dir, Onkel Voß, es wird ein großartiges Buch. Wie sich seine ersten Gedichte nur mit Goethes Gedichten vergleichen lassen, wird man diesen Roman nur mit Wilhelm Meister vergleichen können. Sein Erscheinen wird in der Weltliteratur ein Ereignis bedeuten ... Unsinn, daß ich krank sein soll! Schwer, unheilbar krank! Ich fühle mich wie das Leben selbst, bin wie das Leben selbst! Gestern habe ich dich, du dummer alter Onkel Voß, erschreckt und geärgert; aber du kennst ja deinen Alfi! Heute ist alles vorüber. Sieh, wie der Tag leuchtet! Mir wird trotz Allem ein neues Leben blühen und du wirst dich am meisten mit mir freuen, du alter, lieber, dummer Onkel Voß!"

Er war hinreißend. Man mußte ihn eben lieben ...

* * *

Der Besuch in Bergfrieden war meines Wissens der letzte Besuch, den er überhaupt bei Freunden machte. Er ging von mir direkt nach Berlin in seine schöne Wohnung in der Nähe der Siegessäule; und sehr bald hörte ich jetzt von allen Seiten, daß er unheilbar sei. Aber ich erhielt von ihm freudige, hoffnungsvolle Briefe und von der Krankheit stand nicht ein Wort darin.

* * *

Der Krieg brach aus und Alfred Heymel, der Schwerkranke, jubelte. Seit Jahren hatte er diesen Krieg vorausgesagt. Ein Astrolog in London, der ihm sein Horoskop gestellt, prophezeite diesen Krieg, und sein Glaube an diese Vorhersagung war unerschütterlich. In seinen Jubelbriefen schrieb er mir: „Gewonnen, Du lieber alter Onkel Voß! Ich habe meine Wette gewonnen! Wenn wir wieder beisammen sind, mußt Du sie mir in Sekt bezahlen. Ich werde Dich arm trinken. Augenblicklich geht es mir nicht ganz gut; aber natürlich meldete ich mich bei meinem Oldenburger Regiment ... Krieg! Krieg mit Serbien, Frankreich, England! Mit der ganzen Welt! Herrgott, ist das ein Glück!"

Eine Rippenfellentzündung warf ihn von neuem nieder. Aber

mit neununddreißig Grad Fieber raffte er sich auf, sang seinen prachtvollen Schlachtensang, begab sich zu seinem Regiment, zog mit diesem hinaus, kämpfte in Belgien, war bei der Schlacht von Charleroi, wurde von keiner Kugel getroffen, brach jedoch körperlich zusammen.

Er wurde nach Berlin transportiert und dort erfolgte sein Martyrium. Er erhielt das Eiserne Kreuz und legte es vor sich auf sein Bett. Als ich anfangs November nach München kam, begrüßte mich eine Depesche: „Komm bald, wir wollen zusammen vergnügt sein, denn wir werden zusammen Sieg auf Sieg feiern. Komm recht bald. Es freut sich auf Dich Dein Alfi."

Nahezu zwei volle Monate mußte er noch leiden. Dann trat zu diesem Menschen, der in Lebensgluten und Tatenstrom auf und ab wallte, als sein bester Freund der Tod: Alfred Heymels Wohltäter und Erlöser.

Er hat die Schlacht von Charleroi geschildert. In der gewaltigen Chronik des Weltkrieges wird diese Schilderung Alfred Heymels für klassisch gelten.

* * *

Alfred Heymel starb in Berlin und wurde in Berlin begraben.

Das Irdische des Menschen, der eine Flamme war, sank nicht in Flammen zu Asche. Die Freunde überführten später seinen Leichnam nach Bremen. Dort ruht er in einer Erde, die er geliebt hat, so heiß, wie nur er lieben konnte, dort fand der Ritter Ungestüm von Ungestüm den Frieden der Ewigkeit.

* * *

Eine seiner Freundinnen, die ihm wert war, Frau Doktor Lilli Bierbach, sandte mir über Alfred Heymels Tod ein Gedicht.

Ich rufe es ihm nach in die Ewigkeit:

Zum Tode von Alfred Walter Heymel, den 26. Februar 1915

„Nun ist's geschehen!
In einen schmalen Schrein
Legt man das sturmdurchwühlte Herz,
Dem eine ganze Welt zu eng und klein.

Er, der voll Übermut sich wand
Den buntesten, den vollsten Lebenskranz,
Liegt starr und still.

Schläft nun so traumlos tief,
Daß nichts, was sonst ihn lockend rief,
Sein Ruhen stört.

Allein in stolzer Herrschereinsamkeit,
Erhaben über alles Erdenleid
Ging er dahin!

Umglänzt noch von des Sieges Morgenrot
Und schon im Herzen schwere Todesnot
Als Kampfgewinn!

Erlegen zwar und doch nicht überwunden
Ein Geist, vieltausendfach ans Licht gebunden,
So bleibt er uns.“

14.

Drei Geistliche

Pastor Paul Le Seur

Wenn ich zurückdenke, steigt vor mir die Gestalt eines Mannes auf, der noch heute einen starken Einfluß auf mein Leben ausübt: Pastor Paul Le Seur.

Ich hatte niemals die Einbildung, ein guter Christ zu sein, und ich beichtete in diesen Blättern, was ich in meiner Jugend mir an Stelle des Gebets zum Gebot zu machen versuchte: nach bestem Können Hilfsbedürftigen hilfreich zu sein.

Als Knabe war ich fromm. Auch das sprach ich aus. Jeder Sonntag war für mich in Wahrheit ein geheiligter Tag. Wie feierlich war der Gang vom Gutshof zur Kirche an der Seite meiner Eltern durch die Dorfgasse, über den Kirchhof an unserem Erbbegräbnis vorbei, in das kleine Gotteshaus. Die Straße war eine echt pommersche Dorfgasse, ungepflastert und unsauber, mit kleinen Häusern, die Dächer mit Stroh gedeckt. Dem Knaben aber erschien der häßliche Weg als der köstlichste der Welt; war er doch Heimatsweg! Aus jedem Hause traten bei dem zweiten, nicht allzu melodisch klingenden Läuten der Kirchenglocken die Familien der Taglöhner in der altväterischen Tracht des Weizackers: die Weiber gar prachtvoll gekleidet, in hundertfältigen selbstgewebten kurzen Röcken mit buntem Saum, darunter das gestickte Hemd hervorleuchtete, mit buntseidenem Busentuch, das Haar glatt zurückgekämmt, wie an den Kopf geklebt, mit schwarzer Seidenkappe bedeckt, von der ein Gewoge breiter Bänder bis auf den Boden herniederhing. Auch diese seidenen Bänder grellbunt mit eingewirkten Blumen, die im Sonnenschein strahlten.

Alle Kirchgänger schlossen sich der Herrschaft an, sie zutraulich

grüßend und freundlich mir zunickend: „Guden Dag ok, jung Herr! Na, wie geiht's denn?" Denn sie hatten mich lieb!

Die alte Kirchhofsmauer war vielfach abgebröckelt, aber darüber glühten wilde Rosen und leuchtete blühender Holunder. Auf den Gräbern derer, die in der Heimaterde die letzte Ruhestätte gefunden hatten, weideten die Schafe. Die Kreuze mit den Namen der Gestorbenen und den kindlich-frommen Trostsprüchen waren aus Holz oder altertümlich geformtem Schmiedeeisen, und gar bunt bemalt. Nur selten war ein Grab von einem Gitter umschlossen.

Unmittelbar neben der herrschaftlichen Gruft stand ein alter Maulbeerbaum, und wenn dessen länglich-schmale Früchte sich purpurn färbten, gab es im ganzen Dorf für mich keinen schöneren Platz als den Acker der Toten.

Unsere alte, kleine, liebe Kirche! Bevor mein Vater sie neu aufbauen ließ, war sie wohl eines der dürftigsten Gotteshäuser im gesegneten Pommernlande. Für mich bedeutete sie ein strahlendes Heiligtum! Ich saß „im Stuhl" der Herrschaft zwischen Vater und Mutter, lauschte andachtsvoll auf den, ach, so mißtönenden Gesang der Gemeinde, mischte meine dünne Kinderstimme hinein, und wenn dann der Herr Pastor den Gottesdienst begann — das Kind verstand freilich nichts davon, wurde aber von allen Schauern eines Mysteriums ergriffen.

Dann ward es anders. In Berlin wurde ich in der Sankt Lukaskirche eingesegnet, und Pastor Frommel gab mir auf meinen Lebensweg einen Bibelspruch mit, der ein Lebensspruch war. Trotzdem ward es anders. Ich suchte Gott nicht mehr in seinem Hause auf. —

Es war im Herbst 1906, als eine gute Freundin mich frug: „Hörten Sie jemals Pastor Paul Le Seur predigen?"

„Nein. Wer ist dieser Paul Le Seur?"

„Pastor an der Berliner Stadtmission. Er predigt in der Kirche am Johannistisch. Sie reisen gerade nach Berlin. Erweisen Sie sich selbst die Liebe, ihn zu hören."

In Berlin schlug die Woge des Berliner Lebens über mir zusammen und ich vergaß, daß ich der Freundin versprochen hatte, Paul Le Seur zu hören.

Da kam sie selbst nach Berlin, und eine ihrer ersten Fragen war, ob ich Paul Le Seur gehört hätte.

„Nein."

„Wollen Sie mich nächsten Sonntag begleiten?"

„Gern."

Wie lange war es her, daß ich einem evangelischen Gottesdienst beigewohnt hatte! Nun saß ich an der Seite der Freundin in der Stadtmissionskirche und harrte des Mannes, den predigen zu hören ich gekommen war.

Nach dem Gesang der Gemeinde — die Kirche war gedrängt voll und ich bemerkte viele hohe Militärs und Staatsbeamte — trat Paul Le Seur vor den Altar. Ich sah in ein vergeistigtes, von inbrünstiger Andacht verklärtes Gesicht und hatte gleich im ersten Augenblick die Empfindung: dieser Verkündiger des Herrn wird zu dir sprechen.

So geschah es. Paul Le Seur predigte machtvoll, hinreißend. An jenem Sonntag sprach er von dem Heiland. Nur von ihm! Er sprach von der Liebe, die Christus zu uns hatte und die ihn unaufhaltsam seinem Martyrium und dem Kreuzestod zutrieb. Was er sagte, war durchaus nichts Ungewöhnliches; aber — wie er es sagte!

Ich will hier gestehen, daß nach seiner Predigt in meiner Seele sich etwas löste, das Jahrzehnte wie ein Bann darauf gelegen ...

Von Stund an verehrte ich nicht nur diesen wahren Diener seines Gottes, sondern ich liebte ihn. Solange ich noch in Berlin war, besuchte ich jede seiner Predigten, und jede steigerte meine Empfindung von Verehrung und Liebe.

Ich lernte Paul Le Seur auch persönlich kennen, und das Wesen des noch jungen Mannes mit dem blassen edlen Gesicht und den dunklen leuchtenden Augen packte mich so stark, wie seine Worte mich packten. Er hatte ein Jünglingsheim gegründet und war gerade damals bemüht, das sehr bescheidene Heim in eine Musteranstalt zu verwandeln; für diesen Zweck trug er Scherflein auf Scherflein zusammen, wie ein Maurer Stein auf Stein bei einem Bau. Er suchte für sein Liebeswerk Unterstützung bei den Geringen und Geringsten, fand gerade bei diesen die stärkste Mithilfe und konnte von ergreifenden Beweisen höchster Nächstenliebe gerade der Ärmsten berichten.

Paul Le Seur führte mich in sein Haus zu seiner anmutigen Frau, und ich durfte einer der von ihm dort veranstalteten Andachten beiwohnen. Zu meinem Erstaunen befanden sich unter den Teilnehmern viele junge Offiziere. Nachdem Paul Le Seur gesprochen hatte, redeten einzelne der kleinen Gemeinde und am begeistertsten und überzeugtesten taten dies eben jene Jünglinge im Rock ihres Kaisers und Königs! Auch das machte auf mich tiefen Eindruck. Es war eine neue Welt, die sich mir auftat.

Auch in seinem Jünglingsheim wohnte ich einigen Abenden bei, und auch dort fühlte ich mich ergriffen. Der Begründer der Gemeinschaft dieser jungen Seelen gab ihnen Geist von seinem Geist. Er sprach zu ihnen so schlicht und dabei so verständlich, als ob er aus ihrer eigenen Seele heraus zu ihnen redete. Diesem Vortrag folgte die heiterste Geselligkeit. Da war denn Paul Le Seur ein Jüngling unter Jünglingen, ihr guter Kamerad, ihr fröhlicher Genosse, ihr treuer Freund und weiser Berater.

Wie mein armer Ritter Ungestüm von Ungestüm mich zwang, ihn zu lieben, so erging es mir auch mit diesem Manne ...

Ein Jahr später baute Paul Le Seur sein Jünglingsheim und gründete seine Zeitschrift „Der Hochweg". In dieser sprach er beständig auch zu mir. Trotz seiner fast erdrückenden Tätigkeit fand er Zeit, mit mir zu korrespondieren. Ich kam zu ihm wie ein katholischer Christ zu seinem Beichtiger und vertraute ihm viele meiner seelischen Nöte. Immer fand ich bei ihm Gehör. Nicht nur Gehör, sondern auch Beruhigung, Linderung, Trost.

Als der Krieg ausbrach, wurde er nach Brüssel berufen, wo er noch heute seines Amtes waltet. Ich stelle ihn mir vor an dem Schmerzenslager unserer verwundeten Helden; stelle ihn mir vor an Sterbebetten, und preise jeden, den er in seiner Todesstunde mit milder Hand aus dem Leben leitet. In meiner letzten Stunde wird er nicht bei mir sein; aber ich bat ihn, meinen toten Leib zur letzten Ruhestätte zu geleiten.

Ich füge hier einen Brief ein, den ich anfangs dieses Jahres — 1917 — von ihm erhielt, und der dafür zeugen soll, wie er mir auch während dieser Zeit höchster Not des Vaterlands beistand mit seiner Kraft.

Brüssel, den 3. Januar 1917.
Gouvernement.

... Lassen Sie mich auf Ihren Brief gleich antworten. Es spricht so viel tiefer Schmerz daraus.

Als ich im Oktober 1914 nach Brüssel kam, das Herz ganz und gar voll von der glühenden Begeisterung des Augusts, da bin ich hier durch unsagbar schwere Kämpfe hindurchgegangen. Ich fand hier zunächst alles anders, als ich es erwartet hatte. Frivolen Leichtsinn in empörendsten Formen angesichts des höhnenden Feindes, Kleinlichkeit in Rangstreitigkeiten, Kompetenzkonflikte und Ordensjägereien, und dazu viel Verdrossenheit und Müdigkeit. Mir war's immer wieder, als ob man mir einen Eimer Schmutzwasser nach dem andern über mein heiliges Feuer gösse.

Jetzt bin ich bald 2¼ Jahre in Brüssel. Trotz aller Bemühungen unseres prächtigen Generalgouverneurs und anderer sind diese häßlichen Züge noch heute vorhanden, ja sie sind vielleicht stärker zu sehen wie im Anfang. Auch hier draußen ist die hervorstechende menschliche Eigenschaft, die einem begegnet, der Egoismus.

Und trotz alledem brennt heute die Flamme meines Idealismus heller und wärmer wie je. Wie ist das möglich?

Mancherlei hat mir geholfen. Zunächst geschichtliche Studien. Ich las z. B. Treitschke über die Freiheitskriege, ich las den Briefwechsel von Clausewitz mit seiner Frau u. a. Das Ergebnis war, daß ich klarer wie je sah, daß auf dieser Erde halt immer mit Wasser gekocht wird, und daß auch die großen Zeiten der Vergangenheit, im einzelnen gesehen, gar viel Häßliches mit sich geschleppt haben. Dieselben Intrigen zwischen hochgestellten Heerführern, dasselbe Nörgeln und Schimpfen nach allen Seiten, derselbe Ehrgeiz und dieselbe Zügellosigkeit.

Ich dachte weiter geschichtlich zurück. Vor vielen Jahren las ich einmal in Mecklenburg eine überaus eingehende Darstellung der Reformation nur auf dem Mecklenburger Gebiet. Es war mir damals geradezu ein Schrecken, zu sehen, wie unsagbar klein und häßlich so vieles in dieser Bewegung aussieht, sobald man das Einzelne beachtet. Und war es nicht doch eine wunderbar große Bewegung?

Ja, gehen wir bis an die Quelle der christlichen Kirche zurück.

Wer in Jesu Erdentagen aus der Jüngerschar nur den Judas gekannt hätte, zu welchem Urteil über die Sache Jesu wäre er gekommen? Und schließlich waren doch auch die anderen Jünger, wie wir sie aus dem Neuen Testament kennen lernen, Menschen, die recht sehr zur Kritik herausforderten.

Das Christentum oder die Reformation oder irgendeine andere geschichtliche Erscheinung würdigt niemals derjenige richtig, der sich mit seiner Kritik in die Einzelheiten ihrer Erscheinungsformen verbeißt. Vielmehr gilt es, die treibenden Kräfte, die der Bewegung zugrunde liegen, richtig zu erfassen und zu bewerten.

Ist es heute anders? Man könnte manchen dicken Band füllen mit unbeschreiblich häßlichen Einzelzügen aus Heer und Volk Deutschlands im großen Kriege. Aber welches Bibliothekgebäude der Welt wäre groß genug, um die genaue Darstellung all der Einzelzüge stiller, selbstverständlicher Treue, verborgenen und dennoch in unbeschreiblicher Majestät strahlenden Heldentums aufzunehmen? Und es läßt sich doch gar nicht leugnen, daß, allen elenden Einzelheiten zum Trotz, bisher gottlob die hehren großen Kräfte der Treue, der Hingabe, des Dienstes, des Opferns die bestimmende Gewalt in der Seele des deutschen Volkes haben.

Als ich zum erstenmal in meinem Leben einen Gletscher von weitem sah, war ich tief ergriffen von der wunderbaren Schönheit dieses Bildes, aber als ich ihn betrat und mir so einige Fußbreit des Ganzen aus nächster Nähe beschaute, war ich erstaunt, wie schmutzig er war. Aber ist er trotz dieser häßlichen Einzelheiten im Ganzen nicht unbeschreiblich schön? Man muß die richtige Entfernung von den Ereignissen innerlich gewinnen, so daß das einzelne verschwindet und nur die großen Gesamtzüge hervortreten. Dann aber stehe ich staunend vor unserem deutschen Volk und Heer und zwar bei weitem am meisten vor dem einfachen Mann.

Alle solchen Erwägungen waren mir hilfreich. Aber sie wären wohl kaum stark genug gewesen, wenn nicht etwas anderes, unendlich viel Tieferes, hinzukäme.

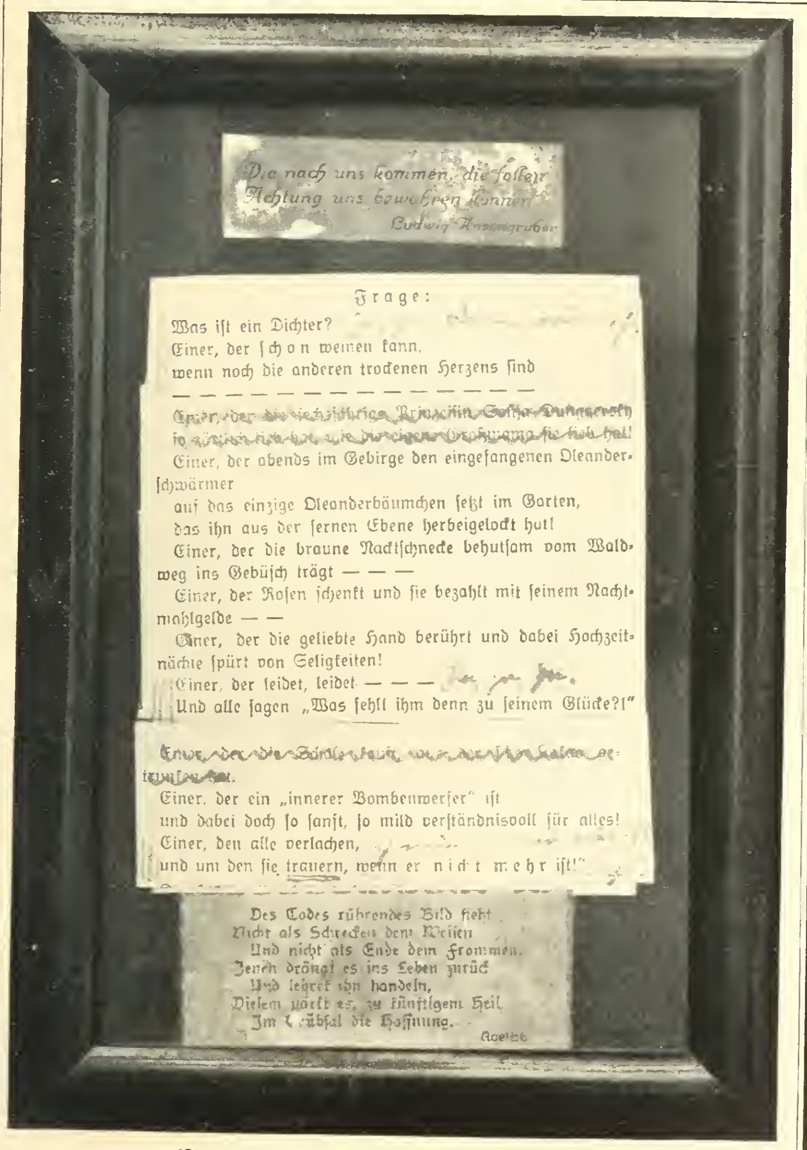
Wie beurteilt die Bibel, wie beurteilt Jesus die Menschen? Lesen Sie doch darauf einmal das Neue Testament durch. Wir finden dort eine seltsame Vereinigung von Optimismus und Pessimismus.

über die Menschheit und das menschliche Herz kann niemand pessimistischer urteilen, als der Herr und die Seinen. Aber weil dieser Pessimismus zu Ende geführt ist, wird er überwunden, und es wird aus dieser Nacht das Licht eines strahlenden Optimismus geboren. Gott sieht, daß das Menschenherz durch und durch böse ist, so böse, daß sie Jesus kreuzigten; und zwar ist sein Böses in der Wurzel die Selbstsucht; und dennoch geht er mit einem solchen Optimismus an die Menschen heran, daß er sie also liebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gibt. Und durch den, der in der Krippe lag und am Kreuze hing, wird ein Neues in der Menschheit. Aber nirgends erwartet der Herr, daß nun in einer gradlinigen Entwicklung die Menschheit ein Paradies auf der Erde bauen werde. Er sagt es voraus, daß beides zur Ausreifung kommen muß, das Gute und das Arge. Darum sieht er am Ziel der irdischen Entwicklung zunächst grausigste Katastrophen menschlicher Sünde. Und dann — dann will Er kommen und sein Reich vollenden.

Aber das ist nicht nur Zukunftstrost. Im Herzen derer, die Ihm vertrauen und gehorchen, blühen schon jetzt Blumen dieses Paradieses und Früchte reifen. Im Dezemberheft des „Hochweg" habe ich ja von der köstlichsten dieser Früchte, von der Liebe, das beste gesagt, was ich darüber weiß.

Sehen Sie, mein hochverehrter lieber Herr Voß, ich sehe zwei große Wirklichkeiten. Auf der einen Seite ist die sündige Welt mit all ihrer brutalen Gemeinheit. Die ist aber nicht etwa nur jenseits der Schützengräben zu finden. Sie ist rings um uns, und unsere eigene Seele hat genug mit ihr zu kämpfen im Allerinnersten unseres Wesens. Aber auf der anderen Seite ist der, der gestern und heute und in Ewigkeit derselbe ist, Jesus Christus und in ihm Gott und sein Reich, und darin Licht und Leben und Freude und Friede und Liebe. Wer in diesem anderen Reich wurzelt, aus ihm die Kraft zieht, sich immer wieder still in seinen geweihten Bezirk zurückzieht, der vermag nun draußen in der Welt zu stehen, den Stürmen zu trotzen, das Leid und die Enttäuschungen zu tragen, gegen den argen Willen hart zu kämpfen, und dennoch den Menschen zu verstehen und ihm immer aufs neue zu vergeben.

Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Paul Le Seur.



Die nach uns kommen, die sollen
Achtung uns bewahren können
Ludwig Anzengruber

Frage:

Was ist ein Dichter?
Einer, der s c h o n weinen kann,
wenn noch die anderen trockenen Herzens sind
— — — — — — — — — — — — — — —

~~[illegible]~~

Einer, der abends im Gebirge den eingefangenen Oleanderschwärmer
auf das einzige Oleanderbäumchen setzt im Garten,
das ihn aus der fernen Ebene herbeigelockt hat!
Einer, der die braune Nacktschnecke behutsam vom Waldweg ins Gebüsch trägt — — —
Einer, der Rosen schenkt und sie bezahlt mit seinem Nachtmahlgelde — —
Einer, der die geliebte Hand berührt und dabei Hochzeitnächte spürt von Seligkeiten!
Einer, der leidet, leidet — — —
Und alle sagen „Was fehlt ihm denn zu seinem Glücke?!"

~~[illegible]~~

Einer, der ein „innerer Bombenwerfer" ist
und dabei doch so sanft, so mild verständnisvoll für alles!
Einer, den alle verlachen,
und um den sie trauern, wenn er n i c h t m e h r ist!"

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen
Und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück
Und lehret ihn handeln,
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil
Im Trübsal die Hoffnung.
Goethe

Merkblatt vom Schreibtisch des Dichters

Pastor Dr. Heinrich Seyfarth

Ich erzählte von Paul Le Seur; aber ich muß noch von einem anderen sprechen, der im Dienste Gottes steht und ein Mann ist, an dem Gott Wohlgefallen haben kann.

Es ist der Pastor Dr. Heinrich Seyfarth. Ich lernte ihn vor Jahren in Meran kennen und bin ihm seitdem in herzlicher Freundschaft zugetan. Nicht nur in Freundschaft, sondern auch in Verehrung.

Pastor Seyfarth unterrichtete den Sohn unseres großen deutschen Dichters Gustav Freytag. Er hatte später Gelegenheit, Geistlicher am Hof des Herzogs von Koburg-Gotha zu werden, zog indessen vor, einem anderen Ruf Folge zu leisten.

Das Zuchthaus in Fuhlsbüttel bei Hamburg suchte für seine Insassen, die zum Teil Schwerverbrecher waren, einen Seelenhirten, und dieses schwierigste und zugleich traurigste aller priesterlichen Ämter schien Pastor Seyfarth gerade das rechte, seiner Natur, seiner Menschen- und Gottesliebe gemäß zu sein. Er entsagte dem Plan auf Koburg und wurde Gefängnisgeistlicher.

Als solcher lebt nun der seltene Mann und wirkt auf das segensreichste. Aber sein Amt als Seelsorger jener furchtbaren Anstalt des Hauses menschlicher Schuld und menschlichen Jammers genügt ihm nicht; er will im Dienst der Nächstenliebe noch hingebender ein Verkündiger des Evangeliums sein: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Wenn einer der Unseligen, häufig erst nach vieljähriger schwerer Kerkerhaft, das Asyl der Sühne verläßt, so versucht Pastor Seyfarth, dem von der menschlichen Gemeinschaft auch jetzt noch Ausgestoßenen den Weg in ein neues Leben zu bahnen. Wie schwer ist solcher Weg: ein Dornenpfad, der nicht nur die Füße desjenigen blutig macht, der ihn schreitet, sondern auch dessen Herz zerreißt. Denn auch dem Verbrecher, der seine Schuld der Menschheit gegenüber abgebüßt hat, schlägt häufiger, als wir glauben, ein fühlendes, nach dem Guten verlangendes Herz in der Brust.

Um als Auferstandener auch wieder ein Auflebender sein zu können, muß der freigewordene Mann arbeiten; denn nur Arbeit ist

Leben, und nur Arbeit kann den gewesenen Missetäter wieder zum nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft erziehen. Also sucht Pastor Seyfarth für die Verfemten Arbeit. Mit der ganzen Kraft seiner Willensstärke sucht er für seine Schützlinge einen Beruf, einen Wirkungskreis, einen Lebenszweck, den er gewöhnlich erst nach langen Mühen und bitteren Enttäuschungen und häufig nur im Ausland findet.

Ich kenne keinen Zweiten, dessen Dasein in solcher Weise von des Lebens ganzem Jammer erfüllt wird; keinen Zweiten, der solche Tragödien von Schuld, Reue und Buße mit den Unseligen erlebt, der mit Allzumenschlichem so furchtbar innig vertraut ist. Je mehr er dieses erkennt, um so größer seine Milde und Duldung; um so größer zugleich seine Güte und Gerechtigkeit.

Pastor Seyfarth schrieb viele Bücher; er erzählt darin von menschlicher Schuld ebenso, wie von der Reue und Buße der Schuldigen. Wer diese Bücher liest, den überkommt neben der Verehrung für den Verfasser ein Grauen. Er fühlt tief mit den Unseligen, die, von Kerkermauern umschlossen, mitten unter uns leben und doch Absterbende sind. Aber sie leben doch noch, sind doch noch unsere Mitmenschen, unsere Nächsten, die wir lieben sollen. Gewiß, die Schuld vieler ist groß, ihre Taten oft furchtbar! Wer aber will richten die Taten, deren tiefste Ursachen oft dem weisesten der Richter verborgen bleiben? ...

Ein zweites Lebensziel Pastor Seyfarths ist, mit einer Ausdauer und Willenskraft die Ehrfurcht erwecken, zu erreichen, daß die Gefangenen mehr und mehr vom Staat zu Kulturarbeiten verwendet werden. Sie sollen Sümpfe entwässern, Moore austrocknen, Kanäle und Straßen bauen; sollen auch als Gefangene in maßvoller Arbeit für die Menschheit tätig sein; sollen der Mutter Erde Nutzen bringen.

Als ich auf der Insel Brioni weilte, sagte mir der wundersame Mann Paul Kuppelwieser, der das heutige Brioni schuf und dessen Sümpfe in einen Garten Eden umwandelte, seine besten Mithelfer an dem Faustischen Werke der Entsumpfung und Urbarmachung seien Sträflinge gewesen. Sträflinge hätten ihm beigestanden, aus Morast und Fieberland ein Paradies zu schaffen. Während Jahrzehnten

arbeiteten und arbeiten noch heute an hundert Gefangene auf der schönsten Insel der gegenwärtig blutig umstrittenen Adria. Ich besuchte sie und sah ihre Freude an der Arbeit; sah sie tätig sein und Nutzen schaffen.

Ich sah auf Brioni das Ideal meines Freundes Seyfarth erfüllt!

Jetzt während des Krieges strebt Pastor Seyfarth nach einem anderen, einem noch Größeren: aus den fünfmalhunderttausend Sträflingen — so ungeheuer ist ihre Zahl, denen Deutschland Nahrung und Kleidung gibt — will er Kolonnen bilden: aus jungen kräftigen Leuten, solchen, die keine gemeinen Verbrechen hinter Kerkermauern abbüßen müssen; solchen, die in Sehnsucht sich verzehren, auch für ihr Vaterland kämpfen, für ihr Vaterland sterben zu dürfen. Seit länger als zwei Jahren versucht Pastor Seyfarth dieses edle Ziel zu erreichen. Die sorgfältig ausgewählten Sträflinge sollen zwar nicht gewürdigt werden, gemeinsam mit ehrlichen Soldaten für Gott und Kaiser und Reich zu kämpfen. Aber sie selbst flehen darum, in den vordersten Reihen stehen zu dürfen und so durch ihren Mut, ihre Todesverachtung, ihren Heldentod die verlorene Menschenwürde wieder zu erlangen.

Eine Bittschrift nach der anderen reicht Pastor Seyfarth bei den Regierungen ein; er wendet sich an Fürsten und Staatsmänner; er wendet sich an den Reichstag; er hört nicht auf, zu schreiben, vorzustellen, zu erklären, zu bitten. Aber die fünfmalhunderttausend deutschen Sträflinge bleiben hinter ihren Gefängnismauern, werden vom Staate gekleidet und gespeist, während das deutsche Volk für seine Frauen, Kinder, Greise und Kranken nicht genügend schlechtes Brot zur Nahrung erhält . . .

So steht es heute, im Winter des Kriegsjahrs 1917, mit Pastor Seyfarths Sache, die gut, gerecht und groß ist, der Sache eines wahren Patrioten!

Ob es dabei bleibt? Ja!

Aber wie dem auch sei und werde: Verehrung dem Manne, diesem Kämpfer für sein Vaterland!

* * *

Bischof Bay von Baya

Während ich von jenen beiden berichte, von Paul Le Seur und Pastor Dr. Seyfarth, tritt plötzlich diese dritte priesterliche Gestalt in mein Zimmer.

Welch ein Unterschied mit jenen!

Graf Bay von Baya ist ein hoher katholischer Geistlicher. Heute nun erzählte er mir aus seinem Leben. Wäre ich um einige Jahre jünger und fühlte ich mich frischer und kräftiger, so würde ich das Leben des Grafen Bay von Baya niederschreiben, und zwar als phantastischen Roman; die Geschichte eines großen Herrn und sein Werdegang vom Weltmann zum Geistlichen.

Man sollte ihn sehen, diesen geistlichen Monsignore, mit seiner fast weiblich zarten Gestalt und dem fast weiblich feinen Gesicht. Als er bei mir eintrat, trug er über dem Violett seines Gewandes eine tief auf die Brust herabhängende dreifache Kette, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst der Renaissance, mit Reihen köstlicher Perlen durchsetzt und ein goldenes Kreuz, dessen Künstler Benvenuto Cellini hätte sein können. Kette, Kreuz und die wahrhaft königlichen Perlen seiner Manschettenknöpfe entstammen dem Haus der Farnese. Graf Bay von Baya ist der Sohn eines der ältesten Geschlechter Ungarns. Er sagte mir heute, seine Familie gehöre zu den Begründern von Ungarns Königreich. Und er sagte mir, er sei mit einer herrlichen Mutter gesegnet gewesen. Diese Mutter habe schon den Knaben gelehrt, nicht nur das Edle und Gute, sondern auch das Schöne zu lieben. Kaum sei er Jüngling geworden, so habe ihn seine Mutter hinausgesandt in die Welt, um die Welt kennen zu lernen. Nun, der junge Herr lernte sie kennen!

Der junge Herr wurde Diplomat. Einen eleganteren Diplomaten kann man sich nicht vorstellen, jeder Zoll Weltmann, Kavalier und Lebenskünstler. Wohl auch Lebensgenießer.

Graf Bay von Baya beherrscht siebzehn Sprachen. Er erzählte mir heute, er habe in einem einzigen Jahr die Höfe von Rom und Madrid, von London und Paris, von Berlin, Wien und Petersburg besucht. Er hat Verbindungen mit der katholischen Welt aller Reiche; Verbindungen mit allen Höfen und der sogenannten hohen

und höchsten Gesellschaft; Verbindungen mit den Häuptern seiner Kirche aller Länder der Erde; Verbindungen mit großen Gelehrten und Staatsmännern, berühmten Schriftstellern und Künstlern. Er kennt alle und jeden. Ich machte vor Jahren seine Bekanntschaft in Bayreuth, nachdem ich ihn schon lang vorher in Rodenbergs „Deutscher Rundschau" als Schriftsteller schätzen gelernt. Seit Bayreuth sah ich ihn häufig, bald hier, bald dort: überall!

Graf Vay von Vaya ist in Indien und Japan, in Australien, Afrika und Amerika ebenso zu Hause wie in seiner ungarischen Heimat oder in Rom. Dabei ist der Mann nicht älter als fünfzig Jahre.

Ein Roman, sage ich. Der Roman eines hohen katholischen Geistlichen!

Als der Monsignore mich dieses Mal besuchte, kam er geradeswegs aus der Schweiz, aus dem Kloster Einsiedeln. Eigentlich hätte er in Budapest sein müssen, um Österreichs jungen Kaiser Karl als Ungarns König krönen zu helfen. Er blieb jedoch in dem stillen Haus der frommen Väter ...

Nach Art vornehmer katholischer Christen hatte er, als er dem geistlichen Stande noch nicht angehörte, um die Osterzeit in Rom in einem frommen Buen Retiro Aufenthalt genommen, um sich nach seinem winterlichen Weltleben für die heilige Woche vorzubereiten. Gleich nach dem Osterfest wollte er eine Weltreise unternehmen. Sein Gepäck befand sich bereits in Neapel, seine Kabine auf dem Dampfer war bereits genommen. Diese Reise sollte den Abschluß seines Weltlebens bilden, denn der junge Graf wollte sich dem geistlichen Beruf widmen. Es kam indessen anders. Der Superior sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, weshalb wollen Sie warten? Sie kennen die Welt und ihre Eitelkeiten zur Genüge, und das hohe Amt, dem Sie sich hingeben wollen, harrt Ihrer."

Die Reise unterblieb, der Graf begann in Rom sogleich seine geistlichen Studien, wurde ein Günstling des weisen Papstes Leo XIII. und stieg nach siebenjähriger Vorbereitung schnell zu hohen Würden empor.

Heute nun saß er mir gegenüber. Seine schmale Aristokratenhand hielt das Kreuz an der wundervollen Perlenkette, und ich frug ihn: „Wo waren Sie diesen Sommer?"

„In Kleinasien.“

„Und was taten Sie dort?“

„Ich sah nach meinen verwundeten Landsleuten und half, sie in die heimatlichen Lazarette überführen.“

„Und dann?“

„Dann ging ich nach Schweden und an die russische Grenze, um die österreich-ungarischen Austauschgefangenen in Empfang zu nehmen und zu geleiten.“

Das sagte er so einfach, als ob er mir erzählte, er habe gestern bei Hofe gespeist ...

Folgendes aber ist bei dem merkwürdigen Mann das Merkwürdigste: Vor Ausbruch des Krieges pflegte er seit vielen Jahren ungarische Auswanderer zu begleiten, die nach Amerika oder Australien sich begaben; er schiffte sich mit ihnen ein, lebte mit ihnen während der ganzen Dauer der Fahrt als ihresgleichen, führte sie in ihr neues überseeisches Vaterland, wo er für sie sorgte, um nach einiger Zeit nach Europa zurückzukehren. Hier angelangt, war er wieder der verfeinerte Kulturmensch, der zu Hofe ging, jeden Salon besuchte und alle Welt durch den Zauber seiner Persönlichkeit und den Reiz seiner Unterhaltung entzückte ...

Ich erzählte von diesen drei geistlichen Gestalten, von denen eine jede auf mich Eindruck machte und für mich nicht ohne tiefere Bedeutung blieb.

15.

Deutsche Mütter

Ich lasse hier die Briefe einer deutschen Mutter folgen. Diese Mutter, Frau Antonie Pöhlmann, besaß einen Sohn, der ihres Lebens ein und alles, ihres freudlos gewordenen Daseins letztes war.

Fast noch ein Kind, mit dem Gesicht, dem Lachen, der Seele eines Kindes, rückte der Knabe aus: nach dem Osten, gleich an die Front, gleich in die ersten Gräben.

Die Mutter hielt es in ihrer großen Einsamkeit, die Verlassenheit war, daheim nicht aus und ging als Schwester mit einem Seuchenlazarett nach dem Westen. Von dort schrieb sie mir, und auch dieser Bericht mag als Dokument der Zeit von mir mitgeteilt werden, eines von den vielen, die mir während des Krieges von Bekannten und Unbekannten zuteil wurden.

„Aus dem Seuchenlazarett im Westen. ... Ich weiß nicht, warum es mich zwingt, gerade Ihnen den traurigen Eindruck mitzuteilen, den ich gestern gehabt. Vielleicht ist es der Instinkt, der mich zu Ihnen führt, der mir sagt, daß niemand so wie Sie alles mitfühlt, auch wenn Sie es nicht mitansehen.

„Ein blutjunger Mensch kämpfte seit Tagen mit dem tückischen Aasjäger, der sich an seinen jungen Körper klammerte, um ihn mitzunehmen in die schauerliche Grube, in die er seine Beute schleppt. Immer sprach der Arme von seinem Mütterchen, das ihn so lieb hat; und wenn die kostbare Milch, von der es hier so wenig gibt, ihm nur löffelweise zugestanden wurde, so sagte er: ‚Ja, wenn ich bei meinem Mütterchen wäre, hätte ich so viel Milch, wie ich brauchte, um gesund zu werden.‘ Und wenn er in lichten Momenten erkannte, wie es um ihn stand, frug er immer wieder, warum er mit seinen zwanzig Jahren aus dem Leben müsse, wo er doch so gern noch dabliebe und so gern noch einmal zur Mutter heimkäme, um bei ihr

zu sein; sie habe ihn ja doch so lieb, daß er es ihr nicht antun dürfte, zu sterben.

„Nun ist er doch gestorben, nach langem schwerem Kampf, und sein letztes Wort war: ‚Mutterle!‘

„Er sollte nach dem Kirchhof kommen mit einigen Soldaten und hinunter in das feuchte Loch! Da dachte ich mir: Ohne eine Mutter sollst Du Deine letzte Reise nicht antreten, und wenn es auch nur eine fremde Mutter ist, die an Deiner Grube steht und Dir hinunterhilft an Stelle der eigenen.

„Ich ging also dem traurigen Zug voran und wartete am Grabe. Auf einer Hochebene mit unbegrenzter Fernsicht liegt der Friedhof, klein und kümmerlich, wie er für eine kleine Dorfgemeinde genügt. Eine niedrige Mauer umgibt die letzten Ruhestätten, die mit dem schlechten Geschmack der Franzosen geziert sind: mit farbigen Perlkränzen und bunten Papierblumen, verblichen durch Sonne und Regen. Ein eisiger Schneewind fegte über das Land und Scharen von Raben krächzten auf den Feldern. Wie ein Grabgeläut klangen ihre Stimmen über dem traurigen Zug, der durch die Friedhofstür einging. Ein Klepper zog den schwarzangestrichenen Karren, ein paar Soldaten gingen nebenher und ein Kapuziner folgte. Drei Särge lagen auf dem Karren, aus Fichtenholz schnell zusammengenagelt: mein junger Freund hatte Gesellschaft bekommen!

„‚Wer liegt sonst noch auf dem Karren?‘ frug ich einen Mann.

„‚Zwei Familienväter, Schwester,‘ sagte der Soldat. Also mußte ich auch noch die armen Frauen ersetzen, die daheim auf Genesung und Rückkehr ihrer Männer warteten. Wie unser Herrgott am Kreuz kam ich mir vor, der alles Leid der Menschheit auf sich nahm und für sie litt. Denn ich habe wirklich mitgelitten, als die drei Särge in die Grube glitten, der Pater seine Gebete sprach und die Soldaten die Grube zuwarfen. Nie hat meine Bitte für die Abgeschiedenen dieser Welt inniger geklungen; nie war mein Flehen um Frieden heißer als in dieser Stunde.

„Was ich litt in der Vorstellung, daß mein Liebstes auf Erden, mein Bub, ebenso aus dem Leben gehen könnte, das kann ich nicht aussprechen; aber, an dem fremden Grabe stehend, fühlte ich, was eine Mutter durchmacht in solcher Zeit.

„Die letzte Scholle war in das Loch geflogen, die Soldaten gingen, der Klepper zog den leeren Karren zum Friedhof hinaus, auch das Tier war ein Bild des Jammers dieser schrecklichen Zeit.

„Eine frische freie Kugel, welch ein Gnadengeschenk im Vergleich zu solchem Ende!

„In einem Privatkrankenzimmer oder einer Klinik ahnt man nichts von dem Grauen einer Epidemie in einem Seuchenlazarett mit primitiven Mitteln, draußen in Feindesland."

* * *

„Neulich hatte ich einen freien Nachmittag und ich benutzte ihn, um mit Soldaten auf einem Kolonnenwagen nach dem nahen Jarny zu fahren. Ich war in den Unterständen und Schützengräben mit ihren rührenden Resten von Wohnlichkeit, besuchte die Massengräber auf einer Wiese und ein einsames Soldatengrab am Waldesrand. ‚Hier ruht unser lieber Kamerad vom 4. Infanterieregiment. Er fiel am 24. August.' Eine Karte war auf das weiße Holz genagelt, darauf stand geschrieben:

Und wo die Sterne am Himmel sind,
Da findet die Mutter ihr totes Kind.

„Einen Tannenzweig habe ich auf das einsame Grab gelegt und geweint, daß es mich geschüttelt hat.

„Auf einem anderen Totenhügel stand ein vom Sturm zerzauster Christbaum, mit Gold- und Silberfädchen und Kerzenendchen geschmückt. ‚Dein letzter Christbaum. Die Landwehrmänner von daheim,' stand auf einem an den Baum gehefteten Zettel. Wer solche Grabschriften gelesen hat, der wird über Nacht um zehn Jahre älter."

* * *

Bald darauf verlor diese Mutter ihren einzigen Sohn, ihren „Bub", mit dem Kindergesicht, dem Kinderlachen und dem Kindergemüt. Dieses Kind fiel im Osten und dieses Kind fiel als Held.

Drei volle Tage wehrte er sich mit wenigen Kameraden in einem Schützengraben, von jeder Hilfe abgeschnitten.

Aber sie wollten sich nicht ergeben!

Als es dann doch sein mußte, sagte das Kind: „Gefangen nehmen

lassen wir uns nicht: wir wollen sterben. Aber vielleicht versucht Ihr, Euch zu retten?"

Aber das wollten die Kameraden nicht ohne ihn, ihren Jüngsten und Liebsten.

Da gab dieser ihren flehentlichen Bitten nach; aber er wollte den Graben als letzter verlassen. Anders tat er es nicht und sie, die Älteren, mußten dem Jüngsten willfahren. Er trug seinem Freund einen letzten Gruß an die Mutter auf, auch die letzte Bitte, daß seine Mutter ohne ihren „Bub" weiter leben sollte, falls er nicht am Leben bliebe.

Darauf verließen die Ersten den völlig zusammengeschossenen Graben. Das Kind folgte als letzter.

Die anderen blieben am Leben. Den Letzten zerriß eine Granate.

* * *

Eines leuchtenden Sommertags ward ich ans Telephon gerufen und eine völlig ruhige Frauenstimme teilte mir mit: „Mein Bub ist gefallen!"

* * *

Drei Tage darauf schrieb mir die Mutter: „Armer, lieber Freund! So sehr leiden Sie mit mir um den Tod meines Buben, daß ich Sie trösten muß.

„Warum sollte ich Ihre guten, guten Worte nicht gleich lesen? Man tröpfelt ja auf die offenen und blutenden Wunden den lindernden Balsam; und Balsam ist die unendliche, auf mein großes Leid eingehende Liebe, die aus jedem Ihrer Worte spricht.

„Ich bin aus allen Fugen gerissen und möchte mit meinen Augen in die Unendlichkeit des Firmaments Löcher bohren, um einen Blick hineintun zu können in jene Welten, wo mein Mutterherz ihn sucht, um ihn dort wieder zu sehen und wieder zu besitzen. Es ist der ewige Kampf des bis zur Zerrüttung denkenden Hirnes, den auszukämpfen keinem erspart bleibt, der seine Kindergewohnheit ins späte Alter mit hinübernahm: unter der Decke die Hände zu falten und den Himmelsvater für sich und die Seinigen vor dem Einschlafen zu bitten: Gib uns ein Wiedersehen!

„Wenn auch meine Überzeugung und nicht nur mein Glaube und

meine Hoffnung ‚Ja' sagen könnte — wie kurz wäre dann die Zeit des Wartens und wie groß die tägliche Vorfreude! Warten — warten, das habe ich ja gelernt und wie dankbar war ich für jede kleinste Belohnung dafür. Warten auf Liebe, auf heilige Liebe, das ist des Weibes ureigenstes Wesen. Warten auf das Kommen des Lebenden, warten auf ein Wiedersehen nach dem Tode; warten, warten!

„Was ich mit meinem Sohn verloren — Sie gehören zu den wenigen, die es wissen und voll erfassen; nicht nur das Kind verlor ich in ihm, sondern auch den Freund, Beschützer und Sorger für mich. Er war mir alles, mein Bub! Gerade in diesem Winter habe ich es erleben dürfen, wie sich sein inneres Leben, Knospe für Knospe, Blatt für Blatt entfaltete, und an seinem ganzen kraftvollen Lebensbaum konnte ich keinen dürren Ast finden, keine taube Blüte, kein verkrüppeltes Blatt. Wenn mich etwas halten kann in meinem großen Unglück, so ist es die Trauer um ihn. Es haben ihn so viele lieb gehabt. In jedem Laden, in dem ich in den Trauertagen zu tun hatte, weinten die Ladnerinnen, die ihn von Kindesbeinen kannten, als ich meine schwarzen Einkäufe machen mußte; alle Untergebenen im Hause schluchzten und jammerten und niemand sprach vom Herrn Leutnant, sondern von ‚unserem Walter, unserem Bub'. Das waren die Worte der einfachen Leute, und diese Worte sollen auf sein kleines stilles Herz fallen und darauf ruhen neben dem Eisernen Kreuz auf seiner jungen Brust.

„Worte und Kreuz — er hat sie sich verdient! Und wenn er vor die Front des Ewigen hintreten mußte — mit leeren Händen ist er nicht gekommen. Sie waren gefüllt mit vielen Segenswünschen einfacher Menschen, die ihm anhingen.

„Von den näheren Umständen seines Todes ist noch nichts bekannt. Es kam nur ein Telegramm vom Regiment. Ich war gerade in die Stadt gefahren, um für Bubi Einkäufe zu machen. Ein Freund teilte mir auf dem Bahnhofplatz mit, daß ich keinen Sohn mehr hatte.

Die Häuser rings um mich stürzten nicht ein, und so blieb auch ich aufrecht stehen, wenn auch, was von mir übrig blieb, nur mehr Ruinen sind. Mein Bub hat immer zu mir gesagt: ‚Zusammen nehmen, Mammi!' Und wenn ich niederbrechen wollte, immer wieder: ‚Zusammen nehmen, Mammi!' Da durfte ich doch meinem Buben

keine Schande machen, meinem kleinen Heldenbub, der bei seinem Maschinengewehr stand und sein Kommando mit seiner Kinderstimme krähte, als ihm der Tod schon ans Herz griff, bis zum letzten Atemzug ein Vorbild für seine Soldaten, deren Liebling er gewesen sein soll.

„Auf wem mag der letzte Blick seines brechenden Auges geruht haben? In welche Fernen schauten seine blauen lieben Augen? Wie schmerzverzogen mag der weiche Kindermund gewesen sein, der nur genippt hat an dem Becher des Lebens und der noch von meinen Küssen wie gefeit war gegen das Unreine, das an die blühende Jugend unserer Söhne so gern sich herandrängt.

„Die Tinte, mit der ich alles das schreibe, ist dunkel; aber meine Feder tauche ich in das röteste Herzblut, darin jeder Tropfen meinem Kinde gehört hat und immer gehören wird.

„Ich bin arm geworden in diesen Tagen, so bettelarm, daß ich fast nichts mehr zum Leben habe und eigentlich mich gleich auf die Suche machen könnte, meinen Buben im Himmel zu finden. Am liebsten würde ich mich nach Rußlands Sümpfen durchschleichen, um am gleichen Platz den ewigen Schlaf zu schlafen wie er: zusammen mit ihm.

„Wenn möglich, soll mein Bub überführt werden. Aber ob er sich in seinem Grabe nicht sehnt nach seinen Kameraden, die in fremder Erde schlummern? Ob er nicht lieber dort bliebe, wo er sich selbst ein Grabmonument setzte, so herrlich, wie ihm kein Künstler es herrlicher setzen kann?!

„Ich habe so viele Liebe empfangen, wie ich es nicht für möglich hielt. Ich wollte, mein Bub wüßte es. Sein liebes Kindergesicht wäre rot vor Freude und stolz geworden, denn alles, was man seiner Mammi antat, das tat man ihm an, Gutes und Böses.

„Ihre liebe Frau bietet mir einen Platz an Ihrem Herde an. Ich komme, Ihnen beiden die Hand zu drücken, und dann gehe ich still wieder fort. Ich will Sie nicht traurig machen. Richard Voß verdanke ich die glühenden Farben: er soll kein schwarz sehen durch mich.

„Sie trauern auch um ein junges Leben, das der Krieg von Ihnen gefordert hat. Armer Freund! Wir leiden miteinander, gelt?"

* * *

(Kurze Zeit darauf)

... „Heute nacht ist mein Kind als stiller Mann in seiner lieben Heimatstadt eingetroffen und heute früh war ich mit einem Freunde von ihm, der zur selben Stunde verwundet wurde, am Güterbahnhof, wo mein Bub von schweren Reitern abgeholt wurde. Im Güterwagen stand der Sarg ... Jetzt fahre ich zur Aufbahrung in den Waldfriedhof — und morgen um halbfünf zur Beerdigung.

„Ich wurde gefragt, ob ich es ‚leisten' könne?

„Eine Mutter kann alles. Wie ich meinen Buben in sein erstes Bettchen legte, werde ich ihn wohl auch in sein letztes Bett legen können ... Ich gehe mit bis an den Rand.

„Es ist eine Sage, von gebrochenem Herzen zu reden: mein Herz müßte gebrochen sein in tausend Stücke heute im Güterwagen. Und nun gab ich Ihnen den größten Beweis von Freundschaft: heute, am Tage von meines Buben letztem Reiseziel."

* * *

Wieder fiel einer Mutter Sohn, wieder erhielt ich einen dieser heiligen Mutterbriefe von Frau Paula Schütt-Lieboldt:

... „Heute gebe ich Ihnen den höchsten Beweis meiner Freundschaft und Treue und schreibe Ihnen aus tiefstem Schmerz, daß unser lieber Junge gestern abend seinen in der Flandernschlacht erhaltenen Wunden erlegen ist. Er lag in einem hiesigen Lazarett. Alles schien gut zu gehen, die vier Wunden: rechter Arm, Rücken, Ohr und Hand schienen gut zu heilen; da kam Wundstarrkrampf hinzu, der vierundzwanzig Stunden zu spät erkannt wurde. Mein Junge hat drei Tage unsagbar gelitten bei vollem Bewußtsein, wir mit ihm. Gestern abend erlöste ihn ein sanfter Tod, er ging verklärt hinüber, sein Auge leuchtete und sein ganzes Antlitz war wie in himmlische Glorie getaucht.

„Lieber Freund, ich mußte Ihnen schreiben; weiß wohl, daß ich Ihnen Schmerz bereite. Ihre Zeilen waren seine letzte Lebensfreude, sie kamen gerade in den letzten Tagen aus dem Feld zurück. Mein Junge hat fast drei Wochen im Feuer gestanden. Er hat als stiller

Held mit nur einem Krankenträger sechs Stunden im Trommelfeuer allein den Graben gehalten. Die ganze Kompanie war verschwunden, als das Feuer begann. Er hat, bis ihn die Granate zu Boden warf, im offenen Feld verbunden, denn der Graben war längst eingetrommelt. Seine letzten Worte, die er mühsam zwischen den erstarrten Lippen herauspreßte, waren: ‚Mutti, ich bin nicht zurückgewichen. Das hast du doch auch nicht anders erwartet?‘ — Und seine lieben Augen flammten mit der alten Begeisterung wie am ersten Tag. Nun ist mein lieber Junge erlöst und in mir ist tiefe Ruhe. Ich schenke ihn auch im Tod dem Vaterland, für das er gelitten hat: er soll am Montag morgen auf dem Ehrenfriedhof in Lübeck von Kameraden zum ewigen Schlaf gebettet werden.

„Denken Sie leise an mich!“

16.

Aus Deutschlands großer Zeit

Auch davon muß ich sprechen. Wie sollte ich von dem schweigen können, was jetzt unser aller Leben ist? Unser Leben seit bald drei Jahren. Wir haben keinen anderen Gedanken, kein anderes Empfinden als das eine; unser Geist ist bei unseren Armeen, an den Fronten; ist bei unserer Marine auf und unter den Meeren; ist bei unseren Helden in der Luft. Und er ist bei unseren Gefangenen in Frankreich und England und Rußland, in Afrika, in Australien und Asien; ist bei unseren Verwundeten in den Lazaretten; ist bei unseren Krüppeln, die auf zwei Stöcken durch die Straßen schleichen; ist bei unseren Blinden, die Gottes Natur und die Züge ihrer Geliebten nicht mehr schauen können; ist bei den Gräbern unserer, für die gerechte Sache gefallenen Helden, die vor ihrem Tod oft genug Märtyrer waren. Wir, die wir nicht draußen stehen können, sind nur die Schatten unseres Selbst, ohne eine eigentliche Daseinsberechtigung, also ohne eigenes Leben ...

Als im Juli 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, meldete ich mich gleich nächsten Tages zum freiwilligen Krankendienst, da ich zum Soldaten zu schwächlich war. Als im August 1914 der Krieg begann, meldete ich mich wiederum zum freiwilligen Krankendienst. Jenes Mal wurde ich sogleich angenommen — dieses Mal wurde ich abgewiesen.

Ich war freilich inzwischen alt geworden und wäre nicht imstande gewesen, körperlich viel zu leisten. Doch kam es ja nicht nur auf körperliche Leistungen an. Ich hätte doch vielleicht nützlich und hilfreich mich erweisen können. Mein Wille, zu nützen und zu helfen, war so stark, daß er meine körperliche Schwäche besiegt hätte.

Immer von neuem bot ich mich an und immer von neuem wurde ich abgewiesen: ich sei zu alt, man brauche mich nicht. Ich

sandte meine Kriegszeugnisse aus den Jahren 1870/71 ein. Sie rühmten meine elfmonatliche Tätigkeit im Feld in einer Weise, wie ich sie gar nicht verdiente. Man wies mich dennoch ab! Zum erstenmal in meinem Leben benutzte ich „hohe Beziehungen" und fürstliche Protektion. Man wies mich dennoch ab. Ich bat fast flehentlich, einem nicht ganz unverdienten Schriftsteller die Ehre zu geben, sein Leben in einer Tätigkeit für das Vaterland beschließen zu dürfen. Man wies mich ab. Also half es mir denn nichts: ich mußte untätig zurückbleiben. Ich mußte versuchen, mich damit abzufinden ...

Das Schwert konnte ich nicht führen, Verwundete und Kranke durfte ich nicht pflegen. Also besaß ich nur meine Feder, die ich in den Dienst des Vaterlandes stellen konnte, in einen sehr beschränkten Dienst und nur so, wie meine Wesensart es mir gestattete.

Ich konnte nur schreiben. Im ersten Kriegsjahr schrieb ich mein Buch „Heiliger Haß"; im zweiten Kriegsjahre „Das große Wunder", im dritten Kriegsjahr „Brutus, auch Du!" im vierten Kriegsjahr „Im Hause der Grimani".

Was werde ich in einem fünften Kriegsjahre schreiben?

* * *

Ich lebte während der drei Kriegsjahre im Winter in München, im Sommer wie gewöhnlich in Bergfrieden. Selbst mein einsames Waldhaus war mir in dieser Zeit nicht einsam genug. In München, in der lieben alten Stadt, habe ich unter den Menschen häufig geradezu seelische Qualen erduldet.

Was wurde da alles geredet! Jeden Tag neue Gerüchte. Wenn ich auch nicht viel von Völkerpsychologie verstehe, so überlief mich doch kaltes Entsetzen, als ich am Anfang des Kriegs von allen Seiten und in zwanzig Zeitungen lesen mußte, wie erbärmlich unsere Feinde seien. Welch ein unseliger Irrtum! Und in diesen Irrtum wurde das deutsche Volk geradezu hineingehetzt. Gegen uns der Haß und die Rachegelüste Frankreichs, der Größenwahn und das Herrenbewußtsein Englands und als Dritter im Bunde das gewaltige Rußland mit seinem unerschöpflichen Menschenmaterial — und dann sollten unsere Feinde erbärmlich sein und leicht zu besiegen?! Machte ich zu solchen Reden ein ernstes Gesicht, so hieß es: „Schwarzseher! Pessimist!

Schlechter Patriot!" In der ersten Zeit schwieg ich dazu still. Später hätte ich leidenschaftlicher alter Kerl jedem, der mir solches Schimpfwort ins Gesicht schleuderte, meine Antwort am liebsten mit einem Faustschlag zurückgegeben . . .

Seit nun bald drei Jahren erlebe ich diese ungeheuerlichen Ereignisse, die sich zu einem Völkermorden der halben Welt gestalten. Ich erlebe, wie die Menschheit sich entmenscht.

In meiner Phantasie betreibe ich ein sonderbares Werk. Ich durchstreife die Schlachtfelder, sammle von den Massengräbern die Stücklein der Kreuze, welche der Sturm davon losriß. Alle diese Stücklein trage ich zusammen und erbaue davon einen Tempel: einen deutschen Heldensaal! Wenn er fertig dasteht, wird er beginnen zu leuchten, als sei er aus eitel Glanz und Glorie errichtet. In der Mitte des Tempels wird ein Altar stehen aus den eisernen Kreuzen der Gefallenen geschmiedet und darauf wird sich eine Bildsäule erheben, umstrahlt von unirdischem Schein: Bismarck! Und rings um diesen Allergrößten und Allergeliebtesten die größten und geliebtesten Heerführer, und alle die herrlichen Helden zu Land und zu Wasser, auch alle die Helden der Lüfte. Zur Rechten von Bismarck steht Hindenburg! Steht Ludendorff. Nicht weit von diesen beiden leuchtet die Gestalt des Großadmirals Tirpitz, des „entsetzlichen" Tirpitz, des „verbrecherischen" Draufgängers, des „Verräters Tirpitz", der gehängt werden müßte!

Seht Ihr meinen Tempelbau? Seht Ihr das deutsche Volk hinwallen? Hört Ihr des deutschen Volkes Vaterlandslied? Es dringt zum Himmel empor: ‚Deutschland, Deutschland über alles!'

* * *

Aber in meiner Phantasie errichte ich auch ein zweites Bauwerk, zu dem ich die Steine von den Grabhügeln unserer Helden, von den Massengräbern im blutigen Schweiß meiner Seele zusammentrage und aufhäufe, Stein auf Stein, bis auch dieser zweite Bau fertig dastehen wird.

Ist mein erstes Phantasiegebäude ein Tempel ewigen deutschen Ruhms, so ist mein zweites ein Denkmal ewiger deutscher Schande. Es ist ein Pranger.

Ich stelle an diesen Pranger deutsche Ausländerei, stelle daran deutsches Strebertum, deutsche Lakaienhaftigkeit, deutsche Würdelosigkeit, deutsche Gleichgültigkeit. Ich stelle daran deutsche Kleinlichkeit, deutsches Prassen und Schwelgen, während das deutsche Volk hungert; stelle an diese Schandsäule deutsche Geldgier, Schiebertum, Kriegswucherei und ach — noch so vieles andere!

Noch im dritten Kriegsjahr gibt es Deutsche, die England offenkundig huldigen; die für Amerika Partei ergreifen, die jeden Augenblick bereit wären, um die Freundschaft Frankreichs zu buhlen. Es gibt selbst heute noch Deutsche genug, auch in meinem lieben München, die in den Theatern, auf den Straßen, in den Cafés und den Salons englisch und französisch sprechen; die die französische Sprache „unsere" Sprache nennen.

Und dann wundern wir uns, wenn wir von unseren Feinden verachtet werden! Und unsere Feinde sind die ganze Welt! Oft hat die Scham mir die Wange gebrannt und oft dachte ich: Ihr wäret es wert, daß wir besiegt würden, daß England und Amerika, Frankreich und Rußland und alle die anderen über uns herfielen und uns zu einem Volk von Knechten machten!

Deutschland selbst wäre nichts anderes wert, wenn es — solche Deutsche duldet, wie ihr seid, ihr Schänder des deutschen Namens!

Ich weiß, man verlacht und verhöhnt mich, stellte mich mit solchen Anklagen wider unser Volk am liebsten selbst an einen Pranger. Aber das wäre kein Martyrium, wenn ich der Hunderttausende gedenke, die für Deutschlands Ruhm und Ehre ihr Leben hingeben, der Hunderttausende, die in einer Gefangenschaft schmachten, die Sklaverei ist.

Ich sagte: Sklaverei. Welch mildes Wort! Vielmehr, welch matter Ausdruck für die vielen, unseren Gefangenen zugefügten Schandtaten! In mancher französischen und russischen Festung wurden sie wie Schwerverbrecher, Unmenschen, Missetäter behandelt! Sie mußten Hunger und Durst leiden; wurden bespieen und beschimpft; wurden wie wilde Bestien im Triumph durch Frankreichs Städte geschleppt; wurden blutig geschlagen, wurden zu Krüppeln amputiert, wo sie hätten geheilt und gerettet werden können. Sie sterben unter Martern. Sie verenden wilden Tieren gleich.

Und wir?

Während unsere Braven an der Front bereits schlechtes Brot essen mußten, erhielten die Franzosen in manchen Gefangenenlagern noch immer das kostbare Weizenbrot, erhielten sie bei der Durchfahrt in manchen Bahnhöfen guten Kaffee, und unsere Truppen bekamen eine schlechte schwarze Brühe zu trinken. An manchen Orten erhalten die Franzosen vielfach bessere Nahrung als unsere eigenen, von den Schlachtfeldern heimkehrende Soldaten. Dies alles beruht auf Tatsachen und dies alles gehört auf das Schandmal unserer Nation ...

* * *

Heute brachte mir eine Freundin ein eigentümliches Dokument: einen Teil eines Tagebuchs einer jungen Französin, geschrieben, als im Jahre 1870 die Deutschen in ihr elterliches Schloß einrückten. Der Oberst der einrückenden Truppen war der Vater der Dame, die mir das Tagebuch brachte. Und das kam so: In dem nämlichen Schlosse wurde in diesem Jahre eine Abteilung Deutscher ins Quartier gelegt. Ein Offiziersaspirant fand die zerrissene Schrift aus dem Jahre 1870 und er schickte die Blätter der Tochter seines Obersten, der damals, im Jahr 1870, im Schloß einquartiert war.

Es war damals nicht nur ein anderer Krieg, sondern auch ein anderes Frankreich als heute. Daher will ich aus dem Tagebuch der jungen vornehmen Französin einiges berichten.

Die Tagebuchaufzeichnungen enthalten nichts, was für die Geschichte des Krieges 1870 wichtig wäre. Sie sind aber sehr reizvoll durch die charakteristische und temperamentvolle Art, in der die an sich unbedeutenden Ereignisse geschildert sind.

Die Verfasserin ist die Baronesse de Koil, die zur Zeit der Aufzeichnungen etwa zwanzig Jahre alt war. Haß und Verachtung machen sie wohl kritiklos gegen jedes unsinnige Gerücht, schärfen ihr aber auch Blick und Beobachtung, und so enthält ihr Tagebuch sehr gut gesehene und auch lebendig wiedergegebene Augenblicksbilder.

Der Schauplatz der Vorgänge ist das Schloß Rocquincourt — der Wohnsitz der Familie de Koil — und Courcy und Reims.

Die Übersetzung läßt, da es sich um keinen künstlerischen Zweck handelt, hin und wieder die französische Satzkonstruktion durchblicken, um so den fremdartigen feindlichen Ton des Ganzen auch im Stile näher zu kommen. Absichtlich wurde für „Prussiens" kein deutsches Wort gewählt, da den Gefühlskonnex von Haß, Verachtung und widerwilliger Bewunderung, der in diesem Worte liegt, kein anderes wiederzugeben vermag.

* * *

1. November.

Großer Durchmarsch von Prussiens. Im Schloß der Kommandeur und 5—6 Soldaten. Der Koch des Obersten in der Küche.

Der Oberst sagt zu meinem Vater: „Wir werden uns bemühen, Sie so wenig wie möglich zu stören." Er ist beinahe ritterlich.

An einer Tür befindet sich ein Schild: „Prinz Aremberg, Adjutant". Aber als dieser Adjutant, der ein belgischer Prinz sein soll, kam, erklärte er, weder im Kinderzimmer, noch in dem des Erziehers wohnen zu wollen.

Sie sind 14000 Mann stark in Reims eingetroffen, von Metz her, wo sie einen Teil der Armee Friedrich Karl gebildet hatten. Diese Armee bestand aus 180000 Mann und war in 3 Korps gegliedert; das eine marschierte mit dem Prinzen nach Lyon, das zweite nach Paris und dies hier, das 80000 Mann stark war, stand unter dem General Manteuffel.

Den ganzen Abend hörte man lautes Kommen und Gehen in allen langen Korridoren! Diese „Jas" und dies Kauderwelsch haben eine schmerzhafte Wirkung. Gegen halb elf wird es ruhig, die Offiziere gehen schlafen; die drei Burschen sind im ersten Stock in Rufweite ihrer Herren untergebracht.

Das ist der vierte Aufenthalt der Prussiens in Rocquincourt.

16. November.

Von 6 Uhr an war ungewohntes Leben. Zusammentreffen mit dem großen Oberstleutnant, der uns auf preußische Art grüßte (d. h. wohl gar nicht). Im Dorf zahllose Prussiens. Aufstellung von 100 bis 150 Pferden, Wagen, Karren, usw.

Ein Prussien in der Masse benimmt sich sehr gut. Der Adjutant des Obersten ist ein ganz junger Mensch, 20 Jahre alt, spricht ausgezeichnet französisch und unterhält sich lange mit meinem Vater. Er stellt sich ihm selbst vor: „Ich bin der Prinz von Aremberg." Bald darauf schickt der Oberst seine Karte mit der des Oberstleutnants und wir lesen: „Der Baron von Loë, Oberst im 7. Husarenregiment König und Adjutant Seiner Majestät, und der Oberstleutnant bitten um die Ehre, Madame de Koil ihre Aufwartung machen zu dürfen".

Wir empfangen sie im Billardzimmer. Und der Oberst fängt damit an, über Paris zu sprechen, wo er Attaché bei der preußischen Gesandtschaft war, und er spricht selbst den Wunsch aus, daß „wir diesen Winter nach Paris zurückkehren könnten"; redet dann mit dem kleinen Thomas, um uns freundlich zu stimmen, aber wir bleiben kühl und schweigsam ... Er ist sehr höflich, sehr vornehm, sicher ein glänzender Offizier, Adjutant König Wilhelms, voll gesellschaftlicher und höfischer Gewandtheit.

Sein Major oder Oberstleutnant unterscheidet sich von ihm sehr: ein großer, dicker Bursche, gewöhnlich, schwerfällig und allem Anschein nach ziemlich dumm. Er lächelt und guckt und guckt, sagt aber gar nichts, und der andere bestreitet die Kosten der Unterhaltung. Im Augenblick, wo die zwei großen Husaren sich verabschieden, kommt unser Vetter und will sehen, wie wir durchkommen. Er hat 6 Offiziere, einen Obersten, Major, Hauptmann usw. 900 Mann in Brimont, 3000 in Bourgogne, 800 in Courcy.

In dieser Zeit passiert die Geschichte mit dem wegen irgend eines Vergehens verurteilten Soldaten: er wurde mit einem großen Strick für eine Stunde an den Baum gebunden. Wir hatten gedacht, er sollte aufgehängt werden!

Der Oberst und sein Major fahren nach Reims zum Essen beim General und wir sind sehr entzückt über die Aussicht, ihre Gesellschaft für den ganzen Tag los zu sein. Die beiden jungen Adjutanten sind zu Pferde fort, wir haben nur mehr 5 Pferde und den Koch im Hause, einen famosen gesprächigen Burschen. Er erzählt, sein prächtiger Oberst sei 47 Jahre alt und habe eine schöne Frau (oh! bonne femme!), eine Gräfin von Hatzfeld und fünf Kinder. Der

älteste Sohn ist 21 Jahre alt und auch Soldat, wohnt im Dorfe. Der Oberstleutnant ist ein „Anhängsel", „nur so mitgeschleift", wie der Koch sagt, ein Junggeselle aus Hannover. Das Regiment heißt „Königshusaren", es bestand ursprünglich aus 3000 Mann, wovon noch 500 Mann übrig sind, und der Koch meint, wenn sie noch nach Paris gingen, bliebe kein einziger mehr übrig.

(Auf Brimont bringen die Prussiens der Gräfin ein Ständchen, mit großen Feierlichkeiten!)

Am Abend besucht uns der Oberst von Loë und trifft unseren Pfarrer bei uns. Der glänzende Adjutant König Wilhelms nimmt den Sessel zur Rechten des Kamins. Er ist von einer bemerkenswerten Vornehmheit und man glaubt, Fritz in Person zu sehen. Der Baron erzählt, daß er die Kathedrale und St . . . besucht habe, daß beides prachtvolle Baudenkmäler seien; dann spricht er von den königlichen Schlössern Compiègne, Fontainebleau, Chambord, kennt das alles besser als wir. Darauf redeten wir von den Rheinufern, von Bonn, wo der Oberst in Garnison liegt, von Mainz und Kreuznach, und der Oberst richtet auch an mich das Wort und fragt mich, ob es auch in der Zeit, wo wir in Kreuznach waren, viel Gesellschaften gegeben hätte? Der Oberst erzählte auch (denn er war es immer, der die Unterhaltung führte), daß er für seine Töchter eine junge französische Erzieherin hätte, die nun in einer sehr peinlichen Lage sei: ihre Familie lebe in den Ardennen und sie bekäme keine Nachricht. Nicht ein Wort über Politik während dieser dreiviertelstündigen Unterhaltung, die mit einer einzigartigen Kühle und vollendeter Form geführt wurde. Schließlich stand der preußische Oberst auf, ging auf meine Mutter zu und sagte ernst und höflich: „Madame, j'ai l'honneur de vous remercier de l'hospitalité, que vous m'avez donnée."

Meine Mutter grüßte ihn schweigend.

Der Oberst ging nun in sein Zimmer, nachdem er noch befohlen hatte, ihn um 5 Uhr zu wecken. Der Major sah davon ab, seine Aufwartung zu machen, und auch die geschniegelten Adjutanten kamen um 10 Uhr nach Hause, ohne uns zu grüßen.

Der Oberst brachte von Reims 3 Körbe Champagner mit, 1 Zuckerbrot, einen riesigen halben Käse, 10 Pfund Butter, 6 Hühner, Würste und noch eine Menge Vorräte, die sie alle morgen auf einem

französischen Artilleriewagen, den sie in Metz gestohlen haben, verstauen werden.

17. November.

Früh um 4 Uhr hören wir kriegerische Trompetensignale, sie blasen das Wecken, und die martialische Musik macht einen merkwürdigen Eindruck. Die Offiziere stehen auf; gräßlicher Lärm in den Korridoren; die Adjutanten gehen zuerst fort, dann verabschieden sich der Oberst und der Oberstleutnant höflich von meinem Vater, laden ihn ein, sie in Bonn zu besuchen und brechen auf, gut verwahrt in ihren großen Pelzmänteln. Der Koch schreit unserer Kammerfrau zu, daß ihr beinahe der Kopf zerspringt: „Au revoir, Mademoiselle! Portez vous bien!“ und fährt auch fort, mit seinem gestohlenen Artilleriewagen und seinen Mauleseln!

Nach ihrer Abreise bemerken wir, daß der belgische Prinz von Aremberg seinen Klemmer und der Oberst all seine Papiere, Befehle und Zeitungen im Zimmer meines Vaters zurückließen, und wir schicken sofort mit diesen Sachen einen Diener zu Pferd nach der Richtung, die sie eingeschlagen haben.

Während dieses Aufenthaltes haben die Prussiens in Courcy 70 Sack Hafer und 6 Kühe mitgenommen. Mein Vater hat mit drei Sack daran glauben müssen.

Der Diener kommt gegen 11 Uhr zurück und erzählt, daß er die 14000 Prussiens zwischen Hermonville und Burrancourt getroffen habe; es sei tatsächlich ein denkwürdiger Anblick, den Zug von Kavallerie, Artillerie, Infanterie mit all den requirierten Wagen zu sehen (aus Courcy haben sie allein 12 mitgenommen). Er hat sich dem Oberst respektvoll genähert und ihm Klemmer und Papiere wiedergegeben. Der Oberst beauftragte ihn, Herrn de Koil zu sagen, wie er bedauere, ihm nicht schreiben zu können, und daß er ihm aufs lebhafteste danke. Der kleine Prinz war entzückt, als er seinen Klemmer wieder bekam; sein Bursche hatte von ihm zwei Tage Arrest bekommen, weil er ihn vergessen hatte. (Das Trinkgeld bestand nur aus 30 Sous: man ist nicht reich im Kriege.)

Die Kehrseite dieses Ereignisses: einer der Prussiens hat sich erlaubt, Madame Volli zu mißhandeln, die ihm Wein verweigerte, ein anderer hat sich mit dem Fleischer geschlagen, der ohne Freude

sah, wie sein Fleisch immer weniger wurde, ein dritter wurde der Lehrerin gegenüber zudringlich, usw.

Die preußischen Offiziere haben alle der schönen Gräfin von Brimont die Hand geküßt und ihr zwei prachtvolle Konzerte gegeben. Gut, daß sie es nicht auch so in Rocquincourt gemacht haben: von ihnen Musik zu hören, wäre mir unerträglich gewesen.

17.

Der Bayrische Löwe

Es ist Zeit, auch davon zu sprechen: Ich bin ein Preuße, ein Preuße aus Pommern — was für mich etwas Besonderes besagen will — und meine Seele stimmt voll stolzen Jubels die preußische Hymne an: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Aber in Bayern ward ich heimisch, und in diesem lieben heimischen Bayernlande, unter seinem prachtvollen Alpenvolk fühlte ich mich von ganzem Herzen wohl. Daher schmerzt es mich aufs tiefste, unter Bayerns Volk eine seit langem bestehende heftige Abneigung wider Preußen wachsen und wachsen zu sehen.

Ich weiß, diese Abneigung gilt eigentlich nicht dem Preußen, auch nicht den Norddeutschen; sie gilt jener Menschengattung, die man unter dem Namen „Berliner" versteht, nicht gerade ein sehr angenehmer Typus!

Aber in Bayern nennt man jeden Norddeutschen „der Preuß" mit einem recht fatalen Beiwort, das ungenannt bleiben möge. Nun lebe ich seit länger als vierzig Jahren in Bayern, und meine Nachbarn, die wissen, daß ich einer von den Preußen mit dem zu verschweigenden Beinamen bin, ließen mich nicht ein einziges Mal mein Preußentum fühlen. Ja gerade während des Krieges, während die Abneigung gegen Preußen und preußisches Wesen in erschreckender Weise zunahm, ernannte mich meine Gemeinde zum Ehrenbürger: der erste Preuße, dem im Berchtesgadener Land solche Ehre zuteil ward!

Bayerns Königshaus hat gerade in den letzten Jahren viel des Leids und der Trauer erfahren müssen. Der besonders in Berchtesgaden heißgeliebte und verehrte Prinzregent Luitpold war, ein Neunzigjähriger, zu seinen Vätern versammelt worden, und bereits im ersten Kriegsjahr folgte dem ehrwürdigen Herrn sein Urenkel, der älteste

Sohn des heldenhaften Kronprinzen Rupprecht, das Ebenbild seiner kurz zuvor heimgegangenen holdseligen Mutter.

Der Erbprinz hatte an leuchtenden Sommertagen noch fröhlich mit Berchtesgadens Jugend sich getummelt, hatte sich mit anderen Knaben gemeldet, um bei den Bauern Erntearbeit zu tun. Plötzlich kam es über ihn, plötzlich sank er hin, erblich er, verschied er.

Kein Sterben war's, sondern ein Vergehen ...

In der Frühe des nächsten Tages ward ich in die königliche Villa gerufen. Es war das nämliche Haus, welches die Jugend von Bayerns letzten Königen Ludwig und Otto gesehen hatte. Des Erbprinzen Luitpold Erzieher begrüßte mich. Der Herr sagte zu mir: „Ich bat Sie zu kommen, weil Ihr Gedicht an Kronprinz Rupprecht die letzte Freude seines Sohnes war. Lesen Sie, was mir der Vater soeben depeschiert hat."

Ich las: „Habe keine Zeit zu trauern, jetzt herrscht die Pflicht."

In Bayerns Geschichte sollten diese Worte mit ehernen Lettern verzeichnet stehen ...

Ich ward zu dem Entschlafenen geführt.

Der Tag leuchtete in das kleine schmucklose Gemach und die Alpen standen in ihrer ganzen Majestät als Wächter um das Haus, in das der junge Königsproß zur ewigen Ruhe eingegangen war.

Er lag in seinem Bettlein, wie sanft schlummernd. Weiße Lilien und weiße Rosen deckten den zarten Leib und unter dem Bild des Gekreuzigten kniete eine junge Nonne im Gebet für diesen Sündlosen und Reinen versunken.

* * *

Schon in frühester Jugendzeit ward das Band gewebt, das mich mit Bayern verbindet und das heute, in meinem Alter, ein unzerreißbares ist. Schimmernde Einschläge in diesem Gewebe bilden das idyllische Forsthaus bei der Ruine Karlstein über Reichenhall; bildet der schwermütige Hintersee mit seiner alten Künstlerherberge an dem kristallklar hinrauschenden, von alten Weiden eingefaßten Bergbach am Rand des Hochwaldes; bildet das kleine Bauernhaus in der grünen Ramsau gegenüber der altertümlichen Kirche. Jenen frühesten Jugendzeiten folgten die Sommertage in Berchtesgaden, wo-

hin ich mit meiner Mutter von Reichenhall noch in der Postkutsche fuhr. Genug, nicht nur meine ganze Jugend und Kindheit war mit dem bayrischen Alpenlande und seinem Volk auf das innigste verbunden, sondern auch mein späteres Alter.

Ich sah den unglücklichsten aller Phantasten unter den deutschen Herrschern, sah den zukünftigen Wahnsinnigen, den Selbstmörder, sah ihn in leuchtenden Winternächten, einem Märchenkönig gleich, in seinem wie eitel Silber glänzenden Schwanenschlitten durch sein Alpenreich sausen. War die Nacht dunkel, so standen schon eine Strecke vor Partenkirchen zu beiden Seiten der Landstraße junge Bauerburschen, in hoch erhobenen Händen brennende Fackeln haltend. Sie regten sich nicht, standen wie Bildsäulen, eine Reihe Prachtgestalten der deutschen Alpenwelt.

An dem Tage, da die letzte Szene der Königstragödie am Starnbergersee im Park von Schloß Berg sich abspielte, befand ich mich auf Tuskulum im griechischen Theater bei einem fröhlichen Volksfest. Plötzlich die Kunde: König Ludwig von Bayern ist tot! Ertrunken im Starnbergersee bei einem Fluchtversuch zu seiner Base, der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Dann wieder Musik und Tanz, Jauchzen und Lust.

Alle die tragischen Einzelheiten dieses Königsdramas erfuhr ich später durch des Königs Adjutanten, Grafen Alfred Dürkheim, mit welchem Getreuesten aller Getreuen ich in München manche liebe Mitternacht in erregten Gesprächen heranwachte.

Und eine andere Erinnerung an König Ludwig den Unseligen: Eines Sommers auf Herrenchiemsee bewohnte ich im alten Schloß die Zimmer, die unter den Gemächern lagen, welche König Ludwig ehemals innegehabt. Im Schloß befand sich eine alte Dame, die „Bettmeisterin" weiland Seiner Majestät. Sie war es, die mir von dem Aufenthalt des Königs auf Herrenchiemsee manches erzählte. Von diesen für den König überaus charakteristischen Zügen will ich einiges berichten.

Damals ließ der König nach dem Vorbilde des Schlosses zu Versailles auf der Waldwiese von Herrenchiemsee das neue Schloß entstehen und den ungeheuerlichen Bau in fiebernder, krankhafter Eile betreiben. Von seinen Zimmern im alten Schloß aus konnte

König Ludwig die Mauern aufsteigen sehen. Stundenlang stand der einsame Mann am Fenster und beobachtete den Fortschritt der Arbeit mit dem Fernglas. Eines Tages rief er in höchster Erregung den Lakaien herbei und befahl, sofort nach dem Neubau einen Boten zu senden: „einer der Maurer zünde sich eine Pfeife an, was das Bauen aufhalte!“

Armer kranker König!

Wie bekannt, war das Schloß nach seinem Tod der Besichtigung des Publikums zugänglich, aber ich konnte mich nicht dazu bringen, mich den Fremdenzügen anzuschließen. Da lernte ich einen der Wächter kennen, der im Schloß den Nachtdienst hatte. Ich hörte, daß sein Vorgänger durch die Schauer der einsamen nächtlichen Rundgänge, die stündlich gemacht wurden, irrsinnig geworden sei.

Ein wahnsinniger König hatte das Schloß erbaut, und der Wächter dieses Schlosses, ein gesunder Mensch, ein Hochlandssohn, war durch das Spukhafte der Nachtgänge dem Wahnsinn verfallen!

Des Unglücklichen Nachfolger bot mir an, ihn auf einem dieser Rundgänge durch das schon am Tag unheimliche Gebäude zu begleiten. Ich wählte zu dem Besuch eine Vollmondnacht. Als einzige Beleuchtung diente eine kleine Blendlaterne; und ich muß gestehen, daß auch mich ein Grauen befiel, der Geschichte des Schlosses und seines königlichen Bauherrn gedenkend.

Man erzählte mir, daß der König einst den noch unvollendeten Bau besuchte, an dessen innerer Einrichtung noch manches fehlte. In der großen Eingangshalle war eine allegorische Statue — vermutlich eine Verherrlichung des französischen Königs, — die in Bronze ausgeführt werden sollte, in der Eile durch eine Gipsfigur ersetzt und dem Original möglichst ähnlich hergestellt worden.

In einer Sommernacht wurde der ganze Riesenbau durch ein Meer von Kerzen erleuchtet und König Ludwig kam. Er betrat die Halle, erblickte die Statue, erkannte sofort die Täuschung, kehrte stehenden Fußes wieder um.

Mein Führer erzählte, der König habe über den an ihm verübten Betrug bitterlich geweint und habe das Schloß nie wieder betreten ...

Wir schritten von Gemach zu Gemach, der Mann aus dem

Volke und ich. Silberheller Mondschein füllte das goldene Haus des Herrschers, der als Selbstmörder endete. Ich nenne es das „goldene Haus", denn überall erblickte ich Gold — Gold — Gold! Bisweilen war das Gold der Stickereien fingerhoch aufgetragen; überall herrschte eine Überladung von strahlender Pracht, die für die Krankheit des Königs beredt und zugleich furchtbar genug zeugte.

Gespenstisch hallten unsere Schritte durch die glanzvolle Öde und ich begriff, wie es den Verstand eines Menschen schließlich verwirren konnte, der Nacht für Nacht das Geisterschloß durchschreiten mußte.

Ich sah auch das königliche Prunkbett, über und über mit den goldenen Lilien Frankreichs bestickt, auf seinen Stufen unter einem strahlenden Baldachin; selbst das nächtliche Lager strotzte von Gold — Gold — Gold! Eine einzige Nacht hatte der König auf diesem Bett geruht.

* * *

In späteren Jahren wurde das mich mit Bayern und dem bayrischen Königshaus verknüpfende Band noch enger geschlungen. Prinzregent Luitpold von Bayern liebte Berchtesgaden, Land und Volk, in einer Weise, die für mich etwas Ergreifendes hatte.

Häufig ließ er mich zu sich kommen. Bei einem seiner letzten Besuche in Berchtesgaden trat er mir entgegen und drückte mir ein Etui in die Hand: die Luitpoldmedaille.

„Nehmen Sie sie zur Erinnerung an mich; nicht zur Erinnerung an den Regenten, sondern an den alten Mann, der Ihnen wohl will."

* * *

Einen Zug tiefer schlichter Menschengüte möchte ich auf diesen Blättern von Bayerns ehrwürdigem Regenten berichten.

Er hatte einige meiner Bücher gelesen, darunter ein römisches Ehebruchsdrama und meinen Jugendroman „Bergasyl". Bei jeder Begegnung nannte er mir diese beiden Namen und fügte jedesmal mit bedenklichem Kopfschütteln hinzu: „Hören Sie, Voß! Daß Sie dem armen römischen Grafen eine treulose Frau gaben, ist von Ihnen wirklich nicht hübsch. Ich las auch Ihren Roman Bergasyl.

Aber daß Sie die beiden auf der Gotzen vom Feuerpalfen sich hinunterstürzen lassen in den Königsee, das gefällt mir doch gar nicht."

Um so unvergeßlicher des greisen Fürsten Güte gegen solchen Skribenten!

* * *

Des Vaters Wohlwollen für mich wurde von dem Sohn, der Bayern wieder einen König gab, fortgesetzt. Als ich im ersten Kriegswinter in München im Krankenhaus lag, durchlief Bayern ein wirres Gerücht: „Das Berchtesgadner Land sollte an Österreich abgetreten werden." Als die Königin im Lazarett mich besuchte, sagte ich der Majestät: „Würden Majestät die Gnade haben und dem König sagen: im Namen aller Berchtesgadner täte ich vor Seiner Majestät einen Fußfall, mit der Bitte, daß Berchtesgaden nicht an Österreich abgetreten werde."

„Ich werde meinem Mann" — die Königin sprach stets von ihrem ‚Mann' — „Ihre Bitte ausrichten."

Sie sagte es lächelnd, aber ihre Damen starrten mich entsetzt an. Also hatte ich mich höchst unpassend, wieder einmal höchst unschicklich impulsiv benommen. Als die gütige Majestät mich verlassen hatte, kam die ehrwürdige Generaloberin des Roten Kreuzspitals zu mir: „Ach, Herr Voß, was haben Sie getan!"

„Etwas Schreckliches, wie es scheint!"

„Ihre Majestät sollte dem König Ihr Anliegen bestellen, Berchtesgaden ums Himmels willen nicht an Österreich abtreten zu wollen."

„Nun ja."

„Ihre Majestät sind ja doch eine österreichische Erzherzogin!"

O weh!

Es wurde indes nicht so schlimm. Einige Tage nachher trat der König bei mir ein und ich konnte dem hohen Herrn selbst meine angstvolle Sorge aussprechen. König Ludwig erwiderte, die Königin habe ihm bereits von meiner Befürchtung Mitteilung gemacht. Aber: „Sie dürfen ganz ruhig sein!"

Im Herbst in Berchtesgaden, nach der Tafel im Schloß, kam der König auf mich zu: „Sehen Sie wohl? Ich sagte Ihnen damals gleich, daß Sie ruhig sein könnten: Berchtesgaden bleibt bayrisch."

Das hätte ich freilich wissen können ... Der bayrische Löwe ließ sich die Perle in Bayerns Königskrone nicht entreißen.

Der bayrische Löwe —

Da wäre ich angelangt bei Bayerns königlichem Wappentier, von dem ich sprechen möchte.

* * *

Es war im zweiten Kriegsjahr, als ich über etwas sann, das mir sehr am Herzen lag. Als Ehrenbürger von Königsee fühlte ich das Bedürfnis, zur Ehre meiner Gemeinde etwas zu tun, was die Erinnerung an Deutschlands großen Krieg festhalten sollte für lange Zeiten und zwar am Felsenufer des Königsees als ein Monument bayrischen Heldentums im Ringen wider eine Welt von Feinden.

Wer an der Lände des Königsees steht, sieht von dem See selbst nur die Einfahrt, nicht viel mehr als einen großen Teich. Läßt sich der Fremde hinausrudern, so erblickt er zu seiner Rechten eine steil herabfallende Felswand. Noch einige Ruderschläge weiter, und es zeigt sich ihm ein Bild, das dem See das Recht verleiht, der König aller Alpenseen zu heißen.

Diese Wand heißt der „Falkenstein" und bildet gewissermaßen die Pforte, durch welche man in die Herrlichkeit eingeht ...

Alle die Denkmäler in Ägypten: die Pyramiden und der Sphinx; selbst die gigantischen Denksteine götterwahnsinniger Pharaonen hatte ich gesehen, teils bröckelnd, teils bereits als Ruinen; Ruinen das Pyramidenfeld von Abukir und Memphis; Ruinen zahlreiche andere Königsgrüfte, über welche Völkerschaften von Sklaven ein Gebirge gehäuft hatten.

Ich sah die ungeheuren Tempelbauten von Luxor und Karnak zusammengestürzt, Ruinenfelder und Steinbrüche geworden.

Nicht anders die Tempel von Theben, jenseits des Nils; nicht anders die Tempel im Sudan und in Nubien.

Da, eines Tages die Granitbrüche von Assuan durchstreifend, sah ich plötzlich vor mir eine Felswand und darin eingegraben in den lebendigen Stein die Gestalt eines Pharao, mit der für mich rätselhaften Inschrift seiner Siege.

Bildnis und Inschriften wurden vor Jahrtausenden in den Fels

gehauen und waren heutigentags noch so erhalten, als hätte der Künstler sein Werk soeben erst vollendet.

Ich sah solche Pharaonenbildnisse und Inschrifttafeln inmitten beider Wüsten, der Arabischen sowohl wie der Libyschen Wüste ...

Während in Rom das Trajansforum, eines der Wunder der Welt, nur noch ein armseliger Trümmerhaufen ist, aus dem sich als letztes Gewaltiges die Trajanssäule — gleichfalls ein Kaisergrab — erhebt, dauert noch in der Felsenenge des Eisernen Tores an der Donau tief eingegraben die Trajansinschrift und wird sich dort nach Jahrtausenden noch befinden.

Desgleichen sieht der Reisende solche ewigen Denkmäler an den Wänden des Libanon, auf dem Sinaigebirge, in Syrien und Assyrien, auf Ceylon und in Indien.

Auf Grund dieser Kenntnis reifte mein Plan: an der steil abfallenden Felsenmauer der Falkensteinwand wollte ich, den bayrischen Helden zum Gedächtnis, ein Denkmal stiften, wohlverstanden kein Siegesdenkmal, sondern eine Erinnerungstafel, gleichsam eine Inschrift.

In Riesengröße sollte, in den lebendigen Fels eingehauen, der bayrische Löwe erstehen: gewaltig sich aufreckend, mit grimmig geschwungenem Schweif, aufbrüllend, das mächtige Haupt gen Nordwesten, unseren unversöhnlichsten Feinden zugewendet, sollte Bayerns Wappentier zeugen für den Löwenmut von Bayerns Söhnen, die ihr Leben für ihr Vaterland zu Hunderttausenden gelassen hatten.

Gerade an Bayerns Königsee Bayerns Königslöwe!

Ich erzählte meinen Plan dem Bürgermeister von Königsee und fand bei dem einfachen Mann ein unerwartetes Verständnis. Ich reiste nach München, unterbreitete mein Projekt dem Geheimen Kabinettsrat des Königs, Herrn von Dandl, und hatte die Freude, daß meiner Idee volles patriotisches und künstlerisches Verständnis entgegengebracht wurde. Ich machte meine Eingaben bei verschiedenen Ministerien und erfuhr die Genugtuung, daß mein bayrischer Löwe an der Falkenwand des Königsees auch dort freudig begrüßt wurde.

Und es fand sich auch der Künstler, der voller Begeisterung sich bereit erklärte, den Löwen aus dem Felsgestein hervorgehen zu lassen: Professor Fritz Behn.



Richard Voß in den letzten Lebensjahren

Fritz Behn hatte längere Zeit in Afrika zugebracht und dort intime Bekanntschaft mit Löwen geschlossen; hatte sein interessantes Werk „Haizuru“ über Afrikas Tier- und Menschenwelt geschrieben und gezeichnet. Einen der Wüstenkönige beherbergte er sogar in seinem Münchner Atelier als majestätischen Gast. So schien er denn eigens dafür ausersehen, auch den bayrischen Löwen zu schaffen.

Als ich Professor Behn sah, kam er gerade zurück von der Front. Er hatte des Furchtbaren so viel erlebt, daß der noch junge Mann wie zerbrochen vor mir saß und ausrief — es klang wie der Schmerzensschrei einer Künstlerseele —: „Ich glaube, ich werde nie wieder den Meißel zur Hand nehmen können!“

Da sprach ich zu ihm von meinem bayrischen Löwen, und plötzlich ward der Mann ein anderer, ein neuer Mensch. Sein Gesicht leuchtete, seine Augen strahlten. In leidenschaftlicher Erregung rief er aus: „Ihren Löwen mache ich! Und ich nehme dafür kein Geld!“

Das war schön empfunden und groß gedacht!

Nun schwärmten wir beide, der Alte mit dem Jungen. Wir zwei machten uns anheischig, den zu der Vollendung des großen Werkes nötigen Fonds zu beschaffen. Aber auch der Künstler war ein Norddeutscher. Was das bedeutete, sollten wir später erfahren müssen!

Fritz Behn machte mehrere Entwürfe, von denen mir und allen, die ihn sahen, der erste als der weitaus glücklichste erschien. Im Lauf des Sommers zeigte ich den Entwurf dem Generaladjutanten des Kaisers, Oskar von Chelius, der als Bewohner der Schönau den Gedanken des Löwendenkmals gleichfalls freudig begrüßte. Er frug, ob er das Blatt dem Kaiser vorlegen dürfte? Da er zu dem Fonds eine namhafte Summe beigesteuert hatte, entsprach ich seinem Wunsche, und Fritz Behns bayrischer Löwe wurde dem Kaiser unterbreitet.

Auch der Kaiser interessierte sich lebhaft für unseren Leuen; und äußerst lebhafte Teilnahme dafür zeigte auch Bayerns König. Der Monarch besuchte des Künstlers Atelier und sprach diesem seine volle Anerkennung aus. So schien sich denn alles auf das glücklichste zu entwickeln.

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der sich gerade in Bergfrieden befand, gab dem Künstler den Rat, den Löwen, um

die Wirkung wenigstens ungefähr beurteilen zu können, in ganzer geplanter Grösze auf Leinwand zu malen und diese an der Felswand zu befestigen.

Und so geschah es. Darauf wurde eine Kommission berufen, welche darüber ihr Urteil abgeben sollte. Bei der Kommission befand sich der Kultusminister und verschiedene Mitglieder des „Bayrischen Vereins Heimatschutz". Adolf Hildebrand und Ferdinand von Miller gehörten ebenfalls zu den Geladenen. Gleichzeitig wollte auch der König an Ort und Stelle das Löwenbildnis in Augenschein nehmen. Der Besichtigung sollte ein Jagdfrühstück auf Bartholomä folgen.

Tags zuvor hatte Professor Behn die Frau Herzogin Marie von Anhalt und mich eingeladen, mit ihm zur Falkenwand zu fahren, und wir empfingen einen starken Eindruck.

Des anderen Tages ging ich der Kommission, die mit dem König eintraf, in der freudigen Gewiszheit entgegen, es könne unter den Herren nur eine Ansicht herrschen: die allergünstigste für das Werk. Da sah ich die Gesichter, und ich sah das Gesicht des Künstlers und — da wuszte ich es.

Behn erzählte mir: „Unsere Sache steht nicht nur schlecht, sondern sie ist verloren."

Es war ein trauriges Mahl in dem alten Jagdschlosse. Ich sasz König Ludwig gegenüber, zwischen zwei Herren, die mir ausführlich auseinandersetzten, der Löwe sei eine künstlerische Ungeheuerlichkeit. Er verderbe den See, schände die Natur. Kurzum: ungeheuerlich, unmöglich! Vielleicht an einer anderen Stelle sei das Denkmal möglich; aber auch das kaum.

Später liesz der König mich rufen und sprach seine höchste Billigung unseres Gedankens aus. Dann trat ich unter die Herren und sagte mit lauter Stimme: „Der König ist zum Glück ganz anderer Meinung als Sie."

Als wir bei der Rückfahrt an die Stelle gelangten, wo der Löwe noch an der Felswand hing und wo die Schiffer gewöhnt sind, ihre Büchsen abzuschieszen, um das Echo zu wecken, sagte einer der Herren: „Lassen wir doch auf den Löwen schieszen!"

Darauf ein anderer: „Der Löwe ist bereits erschossen!"

Es war der Herr Kultusminister selbst, der diesen denkwürdigen

Ausspruch tat. Seine Exzellenz hatten recht: Der Löwe war erschossen!

* * *

Zwei Monate später erhielt ich von Fritz Behn folgendes Schreiben: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß heute der König bei mir im Atelier war und sofort anfing, vom ‚Löwen' zu sprechen. Er war sehr böse über die Angriffe, die dieser zu erdulden habe, und sagte mir, ich sollte die Flinte nicht ins Korn werfen! Das sei auch nicht seine Art. Ich habe ganz die Überzeugung gewonnen, daß nach dem Krieg das Denkmal doch ausgeführt wird! Also wollen wir wieder guten Mutes sein!"

18.

Im Forsthause

1916

Im Oktober 1916 wohnte ich eine Reihe von Wochen in dem Forsthaus Taubensee in der Schaffau, oberhalb der Ramsau, an der Poststraße, die zwischen Reiteralp und Lattengebirge nach Reichenhall führt.

Ich lebte das Leben unserer Wirte, also das Idyll eines Forsthauses in den oberbayrischen Alpen, wie ich es als Knabe in der Försterei Karlstein und an dem damals tief einsamen Thumsee bei Reichenhall gelebt hatte. So war es denn eine schier wundersame Wiederkehr längst vergangener Zeiten, die mir im Alter noch einmal vom Leben gegönnt wurde.

Von meinem Schreibtisch aus sah ich über eine von feierlichem Hochwald umdunkelte Matte hinweg auf die gewaltigen Wände der Reiteralp mit den beiden Felsengiganten der Mühlsturzhörner. Wo die Waldwiese zur Tiefe sich neigt, träumt der Hintersee, und jener zwischen den grauen Steinwänden wie eingelassene Smaragdglanz ist eine der schönsten Almen des Berchtesgadener Landes, die Halsalm, von der ich als junger Mensch, an Gehirnentzündung erkrankt, bewußtlos in die Ramsau hinabgeschafft wurde in das kleine weiße Bauernhaus gegenüber der alten Kirche. Also auch hier Erinnerung an Erinnerung! Das Geläut der weidenden Herden dringt zu mir ins Zimmer. Wie Kirchenglocken, wie Friedensglocken klingt's zu mir herüber. Und dann auf Erden Krieg und Schlacht, Grauen und Jammer, Tränen und Blut!

Heute nachmittag fuhr ein armseliges Bauernwäglein, von einem einzigen Pferd gezogen, beim Forsthaus vor. Darin saß die Königin, die mich besuchen wollte. Die hohe Frau kam mit einer der Prinzessinnen; das Gefolge ging zu Fuß. Königin, Prinzessin und Gefolge saßen in meinem Arbeitszimmer, in dem auch mein

Bett stand, und wir plauderten gar behaglich. Die Königin hätte die Poststraße in ihrem Auto fahren können. Aber bei der Abzweigung zum Forsthause hinauf stand mit großen Lettern geschrieben: „Für Automobile gesperrt!“ Da stieg die gute Königin aus ihrem Kraftwagen und ließ einen bescheidenen Einspänner kommen. Durch ihren Besuch wollte sie wohl die Hand auf die Wunde legen, die meine Niederlage mit dem bayrischen Löwen an der Falkensteinwand am Königsee vor kurzer Zeit mir zugefügt hatte. Denn eine Niederlage war es gewesen!

Alsdann wurde König Ludwig zur Gemsjagd auf der Reiteralp erwartet. Vor dem Forsthaus stieg die bayrische Fahne auf, und die Frau Försterin Marianne Zeller mit der ganzen Familie wand Kränze aus Tannenreis und buntem Herbstlaub.

Aber König Ludwig kam nicht. Eine andere höhere Majestät hatte in der Nacht vor seinem Eintreffen in der Ramsau in München siegreichen Einzug gehalten: des Todes Majestät war an König Otto von Bayerns Lager getreten und sie rührte mit sanfter Hand an den unseligen Herrscher. Bei ihrer Berührung schlossen sich die stieren Augen, erhielten die verzerrten Züge den Ausdruck eines Menschenangesichts wieder, öffnete sich das fast zwei Jahrzehnte verschlossen gewesene Tor von Schloß Fürstenried, das die Zelle eines Tobsüchtigen war. Mit königlichem Pomp und Prunk führte eine Majestät die andere hinaus, ihr in Bayerns Hauptstadt triumphierenden Einzug bereitend. Zum ersten Male grüßte München mit schweigender Ehrfurcht seinen Monarchen und gab ihm zu seiner neuen Residenz das Geleit, zu der Gruft in der St. Michaelskirche.

Dort harrte König Ludwig der Zweite seines Bruders König Otto.

* * *

Inzwischen war der Glanz des Herbstes von Tag zu Tag mehr Glorie geworden. Auf den Matten erblühte jetzt im Spätherbst ein zweiter gelber und blauer Lenz: Primeln und Genzianen. Vogelschwärme schwirrten aus dem Forst über die Matten, ziehende Wildgänse riefen ihre Schreie zu mir herüber, ein Adler kreiste in den kristallklaren Lüften: ein Königssymbol, Symbol des Sieges . . .

Förster Zeller pirschte den Hirsch, stieg den Gemsen nach, lauerte

dem Fuchs auf, erlegte den Dachs. Mein getreuer Diener, Karl Berger, durfte ihn begleiten, und einmal erzählte mir der junge Mensch ganz ergriffen den tragischen Tod eines Hirsches, eines prachtvollen Zwölfenders; wie dieser zwar getroffen, aber nicht getötet wurde. Anstatt die Flucht zu versuchen, erwartete das königliche Tier in königlicher Ruhe sein Schicksal, die letzte Kugel.

Kaum war ein erlegtes Wild im Forsthaus eingetroffen, so flog davon die Kunde durch das ganze Tal, über alle Höhen, von Hof zu Hof. Dann gab's ein Kommen und Gehen vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein: Greise, Frauen und Kinder — ein jedes brachte seinen Zettel und jedem ward das Seine zugeteilt. Frau Marianne selbst, die Helferin aller derer, die der Hilfe bedurften, zerwirkte mit kundiger Hand das Wild ...

Trotz der Abgelegenheit meines Forsthauses und der bald eintretenden winterlichen Witterung suchten mich gute Freunde auf. Ich sprach zu ihnen von vielem, was mich bewegte. Außer vom Krieg und von der Not des Volkes auch von Menschen und Dingen, die mir gerade in dieser Zeit furchtbaren Erlebens ans Herz gegriffen hatten: bittere Erfahrungen, schmerzliche Enttäuschungen. Plötzlich rief der eine von den lieben Gästen: „Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein Bluter! Ein Bluter der Seele, der Empfindung! Ihnen ist nicht zu helfen, denn Sie sind ein Bluter!“

19.

„Der Friede schaut über die Berge"

1917

Während der drei Kriegswinter, die ich in München verbrachte, versäumte ich kein Schillersches Drama. Aber ich sollte einen großen Schmerz erleben: das Hoftheater war niemals schlechter besucht, als bei einem Werk unseres Nationaldichters. Dabei sprach dieser an hundert Stellen zu dem Volk in Waffen unserer Zeit. Es war, als hörte man die Stimme eines Propheten. Es gab in Deutschland Bühnen, die fast nur Strindberg und Wedekind, einen fremden und einen einheimischen Sexualdramatiker bei überfüllten Häusern gaben; und doch hätten sämtliche Bühnen Schiller, Kleist und Wildenbruch aufführen müssen! Auch Paul Heyses „Kolberg" hätte zu diesen deutschen Dramen gehört, von „Minna von Barnhelm" nicht zu reden. Die „Hermannsschlacht" wurde fast nirgends aufgeführt; selten der „Götz", noch seltener „Tell" oder die „Wallenstein-Trilogie". Auch hatten die darstellenden Künstler vollkommen den Stil verloren, dessen Schiller nun einmal bedarf.

Als Joseph Kainz in Berlin am Deutschen Theater zum erstenmal den Carlos gab, war ich, wie ich bereits berichtet habe, dabei gewesen und hatte diesen so neuen Carlos mit der Menge bejubelt. Aber was das Genie Joseph Kainz wagen durfte, das konnte kein anderer; und doch entstand eine ganze Schar derer, die ihm abguckten, wie „er sich räusperte und wie er spuckte". Es gab keine große deutsche Bühnenkunst mehr! Richard Wagners Musikdramen erzogen die Künstler zu einem Stil — für das Wortdrama aber war er verloren ...

Tieftraurig kam ich daher auch diesen Abend wieder aus dem „Wallenstein". Die „Piccolomini" waren gegeben worden. Wieder war das Haus nur schwach besucht und der größte Teil des Publikums bestand aus Kindern und Bürgersfrauen.

Klopfenden Herzens hatte ich Max Piccolominis Dithyrambe auf

den Frieden erwartet. Der Künstler, ein Jüngling von edelster Erscheinung, sprach sie voller Schwung. Mein Gefühl, das Publikum müsse in einen Sturm der Begeisterung ausbrechen, täuschte mich. Wer sich jener Strophen erinnert, wird zugeben müssen, daß sie gerade jetzt zum tiefsten Innern sprechen: jetzt, wo die Kriegsfurie in ihrer ganzen Fürchterlichkeit über die Welt rast.

Schiller spricht zu uns durch den Mund seines jungen Helden:

Max

O schöner Tag! wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen —
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längstverlaßne, ein; mit breiten Ästen
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Tür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —

Questenberg

O! daß Sie von so ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

* * *

Im Winter 1917 war es mir überaus schwer, über die schreckliche Zeit dieses vierten Kriegsjahres hinwegzukommen. Wenn ich in den Straßen Münchens vor den geschlossenen Läden die langen Reihen der wartenden Frauen sah, die ein anstrengendes Tagewerk zu verrichten, ihre Kinder zu versorgen hatten, während draußen ihre Männer für Kaiser und Reich kämpften und zu Tausenden fielen; wenn ich sah, wie diese Heldinnen des Kriegs stundenlang warten mußten, häufig bei Regenwetter oder starkem Frost, um dann, nachdem die verschlossenen Türen endlich sich öffneten, wenn sie endlich eintreten durften, zu erfahren, daß sie umsonst halbe Tage gewartet hatten und mit leeren Händen abziehen mußten — — wenn ich sie Tag für Tag in langer Reihe so stehen sah, krampfte sich mir das Herz zusammen und Scham überfiel mich, daß ich zu denen gehörte, die immer noch genug zu essen hatten und weich und warm gebettet waren ...

„Der Friede sieht über die Berge."

Das Volk hofft es, glaubt es. Ohne diese Hoffnung würde das Volk die Not nicht länger ertragen können, denn die Not wächst und wächst. Riesengroß reckt sie sich auf mit den schwarzen Fittichen eines geflügelten Ungetüms, das die Sonne verdunkelt. Aber diese Hoffnung und dieser Glaube sehen über die Berge. So himmelhoch die Ewigen auch dastehen, klettern die beiden Lebensspender doch über die weißen Gipfel und hinab in die Täler und kämpfen mit der Hoffnungslosigkeit, mit der Verzweiflung, die im deutschen Volk viele Gemüter packen, mit Geierkrallen umklammern und zu würgen drohen ...

* * *

„Der Friede sieht über die Berge!" Für mich bedeutet das Aufflammen der Gipfel nicht das Anbrechen eines neuen Tages, sondern ein Nachglühen des scheidenden. Und gerade bei dem letzten Licht vor Anbruch der Finsternis kommt noch einmal meine Jugend zu mir zurück. Ich sehe mich selbst, da ich noch ein Kind war, rein und gut und glücklich. Sehe den Gutshof meiner Eltern, bis zum Giebel überwachsen mit baumstarken Efeuranken, sehe das alte Haus so deutlich, als ob ich einträte in den großen Flur, meine Gestorbenen zu suchen. Ich hatte nicht nur eine schöne, sondern auch eine begabte Mutter und mein Erbteil an Phantasie habe ich von ihr. Ob zu

meinem Heil? Besser für mich wäre gewesen, ich hätte nur das Erbe der Eigenschaften meines Vaters, dieses edlen Menschen angetreten und hätte auf der Scholle bleiben können, die er im Schweiße seines Angesichts bebaut und mir zu eigen bestimmt hatte ... Ich schreite in Gedanken im Garten rings um das Haus, wo Flieder, Goldregen und Rotdorn bis zu der Giebelstube aufsteigen, in der ich geboren ward und meine erste Kindheit verbrachte. Dort die Jasminlaube in der Ecke, in der sommers jede Mahlzeit zum Festschmaus wurde ... Meine Mutter war eine große Blumenzüchterin. Ihre Blumen waren in der ganzen Umgegend berühmt, ebenso wie ihr Kalbsbraten und die Waffeln, die Mamsell nach einem alten Familienrezept buk, so köstlich locker und gelbbraun ... Ich höre die Spinnräder der Mägde schnurren, sehe meine Mutter am Webstuhl sorgsam den Einschlag prüfen; sehe sie in ihrem Staatskleid aus schwerem schwarzem Atlas und der pompösen Tüllhaube mit gelbem Bandwerk. Solche Erinnerungen gehören gleichfalls zu dem Winterglanz meines Lebens. Und Winterglanz gebt ihr mir, meine Freunde, die ihr noch auf Erden weilt und mir mit eurer Freundschaft Licht spendet. Wie gut habe ich es doch, in meinen alten Tagen so freundlich umringt zu sein! Im nächsten Sommer kommt ihr wohl auch dieses Mal nach Bergfrieden, denn gerade dieses Jahr brauche ich euch wie das liebe tägliche Brot und ihr wißt, was jetzt das tägliche Brot bedeutet! Es ist heiliges Brot!

Vielleicht bezieht Herzog Johann Albrecht auch dieses Jahr wieder das blaugrüne Zimmer in meinem Waldhaus und die Frau Herzogin Elisabeth kommt mit den lieben Frauen von Buchenhaus herüber. Es soll alles werden, wie es ehemals war.

Und der Sommer bringt auch dieses Jahr die Frau Herzogin Marie von Anhalt, die für mich so recht Sommersonnenschein bedeutet, und mit ihr kommt die Getreueste der Getreuen, unsere geliebte „Ollée". Sie, Olga von Lattorff, die meine dunkeln Stunden ebenso liebevoll teilt, wie die hellen und die so oft mit mir die schlaflosen Nächte treu durchwachte. Auch Hans und Lili Bierbach sind wieder da und die Freunde von der Leyen verlassen mich nicht in diesem schwersten aller Jahre. Alle möchte ich um mich haben, eine ganze Phalanx von Freunden!

Und Minna Herzlieb, meine Minna Herzlieb muß uns in diesem Sommer ihren Alexander bringen; und Ricci muß dabei sein, der

liebe feine Knabe! Auch du, Marie, Tochter von Justus von Liebig, darfst in dem allsommerlichen Freundeskreise nicht fehlen; und am so und so vielten September nachmittags, sechs ein Viertel Uhr, genau sechs ein Viertel, kommt Marie von Bunsen gewandert, im Lodenrock, den Rucksack auf dem Rücken. Und Lilli Lehmann, die sangesreiche und herrliche, streut auf meinen Weg die Rosen ihrer Freundschaft. Grüß Gott, Frau Anmut und Freund Jacques Hirsch! Spät tretet ihr in mein Leben, aber ihr kommt und ich danke dem Schicksal, daß ihr gekommen seid, bevor es zu spät ward! Und viele andere liebe Freunde, eine ganze lange Reihe freundlicher Gestalten drängen auch diesen Sommer herbei, und eine jede bedeutet für mich eine Lebensfreude. Seht ihr wohl, wie reich ich bin, wie reich ihr mich gemacht habt!

Es ist eben Glanz, Winterglanz!

Und wenn erst, unmittelbar neben Bergfrieden, das Haus auf der hohen Waldwiese von unseren jungen Freunden Hanna und Richard Isenberg bezogen wird, die ich unsere „lichten" Menschen nenne, weil sie nicht nur solche leuchtenden Haare und Augen haben, sondern auch solche leuchtenden Seelen! Wie kann ich nur ausdrücken, wie tief ich diese Überfülle an Freundschaft und Güte, gerade während des blutigen Grauens dieser Kriegsjahre empfinde. Dem langen Reigen folgen unsere geliebte Frau Julie Hellquist und ihre Tochter Märrit Ohlenschlager-Hellquist, folgt unser Sonntagsgast, unsere Frau Hofrat Josefine Lacher, die „gute Frau von Berchtesgaden". Denn alles, was sie tut, ist gut; und was hätte sie nicht getan in diesen Jahren der Not und des Jammers! So heiligt sie das Andenken ihres Gatten, um den noch heute Berchtesgadens Volk trauert. Wie schön ist es doch, wegen seiner guten Taten nicht vergessen zu werden.

„Gute Taten!"

Da ich ein Kind noch war, träumte ich davon. Heute in diesen Märztagen des Jahres 1917, in die schon der Frühling hineinleuchtet und zusammen mit dem nahenden Frieden über die Berge sieht, heute ist mir zumut, als hätte von diesen Träumen von guten Taten, die ich begehen wollte, kein einziger sich erfüllt; als wäre an dem Blütenbaum meines Lebens keine einzige Blüte zur Frucht gereift! Ich traure nicht darum, denn mir ist die Erkenntnis geworden.

20.

Finis

1918

Meiner Gewohnheit nach schaue ich auch jetzt viel in mich hinein. Da muß ich denn erkennen, daß sich, seitdem der Krieg begonnen hat, eine große Wandlung in mir vollzog. Eifriger als früher habe ich seit dieser Zeit mein Inneres durchspürt, habe klarer als je meine Schwächen gesehen und meine Irrtümer erkannt. Wie viel Eitelkeit, Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit steckte immer noch in mir, der ich in dem Wahn lebte, ich hätte all diese Häßlichkeiten siegreich bekämpft. Wer weiß, was mir trotz aller Läuterung und Abklärung noch jetzt anhaftet!? Irrt doch der Mensch, so lang er strebt ...

Ich war über das Ergebnis meines Forschens sehr unglücklich. Doch dann begann ich gegen mich zu kämpfen — wie freilich schon oft! Aber da der Arbeitstag meines Lebens dem Abend sich zuneigt, habe ich dieses Mal nicht geruht, bis ich die Empfindung hatte, es sei mir gelungen, manches, was mich einhüllte wie ein schlechtes Gewand, von mir abzustreifen. Dieses Gute und Große vollbrachte an mir der Krieg, der so viele Wunder bewirkt hat. Nun erwarte ich vom Leben nichts mehr. Ich ward ein Entsagender, der sich selbst verleugnet hat und nur noch an das Vaterland denkt, an Deutschlands endgültigen, ruhmvollen Sieg!

* * *

„Warte nur, balde — —"

So steht es über dem Eingang meines Waldhauses „Über allen Gipfeln" geschrieben. Ich will also warten und ich will hoffen, daß das „bald" nicht mehr lange auf sich warten lasse.

Denn die Feder entsinkt meiner müden Hand gar oft. Nur, daß ich Deutschlands endgültigen Sieg erleben möchte, seinen glorreichen Sieg! Nicht nur den Sieg über seine äußeren Feinde, sondern

auch den Sieg über seine inneren gewaltigeren Feinde. Und diese Feinde sind Deutsche, sind daher um so schändlicher.

Erleben möchte ich Deutschlands Sieg über seine Schwäche. Sie wird freilich anders genannt: „Schonung, Mäßigung, Bewußtsein seiner Kraft, Edelmut, Großmut“ und was dergleichen hohe Namen mehr sind: „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?“

Das Schlußwort „Finis“ möchte ich heute, im Mai 1918, an diesem leuchtenden Frühlingstage unter diese „Aufzeichnungen aus einem phantastischen Leben“ setzen, den Freunden — auch den unbekannten — dankend, die mich freundlich und geduldig bis zu diesem Ende begleitet haben. Vieles sprach ich mir vom Herzen herunter, und alles kam aus dem Herzen! Vielleicht, daß von vielem einiges zu Herzen geht. Das wäre eine große Genugtuung, von mir freilich nicht mehr erlebt.

* * *

Unter den Buchen von Bergfrieden möchte ich meine letzte Ruhestätte finden. Mein toter Leib soll in Flammen aufgehen und meine Asche dereinst mit der meiner Frau vereint werden.

Sie versprach, mich zu überleben, und ihre Liebe ist so stark, daß sie den Tod überwinden würde, sollte dieser Erlöser und Wohltäter zu ihr früher herantreten, als zu mir, der ich ihren Tod keine Stunde überleben — will.

Ihr Versprechen, mich zu überleben, ist die größte ihrer Liebestaten, die ihr Leben ausfüllen; denn jeder Tag ihres Lebens enthält eine Liebestat für mich.

Für unsere Asche schuf Stephan Sinding, mein durch den Krieg verlorener lieber Jugendfreund, das Gefäß, das die beiden Vereinten bergen soll. Die Urne ist von gar edler Bildung. Ich erblicke darauf mich selbst. Tot, vom Leben erlöst, liege ich auf meinem letzten Lager. Mir zu Häupten steht die Gefährtin meines Lebens und streut auf mein Sterbliches Rosen herab — wie sie mich mit den Rosen ihrer himmlischen Liebe und Güte im Leben überschüttet hat. Von meinem Leichnam hinweg entfernt sich eine schwebende verhüllte Gestalt. Es ist der Genius des Menschenleides. Er entweicht von meiner Hülle, den Dornenkranz in Händen, womit er

den Lebenden gekrönt hatte, und den er von dem Haupt des Toten hinwegnahm. Den Henkel des Bronzegefäßes bilden zwei Vereinte: ihre auf Erden in Asche gesunkenen Leiber erstehen als Verklärte. Sie sinken sich in der Seligkeit ewiger Vereinigung in die Arme, halten sich umschlungen, um sich nie mehr zu lassen ...

Ich bat, auf meinen Grabstein keine andere Inschrift zu setzen, als: „Er war ein fleißiger Arbeiter und ein treuer Freund.“

Gern hätte ich als Grabmal einen Bronzeabguß des „Adoranten“.

Er möge seine Arme aufheben zu einer gütigen Gottheit, auf daß sie mit mir nicht zu streng ins Gericht gehe. Gebüßt habe ich schon im Leben und das schwer genug.

Ihr aber, die meines Irrens Buße am liebsten auf sich genommen hätte, wie sie alle meine Leiden auf sich nahm — meiner auch im Tode von mir unzertrennlichen geliebten Gefährtin, soll in die Ewigkeit nachgerufen werden:

Sie, die hier ruht, war gütig wie der Tag.
Ihr leuchtend Leben kannte nur die Schatten,
Die den umdunkelten, den sie geliebt,
Wie lichte Geister arme Seelen lieben.
Er riß in seine Nacht sie ... ihren Glanz
Vermochte erst die Finsternis zu löschen,
Die feierlich sie hier umfängt. Sie war
Ein starkes Weib und zartes Kind zugleich.
Die Trösterin war sie, der Hort des Mannes,
Der auf der Welt nur eine Stätte fand,
Weil sie dort weilte. 's war kein Tag zu trüb,
Daß ihre Stimme nicht wär' hell ertönt,
Dem Vogel gleich, der in den Zweigen wohnt
Und auch bei Sturm sein Liedlein eifrig singt.
Sie hätte sterbend leise, leis' gesungen,
Damit ihr Gatte denken sollt': sie leb' noch.
Was andere erst in sel'gen Höhen werden:
Des Himmels Engel, war sie schon auf Erden.

* * *

Das letzte Kapitel wurde Ende Mai 1918 beendet.
Am 10. Juni 1918 schloß Richard Voß für immer die Augen.

Anhang

Nachwort von Friedrich v. der Leyen

Richard Voß hat seine Erinnerungen 1916 und 1917, die letzten Seiten 1918, kurz vor seinem Tode, aufgezeichnet. Das Manuskript war die erste, noch unkorrigierte Niederschrift. Der Dichter wollte keine vollständige Darstellung seines Lebens, noch weniger eine zusammenhängende Darstellung seines Wesens und seiner künstlerischen Entwicklung geben. Wenn er in seinen letzten Jahren eine gute Stunde hatte, so erfreute er seine Freunde gern durch Plaudereien von seinen Erlebnissen, und weiter sollen, wie er selbst so bescheiden sagt, diese Erinnerungen nichts sein. Trotzdem nehmen wir an, er hätte nach seiner Art an dem Manuskript noch manches gefeilt, ergänzt und hinzugefügt, hätte ihm nicht der Tod die Feder aus der nimmermüden Hand genommen. So ist mancher Freund und manche Freundin, die ihm teuer waren und von denen er gern und oft erzählte, in den Erinnerungen gar nicht oder nur flüchtig erwähnt; und gerade von den Werken hat er manche nicht genannt, die seine Verehrer besonders lieben und die noch lange Zeit ihre Bedeutung behalten werden. Doch das sind alles in allem kleine Schönheitsfehler. Im ganzen wird jeder Leser überrascht sein, wenn er in den Erinnerungen Seite für Seite liest, wie viele edle und bedeutende Menschen Richard Voß nähertraten und wie viele er an sich gezogen hat. Das Buch ist, ohne daß der Verfasser es wollte, eben durch die unmittelbare Wiedergabe des Erlebten, eine Schilderung des geistigen, gesellschaftlichen und künstlerischen Deutschlands zwischen den beiden Kriegen 1870/71 und 1914/18 geworden und wird als solche unserer Zeit doppelt wohltun. Zeigt es doch, welchen Reichtum das viel geschmähte Deutschland jener Jahrzehnte besaß an Kunst und Geist, an edlem Menschentum, an fürstlicher Gesinnung, an Leben großen und vornehmen Stils, an bester Geselligkeit und

an weitblickender Tatkraft. Vieles davon wird für immer zerstört sein.

Die Bilder, die das Buch schmücken, hat Richard Voß selbst ausgesucht. Nur die Reproduktion des Blattes mit den Aussprüchen über den Dichter und den impulsiven leidenschaftlichen Fragen und Zustimmungen hat er nicht selber angeregt. Doch war sie gewiß in seinem Sinn. Das Original steht auf seinem Schreibtisch und ist ein selten unmittelbarer und rührender Ausdruck seiner Persönlichkeit und seines reinen Wollens.

Literarische Anmerkungen und Nachweise zu diesem persönlichen Buche wären verfehlt. Soweit sie erwünscht sind, wird eine geplante Biographie sie nachholen. Dagegen wird das Namensverzeichnis vielen Lesern willkommen sein, als ein gedrängter und anschaulicher Überblick über die Fülle interessanter Persönlichkeiten, denen Richard Voß begegnete. — Nur im allgemeinen sei erwähnt, daß Richard Voß eine knappe Schilderung seines künstlerischen und menschlichen Wesens in der Einleitung zu seiner Novellensammlung „La perduta gente" (1910) gab. Einzelne Episoden schildern die Sammlungen: „Allerlei Erlebtes" (1902) und „Erlebtes und Geschautes" (1893). Erinnerungen an seine Kindheit, an 1870 und andere biographische Einzelheiten brachten Velhagen und Klasings Monatshefte (seit 1910). Die römischen Kapitel werden durch die Bücher: „Aus meinem römischen Skizzenbuch" (1896, dort finden sich auch die Seite 92 und 109 erwähnten Aufsätze) und „Du mein Italien" (1910, über die Fürstin Wittgenstein, den ersten Winter in Rom und die Villa Falconieri) ergänzt. Die Widmung Hubert Herkomers (Seite 347, 1902) lautet: „To Richard Voß, the deligtfuhl word painter of nature his appreciative friend." — Von „Zwei Menschen", Seite 360, liegt jetzt das 260. Tausend vor. — Seine letzten Reisen nach Griechenland, die Türkei, den Kaukasus und Korfu hat der Dichter in „Erdenschönheit" (3. Auflage 1920) beschrieben. — Die Kriegsschilderungen von Alfred v. Heymel Seite 408 finden sich in den Süddeutschen Monatsheften 1914 und 1915.

Der Beschluß dieses Buches sollen einige kurze und gelegentliche Tagebuchaufzeichnungen des Dichters aus den Jahren 1917 und 1918 sein, vielleicht waren sie als Ergänzungen für die Erinne-

rungen bestimmt. Sie geben wohl am besten die Kämpfe und Schmerzen wieder, aus denen das letzte Buch des Dichters „Die Erlösung" aufwuchs, und die dunklen Ahnungen, die quälende Sorge um sein Deutschland, die dies Leben mehr und mehr beschatteten, bis ihn der Tod, ein gütiger Freund, von dieser Erde hob.

München, Januar 1920.

Tagebuchaufzeichnungen von Richard Voß

5. August 1917.

Gestern hatte ich einen Eindruck, der mich aufs tiefste erregte: Professor Waldemar Meyer spielte in einem Konzert die Kreutzersonate und Brahmssche Zigeunertänze. Hier höchste Kunst und höchste Erdenschönheit und dort unten in Flandern eine Schlacht, die furchtbarste dieses Völkermordens!

Ich konnte die Gegensätze kaum ertragen; die hehre Herrlichkeit Beethovens und das Grauen des Krieges! Der Erhabenheit der Kreutzersonate folgten Brahms' Zigeunertänze, in wilder Lebenslust sich austobend. Mir war's, als müßten die Toten dort unten es hören, als müßten sie sich beleben, aus ihren Grüften auferstehen und mit ihren zerrissenen blutigen Gliedern, mit ihren Todeswunden beginnen, sich in den wütenden Wirbeln dieser tosenden Daseinswonne zu drehen.

* * *

6. August 1917.

Um mich aus dieser Welt des Grauens in Schönheit zu flüchten, lese ich wieder Jakob Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte" und verfalle, genau wie in meinen Knabenjahren, in Staunen über das Wunder des Volkes der Griechen.

8. August 1917.

Ich habe die Manie, niemals etwas von mir Gedrucktes zu lesen, nach der letzten Korrektur nie wieder! Heute nun geschah es, daß ich eines meiner Bücher ergriff und darin las. Es war „Michael Cibula", einer meiner phantastischsten Romane aus früherer Zeit. Ich las und las und kam von dem Buche nicht los.

Nun bin ich sehr traurig. Unmöglich könnte ich heute etwas Ähnliches schreiben. Die Leute, die sagen, ich sei eine große Enttäuschung, mögen also recht haben! Es ist dies eine jener Erkenntnisse, die den ganzen Menschen erschüttern. Ich muß sehen, auch damit fertig zu werden. Hart genug wird es sein.

* * *

Ich gebe ungern meine Bücher an Freunde und Bekannte. Aber bisweilen kann ich es doch nicht vermeiden. Die Folge davon ist, daß ich unruhig und erregt bin. Erhalte ich dann das Buch mit einer Redensart zurück, so ist mir's, als müßte ich mein Buch um Verzeihung bitten, daß ich es fortgab. Denn es ist immerhin ein Stück meines Selbst. Ich schäme mich jedesmal, man gibt doch nicht ein Stück von sich selbst fort! Und das Buch dauert mich. Als wäre es ein herumgestoßenes Kind, streichle ich es heimlich.

* * *

9. August 1917.

Heute kamen Ihre Großherzogliche Hoheit, die liebe Frau Herzogin Marie von Anhalt zum Tee und Geheimrat Adolf von Harnack, den die Frau Herzogin kennen lernen wollte. Das ist ein geistreicher Kopf, ein vornehmer Mensch von feinster geistiger Kultur. Er erzählte von der Villa Falconieri, in der er dreimal Gast des Kaisers war. Da sprach auch ich frei vom Herzen von dem Unrecht, das mir mit meinem leuchtenden Hause angetan ward. Die gütige Frau Herzogin kannte meinen Kummer in dieser Sache, so durfte ich in ihrer Gegenwart davon reden. Sie war auch heute wieder voll des schönsten Verständnisses.

Herr von Harnack beglückwünschte Deutschland zu der Ernennung von Richard Kühlmann zum Staatssekretär, sprach von dem verflossenen Reichskanzler voller Wärme: kein Mensch könne aus seiner Natur heraus; sprach hoffnungsvoll von der Möglichkeit, ja, der Wahrscheinlichkeit eines Friedens noch vor Anbruch des Winters. Ich hörte zweifelnd und schweigend zu. Er sprach viel und außerordentlich gut . . .

* * *

13. August 1917.

Joachim von Putlitz ist bei mir. Das ist freilich ein Getreuer! Ein Herz wie Gold! Selbst ein langes Leben am Hofe konnte diesen Glanz nicht trüben. Und das will etwas heißen! Als Günstling seines Königs bleibt er so aufrecht und so schlicht, wie die Natur ihn schuf. Auch in den letzten Jahren wollte er mich aufführen. Aber ich will als Dramatiker in meinem selbst gegrabenen Grabe bleiben; man soll Tote nicht auferstehen lassen . . .

Wir reden Bücher miteinander, Bücher der Vergangenheit. Aber auch von der Gegenwart weiß der Freund vieles und Bedeutsames zu erzählen. 1914 wurde er vom württembergischen Roten Kreuz nach Rom geschickt. Er speiste in der Rosenvilla am Pincio, er allein mit dem Fürstenpaar Bülow und Donna Laura Minghetti.

Auch wegen Puccinis ward Putlitz nach Italien geschickt. Die deutschen Bühnen wollten sich den Maestro erhalten und Putlitz sollte erkunden, ob er für oder gegen Deutschland sei? Natürlich war der Herr für die Mittelmächte und für die Entente!

Am 24. August 1917.

Tage voll bitterer Sorge. Bei Verdun tobt die Raserei wütender Kämpfe. Sie tobt in Flandern, und an der Isonzofront kam es zur elften Schlacht. Tag und Nacht höre ich über die Tauern herüber das dumpfe Dröhnen der Kanonenschläge.

* * *

Ich ringe mit meinem Christusstoff wie Jakob mit dem Herrn: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnetest mich denn." Man muß es selbst fühlen, um zu wissen, was das ist: welche Verzweiflung an sich selbst! Es ist solche Finsternis um mich her. Von meinen Büchern, also von meinem eigenen Leben, spreche ich, außer zu meiner Frau, nur noch zu Dir, der ich den traulichen Namen „Minna Herzlieb" gab. Ja, Du bist meinem alten Herzen lieb geworden, Du Gute und Beste! Würdest du mich nur nicht so gipfelhoch überschätzen; Du denkst freilich nicht daran, wie demütigend es ist, überschätzt zu werden. Aber dieses inbrünstige Einleben in meine Gestalten ist mir trotzdem Trost und Ermutigung zugleich. Dagegen

macht es stolz, unterschätzt zu werden. Meinem neuen Buche, dem Christosbuche, voraus will ich den Namen der Freundin setzen, die es im Geiste mit mir erlebt.

* * *

Am 28. August 1917. Goethes Geburtstag.

Seit meinen Jünglingsjahren las ich an jedem 28. August die letzten Szenen aus dem zweiten Teil des Faust. Heute las ich nur, wie die Lemuren für Faust das Grab graben.

2. September 1917.

Zu meinem Geburtstag erhielt ich auch dieses Jahr wieder so viele Blumen, als sollte ich begraben werden. Ebensolch Blumenwall umgab mich, als ich am 2. September 1870 auf dem Schlachtfeld von Sedan, auf der Wiese vor dem in Flammen stehenden Bazeilles erwachte. Damals türmten freundliche Hände rings um mich die Blumenwand, um mir beim Erwachen den Anblick der Toten und Verwundeten zu ersparen. Aber keine Blüten der Liebe und Freundschaft konnten mir das Schlachtfeld des Lebens verhüllen, auf dem ich nun selbst liege, ein Hingestreckter und Besiegter, mit Todeswunden, die nur ich kenne und an denen ich still verbluten möchte.

Mitte September 1917.

Tage und Nächte verstreichen in qualvollem Ringen mit meinem Christusstoff. In mir wogt das Gewühl schattenhafter Gestalten, und ich bin nicht imstande, sie deutlich zu sehen, geschweige sie zu fassen und festzuhalten. Es ist ein Kampf, einem Todeskampf gleich: Ich will aber leben. Noch will ich leben, denn noch will ich arbeiten und schaffen.

4. September.

Könnte ich mir nur ein Stücklein Glaubens an mich selbst erringen! Der Glaube macht nicht nur selig, sondern auch stark. Er macht nicht nur Märtyrer, sondern auch Helden und Sieger. Mein Leben zurückdenkend, erscheint es mir heute ganz unwahrscheinlich, wie ich jemals den Glauben an mich selbst haben konnte. Es

war ein Kinderglauben! Er ward mir gehörig abgewöhnt, aus mir hinausgepeitscht, ganz besonders von Menschen, die meinem Herzen am nächsten standen, die ich am zärtlichsten liebte. Das war das Schmerzlichste, und ich bin damit immer noch nicht fertig geworden.

8. September 1917.

In diesen Tagen der schwersten Sorge und der oft unerträglichen Angst um mein geliebtes Vaterland sind mir die Briefe meines Freundes Johannes Bierbach und seiner Frau Lily in Heidelberg oft ein rechter Trost. Ich weiß mich in meinen patriotischen Gefühlen mit ihnen immer eins; und von Jahr zu Jahr schlingt sich das Band unserer Freundschaft fester. Er ist einer der sonnigsten, hilfreichsten und liebenswürdigsten Menschen, seine Frau von seltner Anmut des Herzens.

Meine Verstörung über unsere innere Lage nimmt von Tag zu Tag zu und wird zur Verzweiflung an dem deutschen Geist der führenden Männer. Je stolzer auf die deutschen Heldentaten ich mein Haupt erhebe, um so tiefer drückt mich die Schmach über unsere inneren Zustände nieder. Ich verstehe nicht, daß man Männer wie Erzberger, Haase, Ledebour und Konsorten nicht als Landesverräter richtet. Aus dem Schützengraben schrieb man mir heute: „Das deutsche Volk, welches solchen Reichstag, solche Friedensresolution, solche Regierung duldet, ist seiner Helden unwert! In den Schützengräben weint man über das, was vorgeht.“

Von dem hohen Hause des Reichstags aus, von diesem Thronsitz des deutschen Volkes, steigt ein feiger, fauler Friede zu dem deutschen Volk, steigt Verhängnis, Unheil und Untergang hernieder. Nicht die „Welt von Feinden“, der wir seit vollen drei Jahren siegreich gegenüberstehen, bedroht uns mit dem Untergang, sondern deutsche Hände wirken mit wilder Hast an dem Nessusgewande von Schwäche und Schande, das sie dem deutschen Volke über den Leib werfen wollen, auf daß seine Würde und Ehre sich in Flammen verzehre.

Wie ein Alpdruck liegt es auf mir, der mir Geist und Seele würgt: die grauenvolle Gestalt der bleichen Furcht vor einem faulen, feigen Frieden, von der Regierung mit unbegreiflicher Blindheit an-

gestrebt, vom Volk mit beklagenswertem Unverstand leidenschaftlich gewünscht, so sich selber das Grab grabend, nachdem es selbst seine Würde und Ehre zerschlagen.

Die nämliche unheilvolle Wandlung der Gesinnung tönt mir aus den Briefen der Soldaten aller Fronten entgegen. Wer trägt die furchtbare Schuld daran? Wer die ungeheure Verantwortung? Wer anders als die Männer der Regierung, die Vaterland und Volk unaufhaltsam einem Abgrund zutreiben, ihm den Untergang bereiten?

* * *

Am 15. September 1917.

Und zu Legionen fallen unsere Helden! Ein solch junger Held starb gestern für sein Vaterland den Flammentod. Es ist Max von Chelius, der jüngste und letzte Sohn des Generalleutnants und Generaladjutanten des Kaisers, Oskar von Chelius. Wer den Jüngling kannte, mußte ihn lieben und es liebten ihn die Götter. Denn sie erfüllten seinen Wunsch: für sein Vaterland den Fliegertod als schönsten Soldatentod — so nannte er ihn — zu sterben.

Seine Mutter — Frau Hedwig von Chelius — Ehrfurcht vor der Erhabenheit einer Mutter in ihrem Mutterschmerz, in dem sie dem Gatten noch zurufen kann: „Es schmerzt nicht!" Solchen Heldenmüttern gefallener Söhne, wie die Mutter dieses Jünglings eine ist, sollte das Vaterland ein Denkmal setzen. In seinem Marmor sollte in unvergänglichen Lettern eingegraben stehen:

„Mutterliebe ist die höchste Liebe!"

* * *

20. September 1917.

Ich begann mein Christusbuch, dem ich den Titel „Erlösung" gebe.

Ende September 1917.

Der König ist in Berchtesgaden und ließ mich zur Tafel nach Bartholomä laden. Der Chef des Geheimkabinetts, Exzellenz von Dandl, holte mich ab. Wir mußten an zwei Stunden warten, ehe der König von der Hirschjagd in den Watzmannwänden zurückkehrte.

Während der langen Zeit unterhielt ich mich mit Herrn von Dandl, und meine Achtung vor dem Manne steigerte sich.

König Ludwig beharrt bei dem Wunsch, meinen Plan, den „Bayrischen Löwen" in eine Felswand des Königsees einzuhauen, verwirklicht zu sehen, und hat dafür selbst die Wand ausgesucht. Es ist eine andere Stelle als die von mir gedachte und sie ist die bessere, denn sie ist die abgeschlossenere. Wer am Seegelände steht, erblickt, hinter der kleinen Insel aufsteigend, die bewaldete Felswand. Sollte Bayerns gewaltiger Leu wirklich für die Ewigkeit an jener Wand erstehen, so würde Bayerns Heldenvolk das Monument erhalten, das meine Liebe ihm wünscht.

26. Oktober 1917.

Siege der Unseren an der Isonzofront! Ich juble. Dabei fühle ich den Tod eines jeden Italieners — so heiß liebe ich Italiens Volk noch immer! Ich will es auf diesen Blättern nur gestehen, daß die Sehnsucht nach Italien, der Jammer um Italien mich verzehrt. Ich leide an einem Todesübel, welches „Italien" heißt. Stundenlang kann ich meine römischen Piranesistiche betrachten und mit geschlossenen Augen dasitzen, die Vergangenheit in Bildern und Gestalten erleben. Ich sehe die Campagna in allen ihren Einzelheiten; sehe jeden Baum in der Villa Falconieri; jede Ruine auf Tuskulum. Ich schreite durch die Straßen Roms, wandere wie vor alten Zeiten durch seine Tore weit, weit hinaus, fühle Roms Sonne, lasse mich von Roms Lüften umwehen, atme den Wohlgeruch von Thymian und Lavendel, wandere im ersten Frühling durch das Albanergebirge von Frascati über Grottaferrata hinauf nach Rocca di Papa; von dort hinüber nach dem Märchen von Pallazuolo und weiter durch die sprießenden Wälder nach Ariccia und Genzano. Ich schreite auf dem hohen Rand des Kratersees über die Wiesen nach Nemi, sitze in der Pergola des Albergo de Santis, schaue hinab in den Abgrund zu meinen Füßen, auf den silbernen Spiegel Dianas, sehe jenseits des Kraters über dem lateinischen Land das Tyrrhenische Meer aufleuchten.

Ich erlebe im Geist den Ginsterzauber, schreite die Wege, wo er leuchtet; über mir schlägt die Flut goldigen Wohlgeruchs zu-

sammen. Ich trabe auf meinem Rappen bis ins Algidumtal, das unübersehbar weiß ist von der Blüte der Narzissen. Ich steige vom Pferd, lasse es weiden, werfe mich in den Glanz, sehe durch die schneeigen Kelche den Himmel auf mich herabschauen, den Himmel Roms! Höre über mir die Lerchen jubilieren! Spät abends trete ich den Heimweg an, über das Kloster von Camaldoli, dessen weißgewandete Väter mich grüßen, die mir einen Abendtrunk kredenzen. Schon sinkt der Sonnenball in purpurner Röte ins Meer, schon erglüht das Sabinergebirge; schon wird in Monte Porzio das Ave geläutet.

Ich sporne mein gutes Tier, reite durch den Olivenwald der Villa Tusculana, reite durch das Eichentor der Villa Falconieri, reite durch das Tor von Orazio Falconieri in den Steineichenhain; mein leuchtendes Haus glänzt mir entgegen; meine Frau erwartet mich in der Säulenhalle, meine Hunde springen zu mir empor: aus Rom sind liebe Gäste gekommen, und in meinem Arbeitszimmer grüßt mich an der Decke die gute junge Göttin: „Willkommen wieder zu Hause!"

Wie das klingt! „Wieder zu Hause ... Wieder zu Hause in der Villa Falconieri!"

* * *

1. November 1917. Allerseelentag.

Als ich heute von meinem Spaziergang nach Bergfrieden zurückkehrte und durch den Park zu meinem Waldhause hinaufstieg, ergriff mich die Schönheit meines kleinen Besitztums, das jetzt in Wahrheit zu meinem letzten Zufluchtsort ward, zu meinem „Bergasyl". Meine Buchen — sie gehören zu den ältesten der Umgegend — stehen in einer Pracht, als sei ihr Laub aus Goldbronze gebildet. In der Nacht hatte es gefroren, und so ließen sie denn in der Sonne ihr goldiges Laub auf mich niederrieseln, ein lautloser Schauer eiteln Glanzes.

* * *

Heute vormittag besuchte mich der General Oskar von Chelius. Ich sah ihn nach dem Tode seines Sohnes Max zum ersten Male. Es war gerade der rechte Tag, um von dem herrlichen Jüngling mit seinem Vater zu sprechen.

Volle zwanzig Minuten kämpfte Max von Chelius in seinem Flugzeug allein gegen vierzehn englische Feinde: allein! Dann ging er in Flammen auf. Aus einer Höhe von über zweitausend Metern stürzte er brennend herab.

Er war die Jugend selbst, wie das Glück der Jugend, dabei von einer Reinheit, die seinem ganzen Wesen etwas Leuchtendes gab. Wenn ich an ihn denke, sehe ich im Geist die Jünglingspracht eines hellenischen Epheben und höre während dieser Vision Beethovens Eroica oder die Kreutzersonate.

* * *

Morgen gehe ich fort in die Stadt. Werde ich wiederkommen? Ich wünsche mir so sehr, in meinem Waldhause den letzten Seufzer zu tun und aus diesem hinausgetragen zu werden, entweder in dunkler Nacht oder wenn die Berge im ersten Tagesglanz erglühen. Gleichfalls ganz heimlich.

Von einer Freude muß ich berichten. Ich pflanzte eine Kriegsblutbuche, einen bereits recht stattlichen Stamm, mitten auf der Waldwiese, über dem betenden Knaben, der die Gottheit anfleht um Deutschlands glorreichen Sieg. Unter dem Baume ließ ich ein Felsstück anbringen; auf diesem soll mit ausgebreiteten Schwingen ein Adler kauern.

Winter 1917/1918. Hotel Marienbad.

Am Weihnachtsabend, in der Nacht, während über die der Friedensverkündigung harrenden Menschheit die Glockenklänge der Mitternachtsmesse hinbrausten, schrieb ich die letzten Worte der ersten Fassung meines Christusbuches. Es war das ein großer Schmerz, denn jetzt beginnt das große Leid um dieses innere Erlebnis, welches meinen ganzen Menschen gepackt hat. Ich nahm Abschied davon. Auch der Kampf und das Ringen waren schön.

* * *

Charfreitag 1918.

Diese Nacht träumte mir, ich sei gestorben. Aber ich war nicht tot. Ich sagte zu meiner Frau: „Laß mich aufstehen aus meinem

Sarge. Es ist ja doch Ostern! Wir wollen uns bei der Hand fassen und Ostern feiern! Hand in Hand wollen wir durch das Albanergebirge gehen. Die Ulmen stehen in voller goldiger Blüte, die Kastanien beginnen zu sprießen, alle Büsche grünen. Es glüht der Goldregen, die blauen und weißen Anemonen, die purpurfarbenen Zyklamen und Orchideen, und auf der Wiese von Pallazuolo blühen gewiß schon die ersten Narzissen. Laß mich vom Tode auferstehen und mit dir durch das Albanergebirge gehen! Noch ein einziges Mal, ehe ich ganz tot bin."

Ganz tot — „Etwas in meiner Seele ist ganz tot."

* * *

Ich las heute in den „Römischen Xenien" von Hans Barth:

Italienkummer

„Jahr um Jahr hindurch war ich ihr Freund und ihr Bruder,
Teilte ihr leichtes Gemüt, lebte und liebte nur sie. . . .
Niemand — so hieß es von mir — kannt' jemals Italien besser!
Niemand — ich sag' es euch frei — hat es schlechter gekannt . . ."

Der Unbekannte, der mir das kleine Buch sandte, schrieb daneben: Richard Voß!

Und dann:

Der letzte Roman

„Lies es nicht weiter, dies Buch. Es macht schlaflose Nächte.
Niemals war ein Roman gar so schmerzlich wie der.
Einstmals herzten sie sich. Da saust eine Klinge hernieder,
Und die Sonne, sie sank berstend vom Himmel herab."

Das soll — sagt man mir — gleichfalls zu meinem „besten" Roman: „Brutus, auch du!" in Beziehung stehen . . .

* * *

Letzter April 1918.

Ein Eindruck, der mein ganzes Inneres durchwühlte und erschütterte, war diesmal mein Abschied von München. Ich war in der Luftkriegsbeuteausstellung. Ich spreche nicht von den eroberten, zerschossenen, zersplitterten feindlichen Luftfahrzeugen. Auch nicht von dem eisernen Ungetüm, dem „Tank". Ich spreche von der

Ruhmeshalle der Flieger, der gefallenen und der noch lebenden: derer, die noch fallen werden.

In keiner Kirche, auf keinem Friedhof war mir zumute, wie heute in dieser Halle unter den bekränzten Bildnissen dieser Helden. Jünglinge beinahe sie alle! Sie blickten auf mich herab mit lachenden Augen, die Brust geschmückt mit den höchsten Ehrenzeichen, wahrhaft strahlende Gestalten, strahlend in Ruhmesglanz und Jugendstolz. Und alle so deutsch, so deutsch!

Und draußen lachte die Gotteswelt, leuchtete der Frühling, schien die Sonne, sangen die Vögel, drängten sich die Lebenden.

Es war keine Besichtigung, es war ein Gottesdienst, der Kult der reinen Vaterlandsliebe, die sich zum Opfer darbrachte, mit Jubel und Frohlocken ... Ich mußte weinen ...

So schied ich von München.

* * *

Bergfrieden, Waldhaus, 8. Mai 1918.

Heimkehr! Wieder zu Hause! Noch einmal wieder zu Hause! Noch einmal im Frühlingsglanz in meinem Waldhause! Die Wiesen sind überstreut von Primeln und Anemonen, die Amseln flöten, die Wildtauben gurren. Und — ich erlebe es noch einmal!

* * *

Viele meiner Freunde starben mir in den letzten Wochen. Es starb Richard Kandt, einstmals mein Blutsbruder. Es war für mich nicht nur eine Lebensfreundschaft, sondern zugleich auch ein Freundschaftsmartyrium. Seine leidenschaftliche Liebe zu mir wandelte sich plötzlich, ganz plötzlich, in ebensolchen leidenschaftlichen Haß: in den Haß des Juden, der er von Geburt war; nicht anders, als müßte er eine von mir an ihm begangene Missetat rächen: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Dabei war meine Schuld gegen ihn keine andere als meine unwandelbare, meine unentwegte Liebe und Treue. Liebe und Treue trotz einer Qual, die fast fünfzehn Jahre währte.

Richard Kandt ist der Entdecker der Nilquelle, der Quelle des Kagera- oder Rukararanils. Sein Werk „Caput Nili" hätte ihm bei jeder anderen Nation als der deutschen einen Weltruf gebracht.

Der Kaiser ehrte ihn durch Verleihung des Roten Adler-Ordens zweiter Klasse. Später ward Kandt Gouverneur von Ruanda. Seinem Haus am Kiwusee gab er den Namen meines Hauses „Bergfrieden"; und als er dort in schwerer Krankheit auf den Tod lag, war sein einziger Gedanke, sein einziger Schmerz — so schrieb er mir nach seiner Genesung —, daß er glaubte, mich nicht mehr wiederzusehen. Und in einem anderen Schreiben später: „Wenn ich nachts schlaflos liege und denken muß, wie ich Dich quälte, so schlage ich den Kopf gegen den Bettpfosten, um meine Gedanken zu töten." Sein wundervolles Werk „Caput Nili" widmete er seiner Mutter und mir, dem „brüderlichen Freunde".

Und dann doch! Als er im Frühling 1914 schwer leidend aus Ostafrika nach Europa kam — auf jeder Station erwarteten ihn meine Briefe und bei Aden fuhren unsere Dampfer aneinander vorüber — nud bei gemeinsamen Freunden weilte, forderte er von mir, ihm keinen Brief, sondern nur auf einer Postkarte meinen Namen zu schreiben. Da erkannte meine Frau, daß — zum wievielten Male! — die alte Qual für mich von neuem begann, und sie erkannte, daß ich außerstande sei, sie von neuem zu tragen. Da schrieb sie ihm beifolgenden Brief:

„Ich möchte Dir heute sagen, was mir sehr schwer wird, um was mich aber Richard gebeten hat, mit dem ich zu eurer beider Besten vollständig übereinstimme. Ich halte es für unendlich richtiger, wenn ihr beide euch dieses Jahr nicht sehen würdet. Beide seid ihr noch nicht so widerstandsfähig, um eine solche Erregung ohne Schaden zu ertragen. Du Deines physischen Befindens wegen, Richard aus seelischen Gründen. Daß dieser Entschluß mit seiner Liebe zu Dir nichts zu tun hat, daran kannst Du nicht zweifeln. Du brauchst Dir nur seine Erschütterung zurückzurufen, die ihn damals packte, als er Dich in Berlin so unerwartet sah, um zu erkennen, welche tiefste Wurzeln seine Bruderliebe zu Dir hat. Aber er hat zu viel um Dich gelitten — ihr beide habt um einander gelitten — als daß es nicht besser wäre, vorerst eine längere Zeit vergehen zu lassen, ehe Ihr die unvermeidlichen Erregungen des Wiedersehens, des Beisammenseins über Euch hinstürmen laßt. Auch mußt Du mit Deinen eben wiedergewonnenen Kräften gut haushalten, ganz so wie Richard

mit den seinen; hättest Du vorigen Herbst gesehen, wie elend er war, so würdest Du ihn doppelt gut verstehen. Wir wollen für diesmal aus der Ferne getreuen Herzens Anteil aneinander nehmen, uns gegenseitig freuen, wenn es gute Nachrichten sind, die wir empfangen. Wie sehr wir durch Angst um Dich und Dein Leben gelitten haben, wie Richard jetzt noch alles das durchstürmt und durchzittert, kann ich Dir schwer begreiflich machen. Blieben wir doch immerfort, selbst auf unsere angstvolle Depesche, auf so viele Anfragen ohne jede Antwort von Dir. Das alles muß sich in seiner Seele erst wieder abebben, beruhigen, glätten. Wenn Du uns das nächste Mal aus fernem Land zurückkehrst — dann, ja, dann wollen wir gute Zeiten feiern und glücklichen Herzens einander ins Auge schauen und alle enge Zusammengehörigkeit tief, tief empfinden. Bis dahin laß uns voneinander hören, berichte uns, was Deinen getreuen Freunden not tut, von Dir zu wissen. Und inzwischen laß uns freudig hoffen auf kommende frohe Tage. Ich habe das Empfinden, auch Dir wird unser Vorschlag das Richtige dünken — auch Du wirst gern still und geduldig auf Erfüllung dieser schönen Hoffnung harren. — Erzähle uns, wie es Dir geht. Dann — sobald wir wissen, daß unsere Briefe Dein Ohr finden, sollst Du Ausführliches von uns hören. Immer aber sind wir in alter, getreuer Liebe D. V."

* * *

Seitdem haßte mich der Freund. Der Krieg versöhnte Todfeinde, aber er versöhnte mir nicht den noch immer geliebten Freund. Ich schrieb, depeschierte, bat — keine Antwort! Als Arzt im Kriege tätig, erkrankte er bei einem Gasangriff zu Tode. Man brachte ihn in ein Lazarett nach Nürnberg. Ich aber war in München. Ich wollte sogleich zu ihm eilen, aber er wollte mich nicht sehen. Nach Monaten der Qual starb Richard Kandt, ohne mir vergeben zu haben. Was mir vergeben? In der neuen Auflage seines „Caput Nili" tilgte er meinen Namen, setzte dafür den Namen meiner Frau „In alter Liebe und Verehrung". Auf seinem Sterbebett ließ er meine Frau grüßen. Nicht mich, der ich ihm die ersten Frühlingsblumen als letzten Gruß gesandt hatte . . .

Als Richard Kandt auszog, um die Nilquellen zu entdecken,

— er hatte sich das fest vorgenommen — sagte er zu mir: „Ich muß etwas tun, um deiner Freundschaft würdig zu werden.“

Und dann doch! Damals machte er sein ganzes Eigentum zu Geld, ging und entdeckte die Nilquellen. Herzog Johann Albrecht, als Präsident der Kolonialgesellschaft, weiß, in welcher Weise ich Richard Kandt half, seinen Willen zur Tat zu machen.

Und dann doch! In meiner einst so leuchtenden Freundschaft mit Richard Kandt ward es Nacht, ohne Hoffnung eines Lichtschimmers. Mein Leid um den Freund gehört zu jenen Leiden, die uns alt machen. Und müde, so müde! Jetzt brach auch für Richard Kandt die Nacht an, die eine ewige ist. Aber ich kann an der Asche, die von den Gluten dieses Lebens übrig blieb, stehen, frei von Schuld mich fühlend, außer der einen, daß ich auch diesem mein Herz zu sehr gab.

Richard Kandt ist tot. Daß er in seinen Werken am Leben bleibe!

* * *

Seit Ostern las ich viel: die Bücher unserer jungen Helden der Armeen, der Lüfte, der Meere. Ich las die Gedichte von Karl Bröger, Walter Flex, Heinrich Lersch und anderer Dichter, die der Krieg ans Licht brachte. Heinrich Lersch hat mich überwältigt. Und ich lebte wieder in Gorch Fock, lebte in dem Leben dieses Fischersohns vom Finkenwärder, in seinen Werken und in seinem Heldentode bei der Schlacht am Skagerrak. Sein Bild steht vor mir und sein Gesicht mit dem leichten Lachen in den Augen blickt auf mich herab. Eben schrieb mir die Freundin Frau Paula Schütt Lieboldt aus Blankenese: „Gorch Focks Witwe ließe mir seine Tagebücher schicken.“ Ich werde sie im Walde lesen unter den Wipfeln meiner Buchen, deren Laubwerk blühender Smaragd zu sein scheint, bei dem Donner der Lawinen vom Watzmann und Göll herab. Bei Gorch Focks Tagebüchern werde ich Maienandacht halten . . .

Ich las in diesen Tagen noch andere Dichter — las Strindberg. Wie ward mir zumute! Ich war so tief traurig, fühlte mich so elend, daß es wie Krankheit über mich kam. Ich mußte diesem unseligen Geist, dem wir Deutsche einen Kultus weihen, entfliehen. Zu Goethe flüchtete ich. Seine Herrlichkeit wurde mir in Wahrheit eine Zuflucht. Noch niemals fühlte ich mich bei ihm so

geborgen. Ich klammerte mich an ihn. An seinem Herzen erst ward ich ruhiger. Aber ein Grauen blieb mir vor dem Genius Strindbergs — es ist der eines Wahnsinnigen. Seine Menschen, die keine Menschen, sondern Schemen sind, immer wieder erleben, an seine teuflischen Frauen glauben zu müssen — das könnte meine Sinne zerstören. Wehe der Zeit und dem Geschlecht, welches zu dieser Gottheit betet!

* * *

Unter den Toten der letzten Wochen befindet sich Lisbeth Wilbrandt, Schwiegertochter von Adolf Wilbrandt. Sie starb nach jahrelangen schweren Leiden einen Qualentod. Aber wer und was mit dieser Frau starb! Ihr Gatte, Robert Wilbrandt, den ich als Kind auf meinen Armen trug, sandte mir heute eine große Anzahl Photographien der Gestorbenen. Lisbeth Wilbrandt mit ihren Kindern, jedes ein Cherub an Lieblichkeit, sie selbst die Allerlieblichste. Diese holde Menschenblume, die eine heilige Mutter, eine durch ihre Liebe zu ihrem Manne gebenedeite Gattin war, war zugleich eine bedeutende Frau, ein freier, stolzer, starker Geist von der Reinheit der Blumen. Tot auch sie!

15. Mai 1918.

Ich sah heute zwei junge Helden. Der eine, Hans Wolfram von Engelmann, eine der edelsten Jünglingsgestalten dieses Krieges und seinen Freund Werner von Sanden, der nach dreijähriger Gefangenschaft in Turkestan mit einigen Gefährten entfloh. Er befand sich in einem der besseren Gefangenlager inmitten der Salzwüste. In diesem „besseren" Lager starben binnen kurzem von zehntausend Gefangenen viertausend an Flecktyphus. Der Jüngling war siebzehn Jahre alt, als er im Osten gefangen ward . . .

16. Mai 1918.

Peter Rosegger ließ mir heute sagen: „er könne mir nicht selbst schreiben, seine Schwäche sei so groß, wie die der deutschen Regierung".

Dann stirbst du an deiner Schwäche, du herrlicher Mensch, großer Volksdichter und geliebter Freund!

Namenverzeichnis

Namenverzeichnis

Nachweis der Bilder